

sub \ urban

zeitschrift für kritische stadtforschung

2023

band 11, heft 1/2

Arbeit

schwerpunkt



sub\urban

2023
band 11, heft 1/2

schwerpunkt

arbeit



zeitschrift-suburban.de

Editorial

sub\urban-Redaktion 7

aufsätze

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

Restrukturierung städtischer Räume und Arbeit in technologischen Experimenten mit Hausarbeit

Yannick Ecker, Anke Strüver 17

Reproduktive Widersprüche im Plattform-Urbanismus von Körpern aus denken

Barbara Orth, Sylvana Jahre, Antonie Schmiz 47

Komm, lass uns Freunde sein

Deregulierung, prekäre Arbeit und Männlichkeit in Georgien

Joseph Sparsbrod 69

Kämpfe um Autonomie und Commons des Ankommens

Urbane Infrastrukturen und Infrapolitiken der Arbeitsvermittlung

Mouna Maaroufi 97

Community as Ware

Eine ethnographische Untersuchung der „Factory Berlin“ als urbanem Arbeitsort der Innovationsproduktion

Annekathrin Müller 127

Das postkoloniale Andere im

Technokapitalismus Einblicke in die affektive Aushandlung von Positionalitäten in Nairobis Techszene

Alev Coban 149

Care-Ökonomien im ländlichen Raum am Beispiel eines ostdeutschen Gemeinschaftsprojektes

Inga Haese 185

Langweilige Dystopien in fiktiven

Geographien Eingeschlossensein in affektiven Atmosphären

Julie Ren, Ifigeneia Dimitrakou, Luisa Gehriger, Fritz-Julius Grafe, Hanna Hilbrandt 205

Jenseits der Utopie? Zur visuellen Konstruktion städtischer Beteiligungsverfahren am Beispiel des Dragonerareals in Berlin-Kreuzberg

Ajit Jacob Singh, Kathrin Meißner 235

debatte

Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine intensivere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung
Yannick Ecker, Tatiana López, Nicolas Schlitz 265

So wichtig wie immer und überall
Bettina Engels 283

Labour Geography ist kritische Intervention
Stefanie Hürtgen 289

Digitalisierung, Raum und Konflikt
Moritz Altenried 303

Labour Geographies im Dialog mit kritischer Stadtforschung
Karin Schwiter 311

Kritische Geographie in Schwierigkeiten? Reflexionen im Anschluss an Benedikt Korfs „Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie“
Matthias Naumann 319

magazin

Uwe – Felsberg-Melsungen, 2016
Fotospaziergang mit einem Leiharbeiter der Industriellistik in Kassel
Cécile Cuny 337

Die Frankfurter Sommerschule „Kritische Wohnungsforschung“
Perspektiven, Vernetzung und Empowerment für neue Formen der Wissensproduktion und Wohnungspolitik
Johanna Betz 341

rezensionen

Weder ein Ende der Arbeit, noch der Fabrik Moritz Altenried: The digital factory. The human labor of automation.
Yannick Ecker 347

Editorial

Liebe Leser_innen,

im Unterschied zu Themen wie Konsumtion, Reproduktion oder städtischer Alltag spielen in der Stadtforschung das Verhältnis von Stadt und Lohnarbeit, aber auch die städtische Formation von Arbeitsverhältnissen, Arbeitskämpfen und Arbeitsorten nur eine geringe Rolle. Das gilt schon für die frühe Stadtforschung von Georg Simmel und die Chicago School of Sociology bis zu den Gemeindestudien der 1950er Jahre. Aber – und das mag auf den ersten Blick überraschen – es trifft auch auf die kritische Stadtforschung zu, die seit den 1970er Jahren insbesondere in der Soziologie und in der Geographie eine wichtige Rolle spielte. Gleichzeitig beziehen sich zeitdiagnostische Grundannahmen der Stadtforschung – wie die zur neoliberalen oder postfordistischen Stadtpolitik, aber auch Stadtkonzepte wie die kreative Stadt, die Global City oder die Schwarmstadt – ganz zentral auf veränderte Formen von Lohnarbeit[1] und gesellschaftlichen Arbeitsverhältnissen. Zu einer Auseinandersetzung mit konkreten Arbeitsverhältnissen, Arbeitskämpfen und Arbeitsorten hat dies allerdings nur selten geführt. Dies gilt bislang auch für sub\urban. Auch bei uns sind Beiträge, die sich explizit mit der Transformation von Erwerbsarbeit und deren Auswirkungen auf Städte, mit den städtischen Dimensionen von Arbeitskämpfen oder mit den Orten der Erwerbsarbeit beschäftigen, bislang relativ selten gewesen. Natürlich gibt es Ausnahmen, insbesondere in unseren Themenschwerpunkten und Debatten um „Bedingungen kritischer Wissensproduktion“ (2016), „Basisorganisierung“ (2016), „Stadt der Reproduktion“ (2017), oder „digital war besser“ (2021). Darin befassen sich unsere Autor_innen mit Reproduktions- und Care-Arbeit sowie mit prekären Arbeitsverhältnissen, nicht zuletzt in der Wissenschaft.

Die vergleichsweise geringe Aufmerksamkeit für klassische Lohnarbeit bedeutet jedoch nicht, dass sich Stadtforschung nicht für die „Lage der arbeitenden Klasse“ (Engels 1845) in Städten interessierte – ganz im Gegenteil. Die sozialwissenschaftliche Stadtforschung nahm im 19. Jahrhundert ja gerade die Industrialisierung und die damit verbundenen Prozessen der Verstädterung zum Ausgangspunkt, also die Erfahrungen einer tiefgreifenden Transformation der Produktionsweise mitsamt ihren sozial-räumlichen Implikationen. Die damit aufgeworfene „soziale Frage“ begriff sie zugleich als eine städtische Frage und als eine Frage der Arbeiter_innenklasse. Die Stadt, so schreiben Hartmut Häußermann und Walter Siebel in ihren „Thesen zur Soziologie der Stadt“, sei „der Ort der Ausbeutung durch industrielle Lohnarbeit – und sie wird in dem Maße, wie sich ihre funktionale und wirtschaftliche Struktur nach den Bedürfnissen von Industrie- und Handelskapital wandelt, zum Medium der Ausbeutung“ (2013 [1978]: 114).

Zugleich endete das Interesse an den konkreten städtischen Dimensionen von Arbeit häufig gewissermaßen an den Werkstoren. Es ist in diesem Sinne bezeichnend, dass das „berühmteste Diagramm der Sozialwissenschaft“ (Davis 1999: 412), nämlich Robert Parks und Ernest Burgess’ Model von Chicago, zwar eine „zone of workingmen’s homes“ (1925: 55) ausweist, aber keine städtische Zone, die mit der Praxis der Arbeit verbunden ist. Auch in soziologischen Beschreibungen von Stadt als Markt, Polis oder Ort der Polarisierung von Öffentlichem und Privatem spielt der Ort der Arbeit keine entscheidende Rolle. Arbeit – ob nun in einer privatwirtschaftlich geführten Fabrik oder im privaten Haushalt – liegt also weitgehend außerhalb des Blicks der Stadtforschung – auch wenn die feministische Stadtforschung hier eine deutliche Ausnahme bildet (vgl. etwa Massey 1984; Bock/Heeg/Rodenstein 1997; Massey/McDowell 2005; Künkel 2020).

In der Stadt der Industrialisierung nahmen Arbeitsstätten der Industrie, des Handwerks und von Dienstleistungen noch zentrale Orte ein. Demgegenüber sorgte die Funktionstrennung im Zuge der fordistischen Stadtplanung nach dem Zweiten Weltkrieg für eine Desintegration mancher Arbeitsorte sowie für eine räumliche wie symbolische Unsichtbarmachung von Lohnarbeit. Es verwundert daher nicht, dass die Stadtforschung sich eher für Fragen des Wohnens, der Reproduktion und der Mobilität (insbesondere für das Pendeln zwischen Wohn- und Arbeitsorten) interessiert. Vermutlich ist es auch kein Zufall, dass

hier feministische Autor_innen wie Massey (1984), McDowell (1999) oder Sassen (1991) Ausnahmen bilden, indem sie den Blick auf den Ausschluss beziehungsweise die Integration von Frauen in den Erwerbsarbeitssektor lenken.

Bereits 1994 thematisierte der Geograph Andrew Herod aus der Perspektive der entstehenden Labour Geography die „theoretische (Un)Sichtbarkeit“ von Arbeiter_innen in der kritischen Stadtgeographie (1994: 681). Dabei verwies er auf das Paradox, dass die damals durchaus dominante marxistische Stadtgeographie zwar ihren Ausgangspunkt im Widerspruch zwischen Kapital und Arbeit nehme, im Hinblick auf Städte aber fast ausnahmslos Kapital und Staat als aktive soziale Akteure bei der Gestaltung von Städten und städtischen Räume sehe. Insbesondere mit Blick auf die Arbeiten des marxistischen Geographen David Harvey sprach Herod dabei von einem „ontological privileging of capital as maker of space“ (ebd.: 682). Aus dieser Perspektive errichtet das Kapital die Stadt nach seinem Abbild und zugleich nutzt Arbeit städtischen Raum als Ort für ihre eigene Reproduktion: „[W]orking-class people are often conceived of in a somewhat passive and reactive manner, sometimes able to hold up capital’s grand designs for the city and the geography of capitalism but never really able to initiate their own plans to directly produce urban space for themselves.“ (ebd.)

Neben diesem kapitalzentrierten Fokus auf die „Urbanisierung des Kapitals, also [die] Art und Weise, in der (fiktives) Kapital durch die gebaute Umwelt zirkuliert“ (Belina 2022: 137), waren die Anfänge der kritischen Stadtforschung von einer Auseinandersetzung mit Fragen kollektiver Konsumption geprägt. Paradigmatisch hierfür sind die frühen Arbeiten von Manuel Castells (1975, 1983). Für die Beschäftigung mit Konsumption gibt es eine Reihe von Gründen – sowohl konzeptionelle als auch historische und kontextbezogene: Kritische Stadtforschung entwickelte sich als wissenschaftliches Feld in den 1970er Jahren. In den Städten des globalen Nordens – der Referenzfolie für große Teile der Literatur in dieser Subdisziplin – war diese Phase einerseits durch die Entstehung der Neuen Sozialen Bewegungen geprägt. Diese waren – zumindest in der zeitgenössischen Diskussion – gerade dadurch charakterisiert, dass sie sich von herkömmlichen klassen- und arbeitszentrierten Ansätzen unterschieden. Diese Bewegungen waren vielfach nicht nur in Städten aktiv, sondern machten „städtische Fragen“ zum Gegenstand. Dies bedeutete in hohem Maße, kollektive Konsumption zu hinterfragen. Andererseits

waren die 1970er Jahre eine Phase, die aus heutiger Sicht zwar als Beginn einer Krise des fordistischen Wohlfahrtsstaates beschrieben wird, in der jedoch der Staat noch wesentlicher Akteur und Adressat stadtpolitischer aktivistischer Interventionen war. Es ist vor diesem Hintergrund naheliegend, die Stadt als Ort von Konflikten um kollektive Konsumption zu begreifen (Holm 2012). In entsprechenden Arbeiten aus dem Feld der kritischen Stadtforschung ging es selbstverständlich ganz wesentlich um die Lage von Arbeiter_innen in den Städten, zunehmend auch unter Anerkennung von und in Beschäftigung mit weiteren Achsen der Differenz wie Geschlecht oder Rassifizierung. Der „Kampf in den Städten“ (Castells 1975) wurde hier immer in erster Linie als Klassenkampf verstanden. Städtische Kämpfe, so die Ansicht, finden auf der Straße und in den Wohnvierteln statt, nicht in Fabriken oder Betrieben. Lokale, nachbarschaftliche Identitätskonstruktionen ersetzen in diesem Sinne klassenbezogene.

Dass sub\urban einen Themenschwerpunkt zu Stadt und Arbeitsverhältnissen, zu Arbeitskämpfen und Arbeitsorten veröffentlicht, hat zum einen mit einem Unbehagen darüber zu tun, dass diese Themen in der Stadtforschung bis heute einen geringen Stellenwert haben. Dagegen, so schreiben Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz in ihrem Debattenbeitrag für dieses Heft, gelte es mit einer stärkeren Betrachtung städtischer Arbeitsverhältnisse die „Priorisierung von Kapital und Staat als Treibern von Raumproduktionen aufzubrechen“ (2023: 267). Zum anderen haben sich in den vergangenen Jahren auch die Arbeitsverhältnisse in vielen Städten der Welt gewandelt. Dies trug sicherlich dazu bei, dass wir diese Leerstelle überhaupt identifiziert haben. Feministische und postkoloniale Kritiken hatten gleichzeitig einen wichtigen Anteil daran, die impliziten Universalisierungen bisheriger Perspektiven auf Stadt zu kritisieren. Die klassische Stadtforschung – wie auch die ersten Seiten dieses Editorials – versteht die Fabrik und den Betrieb als relativ große und relativ stark räumlich abgeschlossene Einheiten der Organisation von Arbeit; sie nimmt sie implizit wie explizit als die Norm städtischer Arbeit an. Diese Sichtweise reproduziert nicht nur den Mythos des modernen „Normalarbeitsverhältnisses“ mit all seinen vergeschlechtlichten und rassifizierten Implikationen. Sie universalisiert zudem die Erfahrung einer kleinen Zahl von Städten zu-lasten einer „world of cities“ (Robinson 2011).

Der Schwerpunkt dieser Ausgabe stellt neuere Arbeitsverhältnisse, Arbeitskämpfe und -orte ins Zentrum, um ihnen mehr Sichtbarkeit zu verschaffen. Das betrifft zum Beispiel neue Formen der Erwerbsarbeit wie Plattformarbeit oder Logistik in der Stadt.

Yannick Ecker und Anke Strüver betrachten in ihrem Aufsatz die zunehmende Kommodifizierung, Fragmentierung und Auslagerung reproduktiver Tätigkeiten wie Kochen oder Einkaufen aus der Doppelperspektive der sozialen Reproduktion und der Logistik. Sie diskutieren zwei qualitative Fallstudien zu gastronomischen Lieferdiensten und zum Online-Lebensmitteleinzelhandel.

Der Beitrag von Barbara Orth, Sylvana Jahre und Antonie Schmiz setzt bei Diskussionen über die Plattformisierung städtischer Infrastrukturen an und ergänzt diese um eine Perspektive auf Körper. Die Autorinnen heben die Bedeutung lokal verfügbarer und oftmals ortsgebundener Arbeitskräfte für Akteur_innen des Plattform-Urbanismus heraus. Sie zeigen zudem auf, auf wie vielfältige Weisen das Effizienzversprechen dieser Akteur_innen auf die Strukturierung und Hierarchisierung von Arbeit angewiesen ist.

Joseph Sparsbrod widmet sich in seinem Beitrag informellen Arbeitsmärkten im Kontext nachbarschaftlicher Männertreffs in der georgischen Hauptstadt Tbilissi. Sein Text fokussiert sich auf die Rolle sozialer Netzwerke und Vorstellungen von Männlichkeit bei der Organisation deregulierter Arbeitsmärkte.

In Mouna Maaroufis Aufsatz stehen hingegen formelle Akteur_innen der Arbeitsvermittlung im Zentrum. Die Autorin untersucht am Beispiel von Berlin und Potsdam die Herausbildung infrastruktureller Arrangements von Akteur_innen der Arbeitsvermittlung seit dem „Sommer der Migration“ 2015. Ihr Hauptaugenmerk liegt auf der Art und Weise, in der Arbeitende und Arbeitsuchende durch diese Infrastrukturen navigieren, sich diese aneignen oder sie unterlaufen.

Annekathrin Müller widmet sich mit einem ethnographischen Zugang der „Factory Berlin“ als neuem Arbeitsort im städtischen Raum, in dem ein gezieltes „Kuratieren“ von Community das einst nicht-ökonomische Feld der Gemeinschaft ökonomisiert.

Alev Coban setzt sich in ihrem Beitrag mit dem kenianischen Technologiesektor und der Inszenierung von Nairobi als einem zentralen Ort technikutopischer Erzählungen in Afrika auseinander. Auf der Basis ethnographischer Forschung zu Co-Working-Spaces widmet sich

die Autorin den affektiven Aushandlungen und Zukunftserzählungen, die sich zwischen Versprechen eines globalen Technokapitalismus und dekolonialer Emanzipation bewegen.

Inga Haese wertet in ihrem Aufsatz Care-Praktiken und Elemente einer Care-Ökonomie in einem Gemeinschaftsprojekt im ländlichen Raum aus, die widersprüchliche Entwicklungen jenseits von Idealisierungen oder Romantisierungen aufzeigen. Dabei zeigt sie, wie transformative Praktiken in Care-Ökonomien die kapitalistische Differenzierung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit irritieren.

In der Debatte plädieren Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz für eine Hinwendung der kritischen Stadtforschung zum Thema Arbeit. Sie schlagen vor, städtischen Arbeitskämpfen besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Bettina Engels sympathisiert in ihrem Kommentar mit der Fokussierung auf Arbeit, ist aber skeptisch hinsichtlich der von den Autor_innen diagnostizierten „zunehmenden Verbindung von betrieblichen und städtischen Konflikten“ (2023: 267). Sie schlägt vor, auch in der Auseinandersetzung mit Arbeit innerhalb der kritischen Stadtforschung eine globale Perspektive einzunehmen. Stefanie Hürtgen unterstützt ebenfalls die Hinwendung zum Thema Arbeit, kritisiert aber eine fehlende Anbindung des Plädoyers von Ecker, López und Schlitz an bestehende kritische gesellschaftstheoretische Auseinandersetzungen und entsprechende begriffliche Bestimmungen. Moritz Altenried erweitert das Plädoyer um eine Perspektive auf räumliche Aspekte der Transformation von Arbeit. Dafür nutzt er die Beispiele digitaler Technologien, der Neuzusammensetzung von Arbeit und die sozialen Auseinandersetzungen in der urbanen Plattformökonomie. Karin Schwiter reflektiert, was in umgekehrter Richtung die Labour Geographies durch einen vertieften Dialog mit der kritischen Stadtforschung gewinnen können.

Im Magazin stellt Cécile Cuny uns „Uwe“ vor, einen Leiharbeiter in der Industrielogistik in Kassel, mit dem sie einen Fotospaziergang durch seine Arbeits- und Lebenswelt unternommen hat. Yannick Ecker rezensiert für unseren Themenschwerpunkt Moritz Altenrieds Buch *The digital factory. The human labor of automation* (2022), das er mit Blick auf plattformvermittelter Arbeit als wegweisend für zukünftige Forschungsvorhaben in Stadtforschung und Arbeitssoziologie ansieht.

Jenseits des Schwerpunkts erscheinen in unserem offenen Teil vier weitere Beiträge: Julie Ren, Ifigeneia Dimitrakou, Luisa Gehriger,

Fritz-Julius Grafe und Hanna Hilbrandt widmen sich in ihrem Aufsatz fiktionalen Darstellungen des Eingeschlossenseins. Entlang einer Betrachtung der beiden Spielfilme *Parasite* und *Dogtooth* zeigen sie auf, wie diese die räumliche Festschreibung patriarchalischer Gewalt und sozialer Klassenverhältnisse verhandeln. Die Autor_innen analysieren diese als Atmosphären alltäglicher Dystopieerfahrungen und plädieren für einen affektsensiblen Blick auf das Erleben und Aushalten normativer Ordnungen.

Ajit Jacob Singh und Kathrin Meißner setzen sich in ihrem Aufsatz mit den visuellen Dimensionen städtischer Planungsprozesse auseinander. Am Beispiel des Beteiligungsverfahrens rund um das Dragonerareal in Berlin-Kreuzberg gehen sie der Frage nach, wie wirkmächtig visuelle Darstellungen an der Sichtbarmachung umkämpfter und auszuhandelnder Räume beteiligt sind. Sie richten zugleich den Fokus kritisch darauf, welche Aspekte der Beteiligung dabei unsichtbar bleiben.

Johanna Betz berichtet von der Frankfurter Sommerschule Kritische Wohnungsforschung im September 2022. Sie dokumentiert schlaglichtartig, welche inhaltlichen Schwerpunkte die Veranstaltung setzte und plädiert für eine stärkere fachübergreifende Diskussion zum Themenfeld Klimagerechtigkeit und Wohnen.

Als weiteren Debattenbeitrag veröffentlichen wir einen Text von Matthias Naumann, der Benedikt Korfs Buch *Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie* (2022) zum Anlass für eine Bestandsaufnahme kritisch-geographischer Arbeiten im deutschsprachigen Raum nimmt. Indem er einige von Korfs dargelegten Schwierigkeiten „produktiv“ wendet, nimmt Naumann eine kritische Würdigung dieses Feldes vor. In diesem Zusammenhang weist er auf neue und alte Herausforderungen hin, mit denen sich die kritische Geographie (und die kritische Wissensproduktion allgemein) aktuell konfrontiert sieht.

Die Arbeit im Redaktionskollektiv von sub\urban hat sich verändert: Justin Kadi hat die Redaktion aufgrund neuer beruflicher und privater Schwerpunkte verlassen. Er war seit 2016 Mitglied von sub\urban. Wir danken ihm für die tolle Zusammenarbeit, bleiben in Kontakt und wünschen ihm alles Gute! Auch in der Produktion der Zeitschrift gibt es eine Veränderung: Nach zehn Jahren haben wir uns von Robert Hänsch getrennt, der die Beiträge für sub\urban gesetzt hat. Wir bedanken uns auch bei ihm und wünschen ihm alles Gute!

Die Arbeit am Titelbild wurde für diese Ausgabe von zahlreichen ungenannten Künstler_innen und Clickworker_innen übernommen, die die Grundlage des Deep-Learning-Text-zu-Bild-Generators *Stable Diffusion* geschaffen haben. Dies schien uns für einen Themenschwerpunkt zu Arbeit angemessen und wir denken, dass das Ergebnis sehr gut ein Unbehagen und eine Verstörung im Verhältnis zu Stadt und Arbeit zum Ausdruck bringt.

Mit großer Bestürzung haben wir im Mai vom Tod Malte Steinbrinks erfahren. Malte war für uns Autor, Kollege und Freund. Er war eine wichtige Stimme in der deutschsprachigen Stadtforschung und Geographie und wir werden die stets herzlichen und manchmal auch wilden Gespräche und Diskussionen mit Malte immer in Erinnerung behalten.

Herzliche Grüße

das Redaktionskollektiv von sub\urban

Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Endnoten

[1] Der Themenschwerpunkt konzentriert sich hauptsächlich auf Lohnarbeit und damit nur auf einen Teilaspekt gesellschaftlicher Arbeit. Das Verhältnis zwischen Lohnarbeit und nicht entlohnter Arbeit sowie der Übergang zwischen beiden (beispielsweise Care-Arbeit) bleiben damit jenseits des Aufsatzes von Inga Haese weitgehend ausgeklammert.

Literatur

Altenried, Moritz (2022): *The digital factory. The human labor of automation*. Chicago: University of Chicago Press.

Belina, Bernd (2022): Radikale Kritik kapitalistischer Urbanisierung. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/1, 136-138.

Bock, Stefanie / Heeg, Susanne / Rodenstein, Marianne (1997): Reproduktionsarbeitskrise und Stadtstruktur. Zur Entwicklung von Agglomerationsräumen aus feministischer Sicht. In: Ruth Becker / Christine Bauhardt (Hg.), *Durch die Wand! Feministische Konzepte zur Raumentwicklung*. Pfaffenweiler: Centaurus, 33-52.

Castells, Manuel (1975): *Kampf in den Städten*. Berlin: Verlag für das Studium der Arbeiterbewegung.

Castells, Manuel (1983): *The city and the grassroots. A cross-cultural theory of urban social movements*. London: Edward Arnold.

Davis, Mike (1999): *Ökologie der Angst*. München: Antje Kunstmann.

Editorial

- Ecker, Yannick / López, Tatiana / Schlitz, Nicolas (2023): Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine tiefere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 11/1-2, 265-281.
- Engels, Bettina (2023): So wichtig wie immer und überall. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 11/1-2, 283-287.
- Engels, Friedrich (1845): Die Lage der arbeitenden Klasse in England. Leipzig: Otto Wigand.
- Häußermann, Hartmut / Siebel, Walter (2013 [1978]): Thesen zur Soziologie der Stadt. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 101-118.
- Herod, Andrew (1994): On workers' theoretical (in)visibility in the writing of critical urban geography: A comradely critique. In: Urban Geography 15/7, 681-693.
- Holm, Andrej (2012): Vorwort. In: Manuel Castells (Hg.), Kampf in den Städten. Gesellschaftliche Widersprüche und politische Macht. Hamburg: VSA, 7-27.
- Korf, Benedikt (2022): Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie. Studien zu einer reflexiven Theorie der Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Künkel, Jenny (2020): Sex, drugs & control. Das Regieren von Sexarbeit in der neoliberalen Stadt. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Massey, Doreen (1984): Spatial divisions of labour. Social structures and the geography of production. London/Basingstoke: Macmillan.
- Massey, Doreen / McDowell, Linda (2005): Space, place, and gender. In: Susan S. Fainstein / Lisa Servon (Hg.), Gender and planning reader. New Jersey: Rutgers University Press, 213-231.
- McDowell, Linda (1999): Gender, identity, and place. Understanding feminist geographies. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Park, Robert E. / Burgess, Ernest W. (Hg.) (1925): The city. Chicago: University of Chicago Press.
- Robinson, Jennifer (2011): Cities in a world of cities. The comparative gesture. In: International Journal of Urban and Regional Research 35/1, 1-23.
- Sassen, Saskia (1991): The global city. New York, London, Tokyo. Princeton: Princeton University Press.

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

Restrukturierung städtischer Räume und Arbeit
in technologischen Experimenten mit Hausarbeit

Yannick Ecker, Anke Strüver

Vor dem Hintergrund des wachsenden Drucks auf die gesellschaftliche Organisation der Sorgearbeit und des überschüssigen Risikokapitals ist das Feld der sozialen Reproduktion zum zentralen Schauplatz der Akkumulation durch technologiegetriebene Experimente geworden. Eine Folge ist die zunehmende Kommodifizierung, Fragmentierung und Auslagerung reproduktiver Tätigkeiten wie Kochen oder Einkaufen. In der Bereitstellung solcher häuslichen Tätigkeiten als plattformvermittelte Dienstleistungen führen Unternehmen neue Logiken der Kontrolle und Koordination ein, die die Räumlichkeit, Sichtbarkeit und Bedingungen von Arbeit transformieren. In diesem Beitrag überdenken wir diese Transformationen aus der Doppelperspektive der sozialen Reproduktion und der Logistik. Statt unsere Analyse auf den Arbeitsprozess zu beschränken, der mit einer gegebenen Plattform einhergeht, fokussieren wir die multiplen Arbeitsorte, die mit der Auslagerung von Hausarbeit in das städtische Gefüge verbunden sind. Wir veranschaulichen diese Perspektive anhand zweier qualitativer Fallstudien zu gastronomischen Lieferdiensten und zum Online-Lebensmitteleinzelhandel.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Die Verschärfung globaler Krisendynamiken und wirtschaftlicher Unsicherheiten im Zuge des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine läutet auch für Teile urbaner Plattform-Ökonomien ein neues – wenn auch bereits früh vorausgesagtes – Kapitel ein, da die zurückgehende Verfügbarkeit von Risikokapital den meist defizitären Geschäftsmodellen ihre Finanzierungsgrundlage entzieht. Während in der *Financial Times* im Juni 2022 bereits mit Häme das „Farewell to the servant economy“ angestimmt wurde (O’Connor 2022), sorgen sich andere Stimmen über die Existenzen der meist prekarierten und nun zunehmend ihrer Arbeit entzogenen Arbeiter_innen bei Liefer- und Taxidiensten.

Die sich andeutende Krise der Plattform-Ökonomie knüpft an eine Zeit rasanten Wachstums sowie an die anhaltende *Care*-Krise an: Sowohl das Segment der Lebensmittellieferungen als auch der Restaurant-Bestelldienste erlebten pandemiebedingt einen enormen Schub (Polkowska 2021; Ecker/Strüver 2022; Shapiro 2022; Vecchio et al. 2022). Vor dem Hintergrund des wachsenden Drucks auf die gesellschaftliche Organisation von sozialer Reproduktion einerseits und des überschüssigen Risikokapitals andererseits können – zumindest die Bewohner_innen europäischer Großstädte – vielerorts auf widersprüchliche Weise beobachten, wie aus Teilen von Haushaltstätigkeiten wie alltäglichen Besorgungen und Kochen warenförmige plattformvermittelte Dienstleistungen geworden sind. Das Feld der Haus- und Sorgearbeit wurde dadurch zu einem zentralen Ort technologischen Experimentierens (Huws 2019; Schwiter/Steiner 2020; Altenried/Animento/Bojadžijev 2021).

Trotz dieses Booms muss das Versprechen einer kommodifizierten Auslagerung von Hausarbeit jedoch als brüchig und unvollständig betrachtet werden. Erstens, da es sich auf die zahlungskräftige Nachfrage in Großstädten beschränkt; zweitens, da sich die Auslagerung dieser Arbeit alles andere als reibungslos darstellt. Im Bereich der Restaurantlieferungen zeigen sich Spannungen in der Koordination von Fahrer_innen, Restaurants und Konsument_innen (Richardson 2020; Bissell 2020). Im Lebensmitteleinzelhandel stoßen Anbieter wie der REWE Lieferservice in der Ausweitung von Kapazitäten bei einer gleichzeitig relativ dichten Abdeckung durch den stationären Handel an die Grenzen der Logistik der arbeitsintensiven letzten Meile, sodass Kund_innen Bestelltermine gar nicht erst buchen können (Rock 2022: 242). Die Lieferarbeit in beiden Bereichen weist Gemeinsamkeiten mit weiteren Branchen der *on-demand* Plattform-Ökonomie auf wie Taxivermittlung, Betreuungs- und Reinigungsarbeit. Sie alle eint die Problematik der raumzeitlich äußert sensiblen Koordination von Angebot und Nachfrage sowie die ausgeprägte Relevanz körperlich und auch psychisch anspruchsvoller Arbeit (Altenried 2019; Richardson 2020; Bor 2021; Gregory/Sadowski 2021). In der Stadtforschung entfaltet sich die Debatte hierzu unter den Begriffen „*Logistischer Urbanismus*“ und „*Plattform-Urbanismus*“ (Altenried 2019; Barns 2019; Bauriedl/Strüver 2020; Shapiro 2022) und begrenzt sich häufig auf die Arbeitsverhältnisse und -bedingungen der *auf beziehungsweise über* die jeweilige Plattform vermittelten Arbeit (für einen Überblick s. Altenried/Dück/Wallis 2021).

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

Diese Dienstleistungen versprechen für Teile der Bevölkerung eine Transformation der gesellschaftlichen Arbeitsteilung, indem sie für einzelne Elemente von Hausarbeit eine warenförmige Auslagerung als *einfache Dienstleistungsarbeit* anbieten. Diese Transformation bringt neue Logiken der Kontrolle und Koordination mit sich, die sozialräumliche Praktiken über verschiedene Grenzen – bezahlt/unbezahlt, öffentlich/privat, formalisiert/informalisiert – hinweg und im Spannungsfeld gesellschaftlicher Verhältnisse wie Feminisierung und Rassifizierung reartikulieren (Altenried/Animento/Bojadžijev 2021).

Vor diesem Hintergrund fokussieren wir verschiedene Dimensionen von Arbeit, die mit der Vermittlung und Lieferung von Lebensmitteln und fertigen Mahlzeiten über digitale Plattformen als Dienstleistungen verbunden sind und zentrale Alltagselemente der sozialen Reproduktion (Einkaufen und Kochen) verändern. Damit möchten wir zu einer ergänzenden Retheoretisierung und Historisierung anregen, in der die *Verschiebung* von Arbeit in einem doppelten Sinne im Fokus steht: einerseits, da wir sie als Verschiebung *aus* dem Haushalt heraus und aus feministischer Perspektive in den Blick nehmen. Uns erscheint hier aufgrund der Logiken der Fragmentierung, Kommodifizierung, der sozialen und räumlichen Auslagerung und damit Reartikulation von (Un-)Sichtbarkeit eine Einbettung in die Theoretisierung von Hausarbeit notwendig. Andererseits fokussieren wir die Verschiebung *in* sozial und ökonomisch anders konnotierte Arbeitsprozesse und Räume im Bereich der *einfachen Dienstleistungsarbeit*. Somit gehen wir der Frage nach, auf welche Dynamiken eine solche integrierte Betrachtung der Arbeit auf der urbanen letzten Meile aus Perspektive der sozialen Reproduktion aufmerksam macht. Welchen analytischen Gewinn bietet eine Konzeptualisierung als Hausarbeit für ein Verständnis der spezifischen Dynamiken und Logiken, die die Auslagerung in den Alltag von Arbeiter_innen und ihre Arbeitsräume wie Warenlager, Supermärkte und Restaurants mit sich bringt? Und wie erweitert eine Betrachtung unternehmerischer Ansätze das Verständnis der Restrukturierung von Hausarbeit?

Um für diese Verschiebung zu sensibilisieren, greifen wir auf bestehende Forschungen zur Logistikarbeit zurück (Neilson 2012; Lyster 2016; Altenried 2019; Coe 2020) und schlagen vor, die Logistik als zentralen Kontext zu verstehen, aus dem heraus im Zuge der Plattformisierung Logiken exportiert werden und sich neu in städtische Raumproduktionen und Alltagspraktiken einschreiben (s. Abschnitt 2). Die Einbettung in die

Logistik – als Erweiterung des Plattform-Urbanismus – verschränken wir mit etablierten feministischen Ansätzen zur Reproduktionsarbeit (s. Abschnitt 3). Wir veranschaulichen dies zum einen anhand einer Studie zu Lieferdiensten für Mahlzeiten in Graz, die über die Jahre 2020–2022 durchgeführt wurde. Zum anderen betrachten wir mithilfe einer jüngeren Fallstudie aus dem Jahr 2022 bereits etabliertere Modelle des Online-Lebensmitteleinzelhandels in einer deutschen Großstadt. In beiden Fällen bringen wir den vorgeschlagenen Ansatz zur Anwendung, indem wir die multiplen, von der Verschiebung (*aus/in*) betroffenen Räume sowie die Transformation der Arbeit *bei* dieser Verschiebung in den Blick nehmen (s. Abschnitte 4–6). Auf diese Weise verfolgen wir das Ziel, einen Analyserahmen zu plausibilisieren, der sich dazu eignet, arbeitsbezogene Implikationen der Restrukturierung von Hausarbeit und ihre Manifestationen in städtischen Raumproduktionen zu diskutieren (s. Abschnitt 7).

2. Restrukturierung von Hausarbeit im Logistischen Urbanismus

Der ursprünglich mit dem Bereich des Militärischen verknüpften Wissenschaft der Logistik kommt in den letzten 50 Jahren aufgrund politisch-ökonomischer Verschiebungen hin zu postfordistischen, flexiblen Akkumulationsregimen eine wachsende Bedeutung zu (Danyluk 2018; Coe 2020). Dabei gewinnt die Sphäre der *Zirkulation* gegenüber der Produktion an Relevanz und beginnt sich auch über den Konsumptionsprozess zu legen: „Replacing the notion that transportation is a necessity following production, logistics comes to be understood as a paradigm referring to the integrated management of the whole supply chain, encompassing the entire cycle of production, circulation and, increasingly, consumption as something to be planned and analysed“ (Altenried 2019: 117). Neben der Strukturierung von Warenketten und Produktionsnetzen rücken mit der Logistik der letzten Meile zunehmend auch Städte in den Fokus von Unternehmen, die Haushalten Entlastungen oder Komfort versprechen.

Wie Martin Danyluk (2018) verdeutlicht, ist der Bedeutungsgewinn der Logistik eng mit Krisendynamiken verbunden, da sie eine Form des *spatial fix* für überschüssiges Kapital anbietet. Hierzu können sowohl politisch-ökonomische Verschiebungen hin zu flexiblen Akkumulationsregimen als auch die Erschließung von Märkten und Infrastrukturen im städtischen Raum gezählt werden (Sadowski 2020). Diese Dynamiken treiben das Phänomen des *Logistischen Urbanismus* (*logistical urbanism*) in

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

den Jahren seit der Finanzkrise 2008 weiter voran: Dieser Urbanismus umfasst die zunehmende Verknüpfung alltäglicher Praktiken mit logistischen Operationen und die Ausweitung logistischer Tätigkeiten von den Stadträndern in Richtung Stadtzentren (vgl. Altenried 2019: 116; Lyster 2016), wo er sich in Abholstationen, dezentralen Lagerhäusern und einer wachsenden Zahl öffentlich sichtbarer Lieferarbeiter_innen manifestiert.

In vielen dieser technologiegetriebenen Experimente stehen Konsument_innen und das Versprechen einer Entlastung im Haushalt im Fokus. So bieten Lieferdienste eine Auslagerung von Hausarbeit nicht nur aus der privaten Wohnung, sondern auch aus dem Bewusstsein der Konsument_innen (Hill 2020). Dies geht mit Veränderungen in räumlichen und materiellen Infrastrukturen einher. Neben der Entstehung von *Geisterküchen* (*ghost kitchens*), die ausschließlich für Lieferdienste produzieren, nehmen Lieferdienste auch Einfluss auf die Arbeitsorganisation in bestehenden Restaurants (Ecker/Strüver 2022). In Bezug auf Lebensmittellieferdienste führt der Boom der Logistik der letzten Meile zudem zur Entstehung kleiner Warenlager (*dark stores*) in innerstädtischen Nachbarschaften und zur Umstrukturierung bestehender Einzelhandelsfilialen, um sie auf Liefern oder Abholen auszurichten (Shapiro 2022). Insgesamt steigt so die Bedeutung von Restaurantküchen und Warenlagern als Arbeitsorte und von Tätigkeiten wie dem Kommissionieren und Liefern gegenüber dem Einkaufen oder Kochen für den Privathaushalt.

Im Kontext der Logistikarbeit der letzten Meile werden europäische Großstädte zu einem umkämpften Feld, auf das sich verschiedene mit Konzern- oder Risikokapital ausgestattete Unternehmen fokussieren (Altenried 2019: 115). Hierbei wächst die Bedeutung von algorithmischer Kontrolle und plattformgestützter Vermittlung in den Bereichen Kommissionieren und Liefern. Außerdem greifen die Unternehmen auf unterschiedliche Strategien der Fragmentierung und Abwertung zurück, um Kosten zu senken (Coe 2020). Der Begriff „*digitale Taylorisierung*“ beschreibt den Einsatz digitaler Technologien zur Zerlegung, Standardisierung, Quantifizierung und Überwachung von Arbeit (Altenried 2017: 183). Allerdings betrifft dies nicht nur Logistik-Arbeiter_innen. Auch Haushalte selbst werden im Zuge der Plattformisierung über digitale Schnittstellen eng in die raumzeitliche Koordination ökonomischer Aktivitäten einbezogen (Lyster 2016). Ob

bei dem Amazon-Paket oder der bestellten Mahlzeit – über digitales Tracking wird der Bestellvorgang, die verrichtete Arbeit und die Übergabe der Ware überwachbarer, das heißt Hausarbeit wird in Messpraktiken eingebettet und zu einem optimierbaren, logistischen *Service*-Problem. Hierbei ermöglichen digitale Endgeräte eine Fragmentierung und Auslagerung bisheriger Arbeitsabläufe: Die Fragmentierung besteht darin, dass einzelne Schritte aus ihrer vorherigen räumlichen Bindung und Verknüpfung im Arbeitsprozess ablösbar werden, so zum Beispiel das Abendessen aus einem Restaurantbesuch oder der Warenverkauf aus den Tätigkeitsprofilen von Supermarktangestellten. In Bezug auf Strategien der Spaltung und Abwertung von Arbeit lassen sich unterschiedliche Phänomene beobachten. Mit Scheinselbstständigkeit und Stücklohn stützen sich Lieferplattformen für fertige Mahlzeiten beispielsweise auf kontingente Arbeit, um Risiken auszulagern und Lohnkosten zu drücken (Altenried 2019; Gregory/Sadowski 2021). Arbeiter_innen werden in solchen Ansätzen in Konkurrenz zueinander gesetzt, wobei das Gefühl von Ersetzbarkeit disziplinierend wirken soll und einzelne Tätigkeiten und Arbeiter_innen durch die Vergeschlechtlichung, Rassifizierung und Verräumlichung unterschiedliche Sichtbarkeit und Anerkennung erfahren und gegeneinander ausgespielt werden (van Doorn 2017; Loewen 2018).

Aufgrund dieser Entwicklungen schlagen wir vor, das wachsende, unternehmerische Interesse am Städtischen, das häufig unter dem Vorzeichen des *Plattform-Urbanismus* (Barns 2019; Lee et al. 2020; Bauriedl/Strüver 2020) diskutiert wird, um die Blickwinkel der Logistik und der sozialen Reproduktion zu erweitern. Denn während es im Plattform-Urbanismus vorrangig um neue städtische Raumnutzungen und -produktionen durch digitale Plattformen geht, sensibilisiert die logistische Perspektive für die Bedeutung der Verschiebung innerhalb der Triade Produktion–Zirkulation–Konsumption und bietet einen Referenzrahmen für die Übertragung von Logiken und Mitteln der plattformkapitalistischen Arbeitssteuerung.

3. Hausarbeit revisited: Kontinuitäten und Wandel von Unsichtbarkeit, Verräumlichung und Anerkennung

Die Kommodifizierung und Fragmentierung von Hausarbeit auf der letzten Meile verwischt zunehmend die sozialen und räumlichen Grenzen zwischen nicht entlohnter Reproduktions- und entlohnter Produktionsarbeit.

Zudem muss sie in die historische Entwicklung von *Grenzkämpfen* im Kapitalismus als institutionalisierte Gesellschaftsordnung (Fraser 2016) eingebettet werden. Daher stimmen wir einerseits Lizzie Richardson (2018) zu, dass sich feministische Ansätze besonders eignen, um *aktuell* im Wandel begriffene Arbeitspraktiken und vor allem ihre raumzeitlichen Dimensionen, Flexibilisierungs- und Prekarisierungsmodi zu erfassen und zu verstehen. Andererseits spielt für uns die Historisierung von Entwicklungslinien der räumlichen, zeitlichen, vergeschlechtlichten und rassifizierten Arbeitsteilung als Teil einer feministisch-*historisch-materialistischen* Analyse kapitalistischer Gesellschaften eine ebenso bedeutende Rolle. Im Folgenden stellen wir daher kurz auf Basis bestehender Erklärungsansätze von Dynamiken für den westeuropäischen Kontext die Spezifik der gegenwärtigen Phase der Veränderung von Hausarbeit heraus.[1]

Als Ausgangspunkt kann dafür die Etablierung der verräumlichten und vergeschlechtlichten Trennung von Reproduktions- und Produktionsarbeit ausgemacht werden, die vor allem auf die Industrialisierung und die damit verbundene Urbanisierung zurückgeht (Schuster/Höhne 2017; Knaus/Margies/Schilling 2021). Haus- und Sorgearbeiten wurden darin mehrheitlich zu feminisierten *Privatangelegenheiten* gemacht. Sie sind aber auch die Ermöglichungsbedingungen kapitalistischen Wachstums – und zwar als *räumlich wie sozial verborgene* Ermöglichungsbedingungen (Fraser 2016; s. auch Weeks 2011; Dowling 2021). Die Unsichtbarkeit ist neben der Feminisierung und Unbezahltheit von Reproduktionsarbeit – sowie der generellen Leugnung der kapitalistischen Abhängigkeit von dieser Ermöglichung – die Voraussetzung der Mehrwertproduktion; sie bilden damit das Rückgrat jeder (kapitalistischen) Gesellschaft. Als zweite Dynamik kann im 20. Jahrhundert die Dekommodifizierung durch den sich vielerorts entwickelnden Wohlfahrtsstaat ausgemacht werden, womit in der wohlfahrtsstaatlichen Literatur die zur Reproduktion nötige sinkende Abhängigkeit vom Markt bezeichnet wird (Huws 2019; Fraser 2016). Denn während im liberalen Kapitalismus des 19. Jahrhunderts Haus- und Sorgearbeiten als feminisierte Privatangelegenheiten galten, entwickelten sich spezifische Anteile im staatlich gesteuerten Kapitalismus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und der an ihn gekoppelten Vorstellung von öffentlicher Versorgung zu wohlfahrtsstaatlichen Dienstleistungen. Das heißt, Sorgearbeiten wie Kinderbetreuung und Krankenpflege wurden als entlohnte und öffentliche Tätigkeiten

externalisiert – auch wenn sich das Ausmaß dieser Dynamik in unterschiedlichen Wohlfahrtsregimen unterscheidet.

Im neoliberalen Kapitalismus des späten 20. und frühen 21. Jahrhunderts kommt es erneut zur Restrukturierung von Reproduktionsarbeit. Zum einen befördern die aus Kostengründen betriebene Neuausrichtung westlicher Wohlfahrtsstaaten auf das „Adult-Worker-Model“ (Lewis 2001) und die sinkenden Einkommen und abnehmende Arbeitsplatzsicherheit, dass immer mehr Frauen (und vor allem Mütter) außerhalb des Haushalts erwerbstätig und für den Familienlohn mitverantwortlich werden, ohne dass sich eine Gleichverteilung der häuslichen Sorgearbeit zwischen den Geschlechtern etabliert hätte (Fraser 2016). Die Sparmaßnahmen in Bereichen wie Gesundheits- und Familienpolitik resultieren in der gleichzeitigen Entwicklung von Reprivatisierung als Familialisierung (d. h. individuelle Verantwortung, sogenannte Familienarbeit) und Reprivatisierung als *intensivierte Kommodifizierung* (d. h. privat finanzierte Dienstleistungen). Aktuell wird Reproduktionsarbeit daher zunehmend vermarktet und Teil des freien Wettbewerbs – auf Basis der Annahme, dass es sich hierbei um unternehmerische Tätigkeiten handelt, die durch ihre Kommodifizierung effizienter organisiert werden können (Flanagan 2019).

Für den vorliegenden Beitrag möchten wir diese Entwicklung des Stellenwerts der Hausarbeit um eine vierte Phase ergänzen: Diese baut auf der neoliberalen Reprivatisierung als intensivierte Kommodifizierung auf und betont erstens die Besonderheiten von digitaler Vermittlung und Plattformisierung. Zweitens kann in dieser Phase eine spezifische Fragmentierung von Hausarbeit hin zur raumzeitlich möglichst instantanen Erledigung einzelner Schritte beobachtet werden – etwa der Lieferung von Lebensmitteln oder Mahlzeiten. Dies stellt im Unterschied zur öffentlichen Versorgung des Wohlfahrtsstaats eine Zuspitzung der marktförmigen Auslagerung dar. Und drittens wird in diesem Segment und in dieser Phase nicht nur die Unbezahltheit, sondern vor allem die (Un-)Sichtbarkeit neu konfiguriert: Während die veränderte räumliche Arbeitsteilung die Sichtbarkeit von Lieferarbeiter_innen im öffentlichen Stadtraum befördert, verbleiben Teile der Arbeit in der Unsichtbarkeit von Warenlagern und Restaurants.[2] Zugleich geht dies mit veränderten sozialen Grenzziehungen einher, da sich die *außerhäusliche Hausarbeit* auf prekäre urbane Arbeitskräfte, insbesondere Migrant_innen, stützt (Altenried/Animento/Bojadžijev 2021). Die Kategorisierung als Hausarbeit

sensibilisiert für den Arbeitsinhalt und die gesellschaftliche Abwertung dieser Tätigkeiten: Indem sie als *einfache Dienstleistungsarbeit* gebündelt in prekäre Arbeitsmarktsegmente ausgelagert werden, sind sie Teil einer Dynamik der *digitalen Unterschichtung*, „bei der am unteren Rande der Arbeitssituation neue Gruppen [von Tätigkeiten und Arbeitsverhältnissen] entstehen, die Gewohnheiten und Anrechte, die im Prozess der Arbeitsteilung etabliert sind, unterlaufen“ (Staab 2014: 352; vgl. auch Schaupp 2021).

Diese vierte Phase bietet also die Gelegenheit, sich mit sozialer Reproduktion als gesellschaftlichem Strukturproblem jenseits des individuellen Haushalts auseinanderzusetzen und dafür transnationale Migrationszusammenhänge sowie neoliberalisierte Klassenverhältnisse dezidiert zu berücksichtigen: „A pattern seems to be emerging whereby the needs of time-poor households are met through the labour of the money-poor“ (Huws 2019: 20). Die historische Einbettung hilft hierbei, die Spezifität der aktuellen Restrukturierung herauszuarbeiten, die sich zwar zunehmend im öffentlichen Raum abspielt, jedoch nicht – im Sinne der zweiten Dynamik – als Ausdruck öffentlicher Verantwortung. Stattdessen bietet diese Restrukturierung im Kontext von Plattform- und Logistischem Urbanismus eine Zuspitzung der neoliberalen Auslagerung von Reproduktionsarbeit und eine Refiguration der Sphärentrennung an: Dem zahlungsfähigen Subjekt wird versprochen, den eigenen Haushalt durch die Logiken der Logistik von Teilen der Reproduktionsarbeit zu befreien.

4. Restrukturierung von Hausarbeit als relationale analytische Perspektive

Aus diesen beiden theoretischen Einbettungen ergibt sich ein geschärftes Analyseraster für die Betrachtung aktueller technologiegestützter Interventionen im Feld der sozialen Reproduktion. Da diese Interventionen Verschiebungen von Arbeit vorantreiben, schlagen wir vor, die verschiedenen Momente und Räume dieser Restrukturierungsversuche von Hausarbeit gemeinsam zu betrachten. Hieraus ergibt sich eine relationale Perspektive, welche die aktuellen Entwicklungen weniger als disruptive Neuerungen denn als Artikulationen in der Form von Fortsetzung und Übertragung begreift.

Der Blick richtet sich so erstens auf die Räume, *in* die Arbeit verschoben wird, und auf die Manifestationen in Form materieller Infrastrukturen

und veränderter Sichtbarkeiten. Zweitens muss auf die Räume geschaut werden, *aus* denen die Arbeit herausgelöst wird. Hier gilt es zu fragen, für welche Haushalte diese Auslagerung von Hausarbeit angeboten wird, welche Bedeutung sie in verschiedenen Haushaltskonstellationen spielt und inwiefern sich eine Modifikation der räumlichen, vergeschlechtlichten und rassifizierten Arbeitsteilung zeigt. Außerdem gilt es drittens auf die Arbeit selbst zu schauen, da sie *bei* der Verschiebung den Charakter ändert: Mehrheitlich unbezahlt geleistete Hausarbeit nimmt als *einfache Dienstleistungsarbeit* die Warenform an und wird in prekären Arbeitsmarktsegmenten verdichtet. Durch die plattformgestützte Auslagerung wird Lieferarbeit auf körperlich und psychisch anstrengende Weise logistischer Arbeitskontrolle unterworfen, rückt aber auch in einen potenziell gewerkschaftlich organisier- und regulierbaren betrieblichen Bereich. Im Fokus stehen dabei die zu Beginn aufgeworfenen Fragen, welchen Beitrag eine solche integrierte Betrachtung der Arbeit auf der urbanen letzten Meile aus Perspektive der sozialen Reproduktion leistet, auf welche Dynamiken sie aufmerksam macht und wie sie zum Verständnis der Restrukturierung von Hausarbeit beiträgt.

Für ihre Bearbeitung greifen wir auf zwei Fallstudien zurück: Die erste ist eine Untersuchung der Lieferdienste für Mahlzeiten in Graz (AT) aus dem Jahr 2020, für die 13 problemzentrierte Interviews mit Plattform-Betreibern (VF), Gewerkschaftsvertreter_innen (GA), Restaurantbesitzer_innen (RO) und Fahrradlieferant_innen (DW) geführt wurden (s. Ecker/Strüver 2022). Diese wurde ergänzt um eine Erhebung im Frühjahr 2022 in vier weiteren Restaurants sowie eine standardisierte Befragung von knapp 100 Lieferant_innen zu den Lieferumfängen und -distanzen. Die Darstellungen zum Lebensmitteleinzelhandel in Deutschland stützen sich wiederum auf die erste Phase eines zweiteiligen Forschungsvorhabens. In dieser wurden im April und Mai 2022 Beobachtungen rund um Logistik-Infrastrukturen sowie acht problemzentrierte Interviews mit Unternehmensleitungen von Einzelhandelsunternehmen (EH), Gewerkschaftsvertreter_innen (GD) und Supermarktleitungen (ML) durchgeführt. Aus Gründen der Anonymisierung von Interviewpartner_innen wird die betrachtete Großstadt als Elbstadt bezeichnet. Die Auswertung der Einzelfallstudien erfolgte jeweils auf Basis strukturierender qualitativer Inhaltsanalysen (Mayring 2015: 97 ff.).[3] Ziel ist hierbei kein regionaler Vergleich; vielmehr verbinden wir die Betrachtungen anhand des analytischen Rahmens, das heißt der Dynamiken und Logiken,

die mit der Auslagerung von Hausarbeit auf der urbanen letzten Meile einhergehen. Eine solche gemeinsame Diskussion der beiden Logistik-Phänomene in Gastronomie und Einzelhandel ergibt aus unterschiedlichen Gründen Sinn – einerseits, da sie in der Branche beide als Teile des Online-Lebensmittelhandels betrachtet werden (HDE 2022: 22); andererseits hat sich die gemeinsame Betrachtung auch aufgrund ähnlicher Logiken etabliert (Shapiro 2022). Unsere Ausführungen in Bezug auf die Seite der Haushalte beschränken sich in der vorliegenden Studie auf die unternehmerischen Ansätze und darauf, wie welche Haushalte darin angesprochen werden; eine Analyse der häuslichen Arbeitsteilung aus Sicht der Haushaltsmitglieder selbst bleibt Aufgabe einer zukünftigen Analyse.

5. Gastronomische Lieferdienste in Graz

Der Bereich gastronomischer Lieferdienste ist in Graz seit 2016 durch drei unterschiedliche Plattform-Unternehmen umkämpft. Auch derzeit (Sommer 2022) gibt es mit Lieferando, Mjam und dem ökologisch orientierten Velofood drei Anbieter für die Vermittlung und Zustellung von verzehrfertigen Mahlzeiten. Was heute als Mjam und Lieferando firmiert, ging aus der Expansion und Zusammenlegung international agierender Bestelldienste hervor, die zunächst keine eigene Zustellung anboten. Velofood führte 2016 die Lieferung per Fahrrad ein, wodurch Graz einen Sonderfall darstellt, da hier ein nur lokal agierendes und zudem alternatives Unternehmen zuerst eine fahrradbasierte Lieferung anbot und sich bis heute in einem ökologisch anspruchsvollen und höherpreisigen Segment hält (Ecker/Strüver 2022).

5.1. „Verschiebung in“: öffentliche Räume, Restaurantküchen und neue Lieferinfrastrukturen

Im Zuge der Etablierung der Lieferplattformen in den letzten sechs Jahren – und der Normalisierung ihres Gebrauchs für Restaurants wie Kund_innen durch die Coronapandemie – ist ein Teil der Hausarbeit rund um das Einkaufen und Kochen als Dienstleistungsarbeit in den öffentlichen Raum verschoben worden. Insbesondere die Lieferant_innen sind aufgrund ihrer großen und bunten Transportrucksäcke im Straßenraum omnipräsent und sichtbar geworden: Mit ihnen wird Arbeit aus dem Privatraum herausgelöst und vollzieht sich in der Stadt als einem räumlich fragmentierten Betrieb, der auch Infrastrukturen wie Radwege(-netze), öffentliche Wartepplätze und Fahrer_innen-Hubs umfasst. Weniger Aufmerksamkeit

erfahren bisher die (unsichtbare) Logistik und Arbeit des Zubereitens und Verpackens von bestellten Mahlzeiten in Restaurants, die sich durch die Plattformen verändert haben (Richardson 2020; Ecker/Strüver 2022). Im Fokus stehen hierbei die Probleme der Mehrarbeit beziehungsweise des stressigeren Arbeitens in den Restaurantküchen, gepaart mit ausbleibenden Trinkgeldern für Service und Küche. Art und Umfang des Stresses in der Küche sind gleichwohl – neben der Bindung der Restaurants an eine, zwei oder alle drei Lieferplattformen – an die Übertragungsformen der Bestellungen an die Restaurants und die zeitlichen Vorgaben gebunden: Denn während Velofood und Lieferando die Kund_innen-Bestellung an die Restaurants digital übermitteln und die dortige Küche entscheidet, wie lange sie für Zubereitung und Verpackung brauchen, gibt Mjam den Restaurantküchen algorithmenbasiert vor, wann eine Bestellung fertig für die Abholung zu sein hat. Gerade für die Restaurants, die mit allen drei Plattformen arbeiten, führt dies in Stoßzeiten zum „Küchenchaos“: zur Verlängerung der selbst festzulegenden Lieferzeiten via Lieferando und Velofood sowie zu längeren Wartezeiten für die Gäste im Restaurant. Selbst 2022, also nach dem initialen pandemiebedingten Boom, betonen die befragten Betreiber_innen klassischer Restaurants, dass das Zubereiten und Verpacken der Liefermahlzeiten zusätzlicher Logistik bedürfe und immer noch zu erhöhtem Stress führe, vor allem mittags und am frühen Abend. Bei den Gastronom_innen zeigt sich dabei eine differenzierte Betroffenheit: Ein interviewter Restaurantbetreiber mit hohem Qualitätsanspruch arbeitet daher nur noch mit Velofood zusammen, da sich die Lieferung nach den Kapazitäten der Küche richten müsse, nicht umgekehrt; ein Systemgastronom hingegen findet, dass sich der Algorithmus von Mjam sehr gut in die hochgradig standardisierten Organisationsabläufe einfüge.

Teil der neuen Lieferlogistik in allen Restaurants sind gleichwohl optimierte Verpackungsabläufe und Abholsituationen, die sich auf die Orte des Kochens, Verpackens und Abholens beziehen: Zu Letzteren gehören Seiteneingänge, die für die Restaurantgäste (bis auf die sich stauenden Lieferant_innen) unsichtbar bleiben. Ein Restaurant am Rande der Fußgängerzone betreibt zudem mittlerweile (2022) eine sogenannte Geisterküche nur für Lieferbestellungen. Diese befindet sich in einem seit dem ersten Lockdown 2020 leer stehenden, innenstadtnahen Lokal direkt gegenüber des Restaurants. Sie wurde eingerichtet, um die anwesenden Kund_innen nicht zu lange warten zu lassen beziehungsweise

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

diese nicht zu verärgern, wenn sie beim Warten auf ihre eigenen Speisen der Befüllung der Lieferrucksäcke zusehen müssen. Das Problem potenziell verärgelter Restaurantbesucher_innen, die aufgrund der hohen Anzahl von Lieferbestellungen warten müssen, beschreiben auch Restaurantbetreiber_innen, die keine Geisterküche unterhalten. Diese restauranteigenen Küchenstandorte unterscheiden sich stückweit vom ursprünglichen Modell der plattformeigenen Geisterküche, das auf einer verkehrsgünstigen Lage sowie einem niedrigen Mietzins basiert und im extremen Fall sogar mehrere Anbieter in einer Küche integriert (vgl. Richardson 2020 sowie Shapiro 2022 zur Tendenz der Verlagerung in Innenstädte). Es wird also in Graz auf Restaurantseite durchaus aktiv in die Optimierung der Lieferarbeit investiert. Allerdings konzentriert sich diese Optimierung vor allem auf die räumliche Logistik des Zubereitens und Verpackens, nicht auf die Verbesserung der sozialen und ökonomischen Arbeitsbedingungen für Arbeitskräfte in der Gastronomie – ein Phänomen, das auch von der zuständigen Gewerkschaft Vida aktuell stark kritisiert wird.[4]

5.2. „Verschiebung aus“ dem Haushalt: zwischen Bequemlichkeit, Zeitknappheit und Distinktion

Trotz der mittlerweile sehr intensiven Forschung zur Plattform-Arbeit auch im Bereich der sozialen Reproduktion (Altenried/Dücker/Wallis 2021) bleibt die Seite der Nutzer_innen meist unberücksichtigt, wird als Frage der Bequemlichkeit vereinfacht (kritisch hierzu s. Bissell 2020) oder auf problematische Weise aufgeladen, wenn – wie Agnieszka Leszczynski und Sarah Elwood (2022: 372) kritisieren – der Gebrauch von „on-demand meal delivery and other technocapitalist conveniences“ gar zum ethisch-politischen Maßstab wird.

In Graz haben wir im Frühjahr 2022 versucht, uns der Nutzer_innen-Seite über Kurzbefragungen von Lieferant_innen in sozialer (wer) und räumlicher (wo) Hinsicht anzunähern. In Bezug auf die Frage, wer diese Hausarbeit auslagert, ergab die Befragung, dass es sich zu 90 Prozent um Single- oder Pärchen-Portionen handelt. Die Befragung ermöglichte zudem eine erste Annäherung an die Frage der Lieferwege und -orte jenseits der von den Plattformen definierten Radien. Sie bestätigte die Aussagen von Restaurantbetreibenden, dass es sich oft um sehr kurze Lieferwege von wenigen hundert Metern handle und dass die Anzahl der Bestellungen bei Schlechtwetter stark ansteige. Auch

die befragten Gewerkschaftsvertreter_innen stützen sich auf diese Bequemlichkeitsthese und nennen vorrangig jüngere Menschen sowie Alleinstehende als Zielgruppe, allerdings ergänzt um die Vermutung, dass es auch zeitökonomische Gründe für die Essensbestellungen gebe, da vielen Menschen die Zeit zum Einkaufen wie zum Kochen fehle. Angesprochen wird damit die Zeitknappheit von Haushalten, der jedoch weder auf Gewerkschafts- noch auf Restaurants- oder Unternehmensseite eine differenzierte Analyse der Ursachen zugrunde liegt. Die Ansprache der Kund_innen beim alternativen Dienst Velofood geht allerdings über ein zeitökonomisch möglichst effizientes Verfügbarmachen hinaus. Vielmehr versucht das Unternehmen, die Zahl der für die Plattform „ausgewählten“ Restaurants klein und das Angebot divers zu halten: „[P]rinzipiell geht’s am meisten darum, dass wir die Kunden haben, die ein bisschen auf Qualität achten, die dann zwar auch ihren Preis kostet, aber wenn ich nur schnell mir egal was nach dem Arbeiten reinhau’n will, dann bestell ich wahrscheinlich nicht bei Velofood.“ (VF) Die Logik ist eine des gastronomischen Erlebnisses, die Nutzer_innen eher als reflektierte Marktteilnehmer_innen denn als in ihrer Selbstsorge bedrängte Subjekte anspricht. Dies spiegelt sich in Differenzierungen zwischen den Kund_innen der unterschiedlichen Plattformen wider, die sowohl seitens der Unternehmen als auch der Restaurants bemüht werden: Während die Kundschaft von Mjam und Lieferando als ähnlich gilt, wird der Unterschied zu Velofood vor allem anhand des Preises und der sozialen Distinktion der Kund_innen über Qualität und ökologischen Nachhaltigkeitsanspruch festgemacht. Die Ergebnisse legen nahe, dass in dieser klaren Bindung einer Kund_innen-Basis auch eine Erklärung für das profitable und erfolgreiche Bestehen des alternativen – und nur lokal agierenden – Lieferdienstleisters gesehen werden kann (Ecker 2022).

5.3. Normalisierung umkämpfter Arbeitsverhältnisse durch die Verschiebung

In Graz hat die Ausweitung der Lieferangebote über die drei verschiedenen Plattformen zudem eine Multiplikation der Arbeitsverhältnisse und -bedingungen der Lieferarbeit selbst mit sich gebracht (Ecker/Strüver 2022: 6 f.). Während bei Mjam die Mehrzahl der Lieferarbeiter_innen *freie Dienstnehmer_innen*[5] sind, arbeitet Lieferando mit Angestellten und stellt auch Dienstrad und -jacke. Velofood wiederum setzt auf nominal Selbstständige, die gleichwohl überwiegend als Studierende

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

eingeschrieben und krankenversichert sind und so Stundenlöhne weit über denen des Kollektivvertrags für Fahrradbot_innen erzielen können. Mjam und Lieferando ähneln sich dessen ungeachtet im Umgang mit der Herausforderung der möglichst vollständigen Kalkulierbarmachung von Lieferungen durch ein System des algorithmischen Managements und der automatisierten Kontrolle, indem sie den Gesamtprozess in Einzelteile zerlegen: Bestellung/Bezahlung, Herstellung/Verpackung des Essens sowie Lieferung. Für Letzteres bekommen die Lieferarbeiter_innen eine visuelle Anrufung per App, der sie vermeintlich flexibel folgen können beziehungsweise müssen. Denn die für die Lieferauftragsvermittlung verwendeten Apps erfassen auch die *Performance* der Arbeitenden (Reaktionszeit sowie benötigte Lieferzeit, z. T. auch Kund_innen-Bewertungen) und schaffen damit die Datengrundlage für ihre zukünftigen Arbeitsschichten, die entlang von Performance-Rankings vergeben werden (s. auch Richardson 2020; Heiland 2021; Gregory/Sadowski 2021). Diese Kontrolle als Teil der digitalen Taylorisierung wird bei Mjam begleitet von einer Bezahlung als Stücklohn. Auch Velofood entlohnt pro Liefer-Gig und damit in Form von Stücklohn, jedoch mit einem anderen, für Fahrradkurier_innen früher üblichen System zur Koordination: Aufträge werden per Walkie-Talkie-App koordiniert. Die Kommunikation zwischen den Fahrer_innen, auch zum Tauschen von Aufträgen und zur Vernetzung außerhalb der Arbeit, sowie eine Identifikation mit dem Nachhaltigkeitsanspruch der Plattform werden zudem unternehmensseitig angeregt. Diese Arbeitsweise, die auf Kooperation statt auf Konkurrenz der Fahrer_innen basiert, wird laut befragter Fahrer_innen und Unternehmen von der Mehrheit der Velofood-Lieferant_innen gerade im Unterschied zu den anderen zwei Lieferdiensten als sozial nachhaltig wahrgenommen.

Die Grazer Situation unterscheidet sich somit zum einen in Bezug auf die Existenz und Profitabilität eines alternativen Lieferanbieters von anderen Städten. Zum anderen erwirkte die in Österreich zuständige Gewerkschaft Vida bereits Anfang 2020 einen ersten Kollektivvertrag für Fahrradbot_innen. Zwar beschränkt sich die Anwendbarkeit derzeit noch auf die Festangestellten, wodurch die Verhältnisse bei Velofood und Mjam größtenteils unberücksichtigt bleiben. Aufgrund der hohen Anzahl von sogenannten *Freien* in diesem Bereich hat sich die Gewerkschaft jedoch entschieden, diese Gruppe stärker zu adressieren und auch als Gewerkschaftsmitglieder jenseits der regulären Angestellten zu

integrieren. Denn Vida beschreibt das Vorgehen von Mjam als „parasitäres Verhalten“, das mit dem Geschäftsmodell von *Uber* darin vergleichbar sei, sich auf unfaire Weise in eine bestehende Wertschöpfungskette einzuschieben. So handle es sich bei den *Freien* bei Mjam um „versteckte Dienstverhältnisse“, da sie mit den Rucksäcken sowie nach den Schichteinteilungen und appbasierten Auftragserteilungen der Plattform arbeiten müssten. Diese versteckten Dienstverhältnisse werden von der Gewerkschaft neben den fehlenden Arbeitnehmer_innen-Rechten auch kritisiert, da eine Normalisierung dieses prekären Segments die regulären Beschäftigungsverhältnisse in Transport und Logistik allgemein unter Druck setze. Diese Rekonstruktion der Konflikte um die mit gastronomischen Lieferplattformen verbundene außerhäusliche Hausarbeit erweitert die bereits vielfach formulierte Kritik an plattformvermittelter Arbeit: Die Kommodifizierung und Fragmentierung von Hausarbeit geht nicht nur in der Lieferarbeit mit prekarierten Arbeitsverhältnissen und -bedingungen einher, sondern betrifft auch die Arbeit in Restaurantküchen. Zugleich bricht diese Rekonstruktion mit den dominanten Narrativen der reibungsfreien Durchsetzung von Investitionskapital in Plattform-Technologien, da sich Plattformisierung als Terrain erweist, in das durchaus erfolgreich Arbeiter_innen-Interessen eingeschrieben werden können (vgl. Ecker/Strüver 2022: 10).

6. Restrukturierung von Arbeit und Infrastrukturen durch Online-Supermärkte in Elbstadt

Die deutsche Großstadt Elbstadt wurde bereits vor der Coronapandemie als Standort für die Experimente von REWE rund um Scan&Go, Abhol- und Lieferservice ausgewählt. Der REWE Lieferservice besteht seit rund fünf Jahren als größter Lieferdienst der Stadt, und auch der Abholservice kam vor der Pandemie in die Region.[6] Bei REWE steht dieser Ausbau unter dem Zeichen des *omnichannel fulfillment*, das darauf setzt, Kund_innen mehr Wahlmöglichkeiten hinsichtlich der räumlichen und zeitlichen Modalitäten des Einkaufens zu bieten, indem der stationäre Handel mit Online-Auftritten sowie Abhol- und Liefersystemen verzahnt wird (Piotrowicz/Cuthbertson 2019; Hutapea/Malanowski 2019; OC fulfillment GmbH o. J.). Abhol- und Lieferservice wurden bei REWE parallel zum stationären Filialnetz als eigene Säule und gemeinsame Plattform-Dienstleistung von der Unternehmenstochter REWE Digital entwickelt.

6.1. „Verschiebung in“: Räumliche Infrastrukturen der Online-Supermärkte

Der REWE Lieferservice stützt sich mehrheitlich auf ein etabliertes Modell mit längeren Bestellzeiten und optimierter Tourenplanung. Dabei greifen Unternehmen auf einzelne übergeordnete städtische Warenlager zurück, von denen aus ein ganzer Agglomerationsraum mit Lieferfahrzeugen versorgt wird. REWE Digital operiert teilweise mit einer relativ kleinen Flotte: Für den ganzen Stadtraum der Großstadt Elbstadt werden beispielsweise bis zu zehn Lieferfahrzeuge eingesetzt.[7] Aufgrund der Anforderungen an Fläche und verkehrstechnischer Erreichbarkeit rückt die Lager- und Lieferarbeit in diesem Ansatz eher in den vorstädtischen Bereich und – mit Ausnahme der Lieferfahrzeuge – aus dem Sichtfeld der Mehrheit der städtischen Bewohner_innen. Das System unterscheidet sich hierin von den konkurrierenden Lebensmittel-Schnelllieferdiensten. Diese verfolgen eine Strategie der verteilten Warenlager im innerstädtischen Bereich und setzen auf Kurzfristigkeit (Shapiro 2022): Die damit einhergehende Logik drängt sie in die räumliche Nähe zu zahlungskräftigen Kund_innen, und die Arbeitsintensität der fahrradbasierten Zustellung aufgrund der fehlenden, unökonomischen Bündelung von Bestellungen zwingt zu kleineren Lieferradien und Kapazitäten. Gleichwohl geht damit eine gegenüber den Bestellzahlen überproportionale Sichtbarkeit von Lieferarbeit einher.

Der REWE Abholservice, den rund ein Viertel der Märkte in Elbstadt anbieten, teilt die räumliche Dezentralität mit den Schnelllieferdiensten, ist jedoch in Bezug auf den Stadtraum weniger selektiv. Dieses System wird über die gleiche Plattform abgewickelt, die für den Lieferservice angeboten wird – allerdings mit mindestens zwei Unterschieden: Erstens können potenziell alle stationären REWE-Märkte das System hinzubuchen und sich so an die Plattform anschließen (Holst/Scheier 2019: 85). Zweitens bestellen die Kund_innen die Produkte hier nicht zur Lieferung, sondern zur Selbstabholung der vorgepackten Waren an separaten Kassen. Auch wenn dieses System weniger sichtbar ist als die Lieferansätze, wird es aus Unternehmenssicht priorisiert, da hier nur ein Teil der Hausarbeit an das Unternehmen ausgelagert wird und die kostenintensive letzte Meile bei den Kund_innen bleibt: So stehen nach Unternehmensangaben deutschlandweit über 1.500 Abholmärkten nur 19 eigene Lagerstandorte des Lieferservices gegenüber. Beim Abholservice kommt es zu einer Doppelbelastung des Konsumraums, der von

Kund_innen und Kommissionierer_innen gleichzeitig genutzt wird und zu zusätzlichem Personalaufwand führt, den die Marktleitungen zum Teil über vorhandenes Personal und zum Teil über zusätzliche Angestellte auffangen. Das Abholmodell weist innerhalb von Städten keine räumlichen Schwerpunkte auf, da sowohl suburbane Standorte mit großen Parkplätzen als auch innerstädtische Lagen mit begrenzten Flächen infrage kommen. Bereits vor der Pandemie wurden neue Märkte mit diesem Modell geplant, jedoch führten die Kontaktreduktionen zur sprunghaften Ausbreitung (Dannenberg et al. 2020: 553). In den betrachteten drei Märkten werden laut Marktleitung fünf bis zehn Prozent des wöchentlichen Umsatzes beziehungsweise je Markt 80 bis 120 Bestellungen wöchentlich über den Abholservice erwirtschaftet.

Bemerkenswert ist hierbei, dass sich weder der REWE Liefer- noch der Abholservice bisher als wirtschaftlich profitabel erweisen. Der Lieferservice selbst wie auch die jüngeren Schnelllieferdienste gelten laut Aussagen der REWE-Marktleitungen und konkurrierender Unternehmen in Elbstadt nicht als gewinnbringend. Ebenso ordnen die Marktleitungen das System des Abholservices je nach Auslastung als Nullsummenspiel oder gar leichtes Minusgeschäft ein (zu ähnlich ernüchternden Ergebnissen kommt Wieland 2021: 131 f.). Hierin spiegelt sich wider, dass die Entwicklung von Online-Bestellungen und -Lieferdiensten durch etablierte Akteurinnen wie dem REWE-Konzern sich in den 2010er-Jahren weniger als Erschließung neuer Marktsegmente in unterversorgten Bereichen vollzog (Jonas 2021: 19). Vielmehr stehen Logiken der Kund_innen-Bindung im Vordergrund, wie dies auch für ähnliche Digitalisierungsprozesse im Lebensmitteleinzelhandel international festgestellt wurde (für Migros in der Türkei, s. Appel 2016; ähnlich für Tesco im UK, s. Paavola/Cuthbertson 2021).

6.2. „Verschiebung aus“: Praktiken und Zielgruppen der Auslagerung von Hausarbeit

In Bezug auf die Einbettung der plattformvermittelten Dienstleistungen des Liefer- und Abholservices in Haushalte zeigen sich Gemeinsamkeiten und überraschende Unschärfen in Bezug auf die Zielgruppen. Aufgrund anfallender Wege besteht für tourenbasierte Ansätze auf Unternehmensseite sowie für den Abholservice auf Kund_innen-Seite ein Anreiz für Großeinkäufe, wie Markt- und Unternehmensleitungen erklärten. Beim Lieferdienst werde eine zeitökonomische Kalkulation

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

über Mindestbestellwerte angeregt. Daher seien neben Privathaushalten auch Geschäftskund_innen von besonderem Interesse, wenn etwa Bürogemeinschaften Bestellungen bündeln. Zu dieser kosten- und zeitökonomischen Überlegung komme für körperlich beeinträchtigte Menschen oder für den Einkauf schwerer Waren der Aspekt der Körperlichkeit der Arbeit hinzu. Dieser Ansatz unterscheidet sich von Schnelllieferdiensten: Das Versprechen der instantanen Lieferung weist zeitökonomisch genau in die andere Richtung, da es nicht auf Planmäßigkeit und Bündelung setzt. Außerdem sind die verwendeten Fahrräder oftmals nicht für Großeinkäufe geeignet. Der Abholservice stellt einen Mittelweg dar: Auch hier sei laut Marktleitungen zwar die Bündelung von Einkäufen typisch und Bestellungen erreichten durchschnittlich 80 Euro. Allerdings erlaubten die geringe Bestellgebühr von zwei Euro und die wegfallende Planung der Lieferung auf Unternehmens- und Kund_innen-Seite, dass sich das Angebot auch für kleinere Einkäufe eigne, etwa auf dem Rückweg nach der Arbeit. Aufseiten der Kund_innen sehen die Marktleitungen den Stress beim Einkaufen als Grund für die Nutzung. Genannt werden Situationen, wie etwa mit einem Kleinkind durch den Laden zu müssen oder nach der Arbeit in der Schlange an der Kasse zu stehen, womit auf die bequeme Verknüpfung des Einkaufens als Teil von Wegeketten verwiesen wird.

Zur Frage, welche Haushalte typischerweise auf diese Formen der Auslagerung von Arbeit zurückgreifen, liegen bislang kaum eindeutige Ergebnisse vor. Die Bedeutung der Haushaltgröße wird von quantitativen Umfragen infrage gestellt (Jonas 2021: 19). In Bezug auf den Abholservice in Elbstadt wurden als Kund_innen zwar in allen Gesprächen Familien mit Kindern und Paare in der Altersspanne von 20 bis 50 Jahren genannt, allerdings ebenso Personen in Coronaquarantäne, auch wurden Einkäufe von Bürogemeinschaften sowie Spontaneinkäufe von Einzelpersonen aufgezählt. Diese Relativierung der Bedeutung des Großeinkaufs deutet sich auch in quantitativen Umfragen an, in denen dem Groß- beziehungsweise Wocheneinkauf beim Online-Kauf von Lebensmitteln gegenüber anderen Zwecken die geringste Bedeutung beigemessen wird (HDE 2021: 50). Ein ähnlich diffuses Bild ergibt sich bei den tourenbasierten Lieferdiensten, zu denen der Lieferservice zählt: Eine räumliche Fokussierung der Haushalte auf Nachbarschaften sei laut konkurrierenden Unternehmen nicht zu erkennen und typische Kund_innen nicht eindeutig identifizierbar. Übergreifend fällt

die fehlende Thematisierung explizit sozioökonomischer Aspekte auf: Anstatt Leistbarkeit oder einer klar definierten Zielgruppe stehen in den Beschreibungen der Unternehmensleitungen Aspekte wie körperliche Belastung, Zeitknappheit und ökologische Aspekte im Vordergrund. So ergibt sich ein widersprüchliches Bild, in dem Unternehmen nicht profitable Angebote für diffus definierte Bedürfnislagen und Zielgruppen umsetzen.

6.3. Restrukturierung von Arbeit: zwischen Abwertung und Neubewertung durch die Verschiebung

Eindeutiger sind jedoch die Veränderungen in den Arbeitsinhalten, der inhaltlichen und monetären Wertschätzung sowie der Arbeitsorganisation zu identifizieren, die mit der Verschiebung von Hausarbeit einhergehen. Im Kommissionieren und Ausliefern verdichten sich arbeitsintensive und körperlich beanspruchende Tätigkeiten, die sonst auf die Kund_innen verteilt wären, auf den Schultern von bezahlten Arbeiter_innen. In der Lieferarbeit verbindet sich ein „körperbezogene[r] Arbeitsethos“ (Staab 2014: 275) mit einem geringen Maß an Interaktivität und Deutungsmustern als maskulinisierte Tätigkeit. Auch beim REWE Lieferservice in Elbstadt wird die Lieferarbeit mehrheitlich von Männern verrichtet.[8] Anders ist es beim Zusammenstellen einzelner Bestellungen, einer feminisierten Tätigkeit, deren Prekarität zudem durch ihre Unsichtbarkeit gesteigert wird (Loewen 2018: 707; Shapiro 2022: 10). Beide Tätigkeiten finden digital vermittelt statt: Digitale Tourenpläne leiten die Lieferarbeit und Maschinendatenerfassungsgeräte weisen den Kommissionierer_innen die Bestellungen an. Das Kommissionieren und Ausliefern eint zudem, dass es sich im Vergleich zu klassischen Tätigkeiten als Verkäufer_innen um monetär niedriger bewertete Tätigkeiten handelt.

Die Auslagerung von Hausarbeit geht also einher mit einer arbeitsinhaltlichen *und* räumlichen Verschiebung der Tätigkeiten. Für die Branche des Lebensmitteleinzelhandels zeigt sich diese Verschiebung als Fortsetzung von Trends, die mit digitalen Kassensystemen, der Ausweitung von Selbstbedienung, Warenwirtschaftssystemen und der Fokussierung auf Key-Performance-Indikatoren (KPIs) zu dünneren Personaldecken und Arbeitsverdichtung geführt haben (Holst/Scheier 2019: 86). Die Tätigkeit verschiebt sich der Tendenz nach in Lagerbereiche, und die Arbeit im Markt nimmt mehr Eigenschaften der Arbeit in Warenlagern an, da sich Tätigkeitsmerkmale bei steigenden körperlichen und psychischen

Anforderungen *formal* hin zu einfacheren Tätigkeiten verändern: „[E]s entwickelt sich [...] also vom Verkäufer zum In-Store Logistiker [...] was die Arbeitsweisen anbelangt, was den Arbeitsdruck anbelangt, aber auch was [...] die Bezahlung und Wertschätzung anbelangt“ (GD3). Diese Veränderungen kontextualisierten die Gewerkschafter_innen in allgemeinen Entwicklungen im Einzelhandel, wo die Digitalisierung eine Doppelbewegung – eine digitale Unterschichtung – bedeute, die für wenige eine Aufwertung der Tätigkeiten bei steigenden technischen Anforderungen und für die Mehrzahl eine arbeitsinhaltliche und monetäre Abwertung mit sich bringe. Die Bezeichnung als Abwertung sei laut Gewerkschafter_innen jedoch auch äußerst kritisch zu sehen, da diese Prozesse von den Kolleg_innen „genau umgekehrt“ als Zuwachs von Anforderungen statt als *deskilling* empfunden würden.

Angesichts solcher Entwicklungen regt die Digitalisierung von Arbeit und Konsum auf zweierlei Weisen ein erforderliches Neudenken von Entgeltgruppen und Gewerkschaftsarbeit an. Sie erinnere gemäß Gewerkschafter_innen an das blockierte Reformprojekt einer „neuen Entgeltstruktur“ der Tarifverträge, die sich statt an einer summarischen Betrachtung der Tätigkeiten sowie der Unterscheidung (kaufmännischer) Angestellter und gewerblicher Arbeitnehmer_innen an einer analytischen Arbeitsbewertung über Anforderungen orientiert (zum Themenkomplex „neue Entgeltstruktur“ s. auch Holst/Scheier 2019: 65 f.). In der Abwesenheit solcher Reformen verfolgt die Vereinte Dienstleistungsgewerkschaft in anderen Bereichen des Einzelhandels „Digitalisierungstarifverträge“, um Standort- und Beschäftigungssicherung sowie Aushandlungsarenen für die Gestaltung der Einführung digitaler Technologien durchzusetzen. Die Entwicklungen sind insgesamt ambivalent: Die Abwertung von Tätigkeiten bei wachsenden Möglichkeiten der digitalen Kontrolle und Steuerung von Arbeiter_innen erschwert die Organisierbarkeit und Streikfähigkeit; gleichzeitig bietet die Versammlung von Arbeiter_innen in dezentralen Warenlagern durchaus auch Potenziale für Arbeiter_innen-Macht (für ein Beispiel s. Orth 2022), und etwa beim Textilhändler H&M konnte bereits der erste Digitalisierungstarifvertrag erreicht werden.

7. Fazit

Während aufgrund der Entwicklungen an den Finanzmärkten im Sommer 2022 bereits der Abgesang auf Plattform-Dienste der

letzten Meile angestimmt wurde, liefert unser Beitrag Argumente für eine weiterführende Auseinandersetzung – wenn auch unter anderen Gesichtspunkten. Wir schlagen vor, diese technologiegestützten Experimente als Auslagerung und Restrukturierung von Hausarbeit unter den Vorzeichen des Logistischen Urbanismus aufzufassen. So ergibt sich ein Argument für eine relationale Betrachtung von Arbeit, die mit Haushalten und Betrieben mehrere an der Verschiebung beteiligte Räume sowie die Restrukturierung der Arbeit *bei dieser Verschiebung* zusammendenkt. Anhand der zwei Beispielstudien resümieren wir hier, welche Fragen durch diese Perspektive in den Vordergrund rücken.

1. Trotz des starken Anstiegs digital vermittelter Hausarbeiten handelt es sich weder um prosperierende Märkte noch um reibungslose Arbeitsprozesse. Zudem ist die Kommodifizierung von Hausarbeit gebunden an neue Formen eines Logistischen Urbanismus, der die Logiken der digitalen Kontrolle wie auch die Beziehungen zwischen Digitalisierung, Kommerzialisierung und verkörperter Arbeit des Plattform-Urbanismus intensiviert. Arbeit wird dabei räumlich, sozial und auch ökonomisch verschoben: aus dem Haushalt – und damit auch aus der Unsichtbarkeit und Unbezahltheit heraus – in sozial und ökonomisch anders kodierte Räume wie Warenlager und Restaurantküchen, aber auch auf Straßen und Plätze in Großstädten.
2. Der Blick auf die Räume, in die Arbeit verschoben wird, verweist auf die Produktion neuer Räume, jedoch auch auf die Umstrukturierung und veränderte Nutzung bestehender räumlicher Infrastrukturen. Die Forschung zu Essenslieferdiensten hat sich bisher stark auf Lieferant_innen konzentriert und die Arbeitsbedingungen und -räume anderer an der Bereitstellung von Plattform-Gütern beteiligter Arbeiter_innen kaum mitgedacht. Die hier vorgeschlagene Analyseperspektive regt zu einer Erweiterung an. Während mit Warenlagern und *Hubs* für Fahrer_innen im Online-Lebensmitteleinzelhandel neue Infrastrukturen entstehen, betont der Blick auf gastronomische Bestelldienste, dass ebenso bestehende Räume verändert werden. So wird die Arbeit in Restaurantküchen durch die Ausrichtung auf Lieferungen und die digitalen Systeme der Plattformen umstrukturiert und unter Druck gesetzt; die Übernutzung kann zudem zur Auslagerung der Herstellung in Geisterküchen führen. Dies geht außerdem mit Verschiebungen in der Sichtbarkeit und Anerkennung einher: Während die Lieferarbeit auf der Straße als sichtbarer Bestandteil medial und wissenschaftlich bereits

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

starke Aufmerksamkeit erfährt, rückt der erweiterte Analyserahmen Aktivitäten wie die Zubereitung von Speisen in Küchen oder das Kommissionieren von Bestellungen in Warenlagern als Tätigkeiten in den Fokus.

3. Mit der Konzeption der veränderten einfachen Dienstleistungsarbeit als ausgelagerter Hausarbeit lenken wir den Blick zudem auf Haushalte und die räumlichen Praktiken der Externalisierung, die unternehmensseitig angeregt werden. Wenig überraschend weisen die fahrradbasierten Lieferdienste in Graz einen räumlichen Fokus auf Haushalte im innerstädtischen Bereich auf; allerdings zeigen die Ergebnisse in Bezug auf den ökologisch orientierten Dienst im höherpreisigen Segment, dass die Plattformen unterschiedliche sozioökonomische Gruppen ansprechen. Zum Verständnis, warum sich ein Dienst etablieren kann oder nicht, stellt sich somit die Erforschung der Bindung einer Nutzer_innen-Basis als nötige Vertiefung für zukünftige Arbeiten heraus. Die Relevanz einer solchen Vertiefung präsentiert sich noch einmal stärker in der Diskussion im Lebensmitteleinzelhandel – so zeigte sich hier für uns überraschend, wie undifferenziert und unpräzise Kund_innen innerhalb der insgesamt unprofitablen Abhol- und Lieferservices angesprochen werden. Als Erklärung für dieses Bild legt die Fallstudie nahe, dass Unternehmen wie REWE Digital und ihre Wettbewerber_innen die Angebote der ausgelagerten Hausarbeit weniger als ökonomische Lösung eines (nachfragegetriebenen) haushaltsinternen Zeitproblems entwickeln, sondern dass Distinktion, Kund_innen-Bindung und Technologievorsprung gegenüber der Konkurrenz im Vordergrund stehen.

Dies bestärkt die Relevanz der Frage, ob und inwieweit die Nutzung der Dienste überhaupt systematisch in die Arbeitsteilung *innerhalb* der nutzenden Haushalte eingebettet wird. Auf Grundlage der bisherigen Empirie kann nicht beurteilt werden, inwiefern es tatsächlich zu Entlastungen kommt, wer entlastet wird oder wie diese Entlastungen in Mehrpersonenhaushalten verteilt sind. Allerdings leistet die Fassung als Hausarbeit hier bereits einen wertvollen analytischen Beitrag: Anstatt die Nutzenden auf problematische Weise als moralisch-politische Subjekte in Debatten um *Faulheit* beziehungsweise reflektierten Konsum zu überhöhen oder ihre *Konsumgewohnheiten* als Fragen der „*convenience*“ zu vereinfachen, rahmt die vorgeschlagene Analyse die Diskussion der letzten Meile als eine Frage von *Arbeit* und

Arbeitsbedingungen: Indem die Lieferarbeit sichtbar in den öffentlichen Raum tritt, regt sie eine Betrachtung zuvor unsichtbarer, unbezahlter Arbeit und Belastungen in Haushalten an.

4. Zuletzt fokussieren wir die Restrukturierung *der Arbeit* selbst, die mit diesen Verschiebungen im Zuge von Digitalisierungsprozessen einhergeht. Hier behält der Ansatz die Tätigkeitsdimensionen im Blick, die mit körperlicher Beanspruchung und digitalisierter Arbeitskontrolle sowohl in den Segmenten der Gastronomie als auch des Lebensmitteleinzelhandels einhergehen, und hilft, Tendenzen der Unterschichtung zu erkennen. Außerdem verdeutlicht die Perspektive die Notwendigkeit der Einbettung in die jeweiligen Sektoren und benennt mit der Logistik die Disziplin, aus der Logiken übertragen werden. Im Lebensmitteleinzelhandel knüpfen etwa Abhol- und Lieferformate an ältere Prozesse der Arbeitsverdichtung und Entwertungsstrategien an – hierbei zeigt sich, dass die Verschiebung hin zu formal *einfacher* Dienstleistungsarbeit zwar im Kommissionieren und Liefern eine Zuspitzung findet, diese jedoch nur eine Teilbewegung darstellt, die in der Fläche bereits durch die Ausrichtung auf KPIs und Digitalisierung interner Abläufe (Warenwirtschaftssysteme etc.) forciert wird. Die digitale Vermittlung von Hausarbeit als Dienstleistungsarbeit erweist sich jedoch auch als potenziell gestaltbares Feld: Für den Bereich der Mahlzeiten-Lieferdienste zeigt die Grazer Studie, dass weniger algorithmisch gesteuerte Formen der Arbeitsorganisation möglich sind. Die mit dem Boom der Online-Lieferdienste verbundene Organisation von Arbeiter_innen führte in Österreich zudem zur Durchsetzung des ersten Kollektivvertrags für Fahrradbot_innen; ebenso zeigen sich auch im deutschen Einzelhandel gewerkschaftliche und tarifpolitische Handlungspotenziale.

Die sozialen und räumlichen Implikationen der technologiegetriebenen Restrukturierung von Hausarbeit in der logistischen Stadt lassen sich anhand unseres Analyserahmens als Fragen der Transformation von Arbeit und ihrer Beziehung zu multiplen räumlichen Kontexten stellen. Die Veränderungen räumlicher Infrastrukturen gehen mit Verschiebungen der Sichtbarkeit einher, die letztlich auch gesellschaftliche Debatten prägen beziehungsweise verzerren können (Hill 2020). Indem die Restrukturierung von Hausarbeit veränderte Anforderungen an Räume und Arbeitsprozesse in Gastronomie und Lebensmitteleinzelhandel mit sich bringt, beeinflusst sie zudem Sektoren mit bereits besonders

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

prekären Arbeitsbedingungen – eine zentrale Einbettung, die in bisherigen Arbeiten zur Plattform-Ökonomie zu wenig diskutiert wurde. Zuletzt haben wir zwar eine Einbettung der Nutzung dieser Dienste in die Organisation von Haushalten und Hausarbeit angestoßen, eine vertiefte empirische Auseinandersetzung mit den Lieferangeboten in Bezug zur Reproduktionsarbeit in Haushalten fehlt jedoch, wie auch Aaron Shapiro (2022: 9) anmerkt. Unabhängig von etwaigen Pleiten, Mergern und Neustarts in der Plattform-Ökonomie stellen die Auslagerung von Hausarbeit und der urbane Dienstleistungssektor der letzten Meile somit ein Forschungsfeld von anhaltender Relevanz für die kritische Stadtforschung dar.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Wir verwenden *Reproduktionsarbeit* als übergeordneten Begriff in Abgrenzung zur entlohnten *Produktionsarbeit* im Kapitalismus. *Hausarbeit* verwenden wir für arbeitsinhaltlich bestimmte konkrete Tätigkeiten wie Einkaufen oder Kochen, die an die Haushaltsorganisation geknüpft sind, aber auch bezahlt stattfinden können (Ecker/Rowek/Strüver 2021: 114 f.). Der Begriff verweist auf den funktionalen Zusammenhang und die Relevanz spezifischer Analysedimensionen wie Sichtbarkeit, Raumbezug und Anerkennung.
- [2] Diese Dynamiken unterscheiden sich dabei je nach Typ der Plattformarbeit. Für stärker feminisierte Tätigkeiten wie Reinigungs- oder Pflegedienste findet ebenfalls eine Veränderung der Unsichtbarkeit statt, allerdings besteht diese in einer prekären, individualisierten Sichtbarmachung auf Plattformen sowie einer teilweisen Formalisierung und nicht in einer räumlichen Reartikulation und öffentlichen Sichtbarkeit der Arbeit (Ecker/Rowek/Strüver 2021; Flanagan 2019).
- [3] Für die tatkräftige Unterstützung bei der Bearbeitung der Interviewtranskripte bedanken wir uns herzlich bei Luca Braun (Graz) und Hannah Schnelle (Halle).
- [4] In Graz bzw. Österreich insgesamt wird derzeit (2022) eine intensive gewerkschaftliche Debatte um die hohen physischen wie psychischen Belastungen und die familienfeindlichen Arbeitszeiten bei geringer Bezahlung in der Gastronomie geführt. Da immer mehr Restaurants aufgrund fehlender Mitarbeiter_innen ihre Öffnungs- und Lieferzeiten einschränken müssen, fordert die Gewerkschaft, die Rahmenbedingungen grundsätzlich zu verändern, anstatt das Lohndumping mit ausländischen Billigarbeitskräften zu verschärfen. Einige Restaurantbetreibende sehen die Konkurrenz der Restaurants um Küchenarbeitskräfte durchaus auch als Effekt der Plattformisierung, begegnen dieser aber nicht mit grundsätzlich verbesserten Arbeitsbedingungen, sondern mit veränderten Umlagen des Trinkgelds, Beschäftigungsgarantien und teilweise flexiblen, d. h. individuell abgestimmten Arbeitszeiten.

- [5] Die sogenannten freien Dienstnehmer_innen haben einen für Österreich spezifischen arbeitsrechtlichen Status, der Eigenschaften von Arbeitnehmer_innen und Selbstständigkeit vereint.
- [6] Seit der Pandemie sind zwei konkurrierende Schnelllieferdienste nach Elbstadt gekommen, die im Folgenden jedoch nur zu Zwecken der Abgrenzung herangezogen werden.
- [7] Je nach Schätzungen sind bei den beobachteten Beladungen und Zeitfenstern hier maximal ein Prozent der Haushalte der Großstadt regelmäßig belieferbar. Damit kann der Lieferservice in Elbstadt wöchentlich rechnerisch etwas unter der Hälfte der Kund_innen bedienen, die ein einzelner stationärer Markt im gleichen Zeitraum versorgt.
- [8] Ähnlich wird auch die Lieferarbeit für Mahlzeiten in Graz (s. Abschnitt 5.1.) als „männlerdominiert“ beschrieben (VF).

Autor_innen

Yannick Ecker ist Humangeograph. Er forscht im Bereich der raumbezogenen Digitalisierungsforschung zu Prekarisierung, Arbeitsbedingungen, Geschlechterarrangements und Gewerkschaften.
yannick.ecker@geo.uni-halle.de

Anke Strüver ist Humangeographin. Sie arbeitet mit dem Fokus auf die städtische Mikroebene zu Verkörperungen, Gesundheit, aktiver Mobilität, Ernährung und Digitalisierung im Kontext von Nachhaltigkeit.
anke.struever@uni-graz.at

Literatur

- Altenried, Moritz (2017): Die Plattform als Fabrik. Crowdwork, Digitaler Taylorismus und die Vervielfältigung der Arbeit. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 47/187, 175-192.
- Altenried, Moritz (2019): On the last mile: Logistical urbanism and the transformation of labour. In: Work Organisation, Labour & Globalisation 13/1, 114-129.
- Altenried, Moritz / Animento, Stefania / Bojadžijev, Manuela (2021): Plattform-Urbanismus. Arbeit, Migration und die Transformation des urbanen Raums. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 73-92.
- Altenried, Moritz / Dück, Julia / Wallis, Mira (Hg.) (2021): Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Appel, Alexandra (2016): Embeddedness and the (re)making of retail space in the realm of multichannel retailing: The case of Migros Sanal Market in Turkey. In: Geografiska Annaler. Series B, Human Geography 98/1, 55-69.
- Barns, Sarah (2019): Negotiating the platform pivot: From participatory digital ecosystems to infrastructures of everyday life. In: Geography Compass 13/9, e12464.
- Bauriedl, Sybille / Strüver, Anke (2020): Platform urbanism: Technocapitalist production of private and public spaces. In: Urban Planning 5/4, 267-276.
- Bissell, David (2020): Affective platform urbanism: Changing habits of digital on-demand consumption. In: Geoforum 115, 102-110.
- Bor, Lisa (2021): Helpling hilft nicht – Zur Auslagerung von Hausarbeit über digitale Plattformen. In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion. Münster: Westfälisches Dampfboot, 148-167.
- Coe, Neil M. (2020): Logistical geographies. In: Geography Compass 14/10, e12506.

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

- Dannenberg, Peter / Fuchs, Martina / Riedler, Tim / Wiedemann, Cathrin (2020): Digital transition by COVID-19 pandemic? The German food online retail. In: *Tijdschrift Voor Economische en Sociale Geografie* 111/3, 543-560.
- Danyluk, Martin (2018): Capital's logistical fix: Accumulation, globalization, and the survival of capitalism. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 36/4, 630-647.
- Doom, Niels van (2017): Platform labor: On the gendered and racialized exploitation of low-income service work in the „on-demand“ economy. In: *Information, Communication & Society* 20/6, 898-914.
- Dowling, Emma (2021): *The care crisis. What caused it and how can we end it?* London: Verso.
- Ecker, Yannick (2022): #FairDelivery? Potential for and limits to alternative platformization. In: Anke Strüver / Sybille Bauriedl (Hg.), *Platformization of urban life. Towards a technocapitalist transformation of European cities*. Bielefeld: transcript, 171-183.
- Ecker, Yannick / Rowek, Marcella / Strüver, Anke (2021): Care on Demand: Geschlechternormierte Arbeits- und Raumstrukturen in der plattformbasierten Sorgearbeit. In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 112-129.
- Ecker, Yannick / Strüver, Anke (2022): Towards alternative platform futures in post-pandemic cities? A case study on platformization and changing socio-spatial relations in on-demand food delivery. In: *Digital Geography and Society* 3. <https://doi.org/10.1016/j.diggeo.2022.100032>.
- Flanagan, Frances (2019): Theorising the gig economy and home-based service work. In: *Journal of Industrial Relations* 61/1, 57-78.
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of capital and care. In: *New Left Review* 100, 99-117.
- Gregory, Karen / Sadowski, Jathan (2021): Biopolitical platforms: The perverse virtues of digital labour. In: *Journal of Cultural Economy* 14/6, 662-674.
- HDE – Handelsverband Deutschland e. V. (2021): Online Monitor 2021. https://einzelhandel.de/index.php?option=com_attachments&task=download&id=10572 (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- HDE – Handelsverband Deutschland e. V. (2022): Online Monitor 2022. https://einzelhandel.de/index.php?option=com_attachments&task=download&id=10659 (letzter Zugriff am 2.8.2022).
- Heiland, Heiner (2021): Neither timeless, nor placeless: Control of food delivery gig work via place-based working time regimes. In: *human relations* 75/9, 1824-1848.
- Hill, David W. (2020): The injuries of platform logistics. In: *Media Culture & Society* 42/4, 521-536.
- Holst, Gregor / Scheier, Franziska (2019): *Branchenanalyse Handel. Perspektiven und Ansatzpunkte einer arbeitsorientierten Branchenstrategie*. Working Paper. Forschungsförderung. Nummer 161, Oktober 2019. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung. https://www.boeckler.de/fpdf/HBS-007395/p_fofoe_WP_161_2019.pdf (letzter Zugriff am 11.7.2022).
- Hutapea, Luciana / Malanowski, Norbert (2019): *Neue Geschäftsmodelle in der Ernährungsindustrie und im Lebensmitteleinzelhandel*. Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung. https://www.boeckler.de/de/faust-detail.htm?sync_id=HBS-007185 (letzter Zugriff am 16.3.2022).
- Huws, Ursula (2019): The hassle of housework: Digitalisation and the commodification of domestic labour. In: *Feminist Review* 123/1, 8-23.
- Jonas, Andrea (2021): *Räumliche Muster des Online-Handels in Deutschland. Aktuelle Trends und Perspektiven vor dem Hintergrund der COVID-19-Pandemie*. BBSR-Analysen KOMPAKT 19/2021. Bonn: Bundesinstitut für Bau-, Stadt- und Raumforschung.
- Knaus, Katharina / Margies, Nina / Schilling, Hannah (2021): Thinking the city through work: Blurring boundaries of production and reproduction in the age of digital capitalism. In: *city. Analysis of Urban Change, Theory, Action* 25/3-4, 303-314.
- Lee, Ashlin / Mackenzie, Adrian / Smith, Gavin J. D. / Box, Paul (2020): Mapping platform urbanism: Charting the nuance of the platform pivot. In: *Urban Planning* 5/1, 116-128.

- Leszczynski, Agnieszka / Elwood, Sarah (2022): Glitch epistemologies for computational cities. In: *Dialogues in Human Geography* 12/3, 361-378.
- Lewis, Jane (2001): The decline of the male breadwinner model: Implications for work and care. In: *Social Politics: International Studies in Gender, State & Society* 8/2, 152-169.
- Loewen, Kyle (2018): Reproducing disposability: Unsettled labor strategies in the construction of e-commerce markets. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 36/4, 701-718.
- Lyster, Clare (2016): *Learning from logistics. How networks change our cities.* Basel: Birkhäuser.
- Mayring, Philipp (2015): *Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken.* Weinheim/ Basel: Beltz.
- Neilson, Brett (2012): Five theses on understanding logistics as power. In: *Distinktion: Journal of Social Theory* 13/3, 322-339.
- O'Connor, Sarah (2022): Farewell to the servant economy. <https://www.ft.com/content/8fcb5279-5494-4006-ba2c-287de27c1fab> (letzter Zugriff am 27.7.2022).
- OC fulfillment GmbH (o. J.): Trends im eFood. Omnichannel-Erlebnisse durch perfekte Fulfillment-Prozesse schaffen. <https://fulfillmenttools.com/whitepaper-download-trends-im-efood/> (letzter Zugriff am 22.4.2022).
- Orth, Barbara (2022): Riders united will never be divided? A cautionary tale of disrupting the platformization of urban space. In: Anke Strüver / Sybille Bauriedl (Hg.), *Platformization of urban life. Towards a technocapitalist transformation of European cities.* Bielefeld: transcript, 185-204.
- Paavola, Lauri / Cuthbertson, Richard (2021): Algorithms creating paradoxes of power: Explore, exploit, embed, embalm. In: *Information Systems Management* 38/4, 358-371.
- Piotrowicz, Wojciech / Cuthbertson, Richard (2019): Last mile framework for omnichannel retailing. Delivery from the customer perspective. In: Wojciech Piotrowicz / Richard Cuthbertson (Hg.), *Exploring omnichannel retailing. Common expectations and diverse realities.* Cham: Springer, 267-288.
- Polkowska, Dominika (2021): Platform work during the COVID-19 pandemic: A case study of Glovo couriers in Poland. In: *European Societies* 23/SUP1, 321-331.
- Richardson, Lizzie (2018): Feminist geographies of digital work. In: *Progress in Human Geography* 42/2, 244-263.
- Richardson, Lizzie (2020): Platforms, markets, and contingent calculation: The flexible arrangement of the delivered meal. In: *Antipode: A Radical Journal of Geography* 52/3, 619-636.
- Rock, Stefan (2022): Herausforderung E-Food – Ein kundennutzenorientiertes Leistungsbündel in der Distribution von Frischeprodukten. In: Marc Knoppe / Stefan Rock / Martin Wild (Hg.), *Der zukunftsfähige Handel. Neue online und offline Konzepte sowie digitale und KI-basierte Lösungen.* Wiesbaden: Springer Gabler, 239-256.
- Sadowski, Jathan (2020): Who owns the future city? Phases of technological urbanism and shifts in sovereignty. In: *Urban Studies* 58/8, 1732-1744.
- Schaupp, Simon (2021): Digitale Unterschichtung: Migrantische Arbeit bei Dienstleistungsplattformen. In: Nicole Mayer-Ahuja / Oliver Nachtwey (Hg.), *Verkannte Leistungsträger:innen. Berichte aus der Klassengesellschaft.* Berlin: Suhrkamp, 305-324.
- Schuster, Nina / Höhne, Stefan (2017): Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 9-22.
- Schwiter, Karin / Steiner, Jennifer (2020): Geographies of care work: The commodification of care, digital care futures and alternative caring visions. In: *Geography Compass* 14/12, e12546.
- Shapiro, Aaron (2022): Platform urbanism in a pandemic: Dark stores, ghost kitchens, and the logistical-urban frontier. In: *Journal of Consumer Culture* 0/0, 1-20.
- Staab, Philipp (2014): *Macht und Herrschaft in der Servicewelt.* Hamburg: Hamburger Edition.
- Vecchio, Giovanni / Tiznado-Aitken, Ignacio / Alborno, Camila / Tironi, Martín (2022): Delivery workers and the interplay of digital and mobility (in)justice. In: *Digital Geography and Society* 3, 100036.

Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung

Weeks, Kathi (2011): *The Problem with work. Feminism, marxism, antiwork politics, and post-work imaginaries.* Durham/London: Duke University Press.

Wieland, Thomas (2021): *Auf dem Weg zur digitalen Nahversorgung? Determinanten des Einkaufsverhaltens im Multi- und Cross-Channel-Kontext am Fallbeispiel des Lebensmittel Einzelhandels.* In: *Raumforschung und Raumordnung | Spatial Research and Planning* 79/2, 116-135.

Commodification, fragmentation, externalisation. Restructuring of urban space and labour in technology-driven experiments with housework

Against the backdrop of the increasing pressure on the societal organisation of care-work and excess venture capital, the field of social reproduction has become a primary site for accumulation by technology-driven experimentation. One consequence is the increasing commodification, fragmentation and externalisation of reproductive tasks such as cooking or grocery shopping. Companies offering domestic work as platform-mediated services on demand introduce new logics of control and coordination that transform the spatiality, visibility and conditions of labour. In this paper we rethink these transformations from the perspectives of social reproduction and logistics. Instead of limiting our analysis to the labour process associated with a given platform, we focus on the transformation of multiple sites of labour connected to the outsourcing of housework into the urban fabric. We explore this perspective using two qualitative case studies of food delivery services and online food retailing.

Reproduktive Widersprüche im Plattform-Urbanismus von Körpern aus denken

Barbara Orth, Sylvana Jahre, Antonie Schmiz

Im vorliegenden Beitrag greifen wir die These einer Plattformisierung städtischer Infrastrukturen auf und erweitern sie um einen feministisch-geographischen Blick auf Körper. Ausgehend von einem Infrastrukturverständnis, das Plattformen als technische, materielle und sozial eingebettete Assemblagen begreift, arbeiten wir zunächst die Relevanz lokal verfügbarer und ortsgebundener Arbeitskraft als zentrales Element des Plattform-Urbanismus heraus. Anhand der *scale* der Körper als Maßstabsebene lassen sich die damit einhergehenden sozial-reproduktiven Widersprüche innerhalb des Plattform-Urbanismus nachverfolgen. Mittels zahlreicher Beispiele zeigen wir, dass sich diese Widersprüche auf verschiedenen *scales* artikulieren. Wir legen dar, dass die Plattformisierung städtischer Infrastrukturen mit einer Differenzierung von Körpern durch staatliche Migrationspolitik und die soziotechnischen Funktionslogiken der Plattformen einhergeht. Wir kommen zu dem Schluss, dass der scheinbar reibungslose und effiziente Plattform-Urbanismus von der aufrechterhaltenen Strukturierung und Hierarchisierung von Arbeit durch staatliche Regulation und soziale Differenzierung – von sichtbarer und unsichtbarer Arbeit – profitiert. Mit unserem Beitrag bieten wir durch feministische Perspektiven eine analytische Brille an, mit der sich die Differenzierungen von Körpern in der Plattform-Ökonomie entlang reproduktiver Widersprüche des Plattform-Urbanismus analysieren lassen.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Ausgehend von der These, dass digitale Plattformen zu städtischen Infrastrukturen werden, wollen wir feministische Theorien mit aktuellen Debatten um die Plattformisierung von Infrastrukturen in Dialog bringen und uns in diesem Artikel dem Thema Arbeit aus einer von den Science and Technology Studies (STS) inspirierten Perspektive auf Plattformen nähern. Infrastrukturen ermöglichen nach Brian Larkin (2013) zunächst die Zirkulation von Gütern, Menschen oder Ideen und einen damit verbundenen räumlichen Austausch. Infrastrukturen sind demnach definiert als „Dinge, die die Bewegung anderer Dinge ermöglichen“ (ebd.: 329,

Übers. d. A.)[1]. Ein erweiterter, den STS entlehnter Infrastrukturbegriff versteht diese nicht als *dead matter*, sondern bezieht neben Materialität und Technologien zusätzlich die Menschen ein, die sie nutzen, die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, in denen sie ausgehandelt werden, und die sozialen Interaktionen, die sie hervorbringen (Burchardt/Höhne 2015; Latour/Roßler 2007). So besteht der öffentliche Nahverkehr (ÖPNV) beispielsweise unter anderem aus Bauteilen wie Schienen, Bahnhöfen, Wegweisschildern, Zügen, Software, aber auch aus Fahrer_innen, Nutzer_innen, Kontrolleur_innen, Wartungspersonal und Reinigungskräften. Für sein Funktionieren als städtische Infrastruktur benötigt er darüber hinaus politische Vorgaben wie Budgets, rechtliche Rahmenbedingungen wie Verkehrsregeln und sozial erwünschte Verhaltensweisen. Anhand dieses Beispiels zeigt sich, dass Infrastrukturen nie neutral sind. So lässt sich nachvollziehen, dass sie das gesellschaftliche Leben strukturieren und Ein- beziehungsweise Ausschlüsse von eben jenem produzieren (Amin/Thrift 2002; Burchardt/Höhne 2015; Farías 2010; Lancione/McFarlane 2016; Millington 2018). Die STS-Literatur vermittelt uns also, dass das Funktionieren einer Plattform im Sinne einer Infrastruktur neben technischen Aspekten wie Algorithmen, Hard- und Software auch menschliche und gesellschaftliche Bestandteile benötigt.

Diese menschlichen beziehungsweise gesellschaftlichen Elemente werden bisher in Bezug auf digitale Plattformen vor allem in zwei Kontexten diskutiert. Zum einen wird die fehlende datenpolitische und arbeitsrechtliche Regulation auf politischer Ebene thematisiert (vgl. Graham 2020). Zum anderen erfährt die Prekarität plattformvermittelter Dienstleistungen wie Essens- und Lebensmittelauslieferung sowie Fahr- und Putzdienste (Ravenelle 2019; van Doorn 2017) und deren Aushandlung durch Arbeitskämpfe wissenschaftlich und medial eine hohe Aufmerksamkeit (Altenried/Niebler 2022; Orth 2022). In diesem Beitrag versuchen wir, weitere menschliche und gesellschaftliche Elemente der Plattforminfrastruktur entlang sozial-reproduktiver Widersprüche des Plattform-Kapitalismus aufzuzeigen (Berfelde/Kluzik 2022). Indem wir uns besonders auf Körper fokussieren, können wir die materiellen und sozialen Dimensionen, die dem STS-entlehnten Infrastrukturbegriff immanent sind, zusammendenken und so eine Analyse ermöglichen, die über die prekären Arbeitsbedingungen plattformvermittelter Arbeit hinausgeht. Feministische Ansätze können dabei weniger sichtbaren Formen von Arbeit nachspüren (Gilbert 2023; Reid-Musson et al. 2020).

Diese umfassen beispielsweise illegalisierte Formen plattformmediierter Arbeit wie Sexarbeit (Gilbert 2023) sowie infrastrukturelle „*repair and maintenance*“-Arbeit – im Folgenden als „Instandhaltungsarbeit“ übersetzt –, die für die Aufrechterhaltung der Plattform selbst nötig ist (Shapiro 2021). In Bezug auf Arbeit können Körper die Widersprüche des Plattform-Kapitalismus aufzeigen. Plattformen zeichnen sich dadurch aus, globale Firmen zu sein, die ihre Dienstleistungen lokal anbieten (Kenney/Zysman 2020). Daraus folgt, dass immer (auch) dort Körper notwendig sind, die der Plattform zur Verfügung stehen, wo sie im physischen Raum operiert. Aus der Expansionslogik des Plattformmodells ergibt sich das reproduktive Problem der massenhaften und kurzfristigen Bereitstellung von Arbeitskraft. In Ländern des Globalen Nordens wird das Vorhandensein dieser arbeitenden Körper auf der nationalstaatlichen Ebene durch Einwanderungspolitik geregelt. Gleichzeitig schreibt sich diese Regulationspolitik in Körper ein. Körper werden einerseits differenziert, um den reproduktiven Widerspruch des Plattform-Kapitalismus auf materieller Ebene zu lösen. Gleichzeitig wird an diese Körper auch unsichtbare Reproduktionsarbeit ausgelagert. Die damit einhergehenden Spannungen und Kämpfe können an Körpern „abgelesen“ werden (vgl. Bissell 2022). Arbeitskraft im Sinne von Körpern ist also durch ihre räumliche Verortung immer sowohl materiell als auch politisch und sozial positioniert (Hyndman 2019; Staeheli/Kofman 2004). Das führt zur Differenzierung arbeitender Körper entlang verschiedener Kategorien wie *race, gender, age, ability* (vgl. van Doorn 2017; Webster/Zhang 2020). Somit werden einerseits die infrastrukturellen Ungleichheiten des Plattform-Urbanismus an den Körpern der Arbeitenden sichtbar. Andererseits lassen sich über die *scale* der Körper Rückschlüsse auf die gesellschaftlichen Bedingungen ziehen, unter denen sich Plattformen entfalten können.

Um diese Überlegungen auszuführen, beginnen wir zunächst mit einer Einführung des Körpers aus feministisch-geographischer Perspektive. So arbeiten wir die *scale* des Körpers als wichtigen Ausgangspunkt für ein Verständnis reproduktiver Widersprüche heraus. Anschließend skizzieren wir die in der Plattformforschung geführte Debatte um die Neustrukturierung urbaner Räume im Plattform-Urbanismus. Diese Literatur zeigt, dass das Funktionieren von Plattformen verschiedene soziale und materielle Umstände voraussetzt beziehungsweise in diese eingebettet ist. Mit Aaron Shapiro (2021) lassen sich diese Umstände als reproduktive Voraussetzungen fassen. Durch die Sichtbarmachung

der oft als selbstverständlich wahrgenommenen Körper (Longhurst 1997) können wir zeigen, dass reproduktive Widersprüche im Plattform-Urbanismus auf der *scale* des Nationalstaates sowie des Körpers verhandelt werden. Mit diesem Gedankenexperiment bieten wir eine Erweiterung der bestehenden Diskussion an. Die analytische Brille feministischer Geographien, das heißt ein Denken von der Maßstabebene der Körper aus, kann so bisher unterbelichtete Aspekte der Plattformisierung städtischer Infrastrukturen ins Sichtfeld rücken.

2. Körper als *scale* des Plattform-Urbanismus

Körper sind zunächst materielle Objekte, bestehend aus Organen und Knochen. Konstruktivistische Feministinnen wie Donna Haraway (1990) und Elizabeth Grosz (1989) zeigen auf, dass Körper auch diskursiv über sprachliche Anrufungen geformt werden und somit in gesellschaftliche Machtbeziehungen eingebettet sind. Historisch haben biologische Zuschreibungen zur Abwertung bestimmter Körper geführt und tun dies weiterhin. So wurde beispielsweise die Form des weiblichen Körpers mit dem Nichtrationalen, dem „hysterischen“ Anderen assoziiert (Rose 1993; Foucault 1980). Auf ähnliche Weise wurden auch kolonisierten Körpern sowie denen der „unteren Klassen“ bestimmte körperliche Attribute zugeschrieben, um ihre gesellschaftliche Abwertung zu legitimieren (McClintock 1995; Alcoff 2006). Ein Körper ist deshalb von individuellen Erfahrungen und Subjektivierungsweisen gezeichnet, wird aber auch durch gesellschaftliche Machtverhältnisse rassistisch, sexistisch und so weiter markiert, vernarbt, transformiert und konstruiert (Longhurst 1997). So kann er von mehr als nur der eigenen persönlichen Geschichte erzählen; denn es ist möglich, von der *scale* des Körpers aus einen Blick zurück auf die gesellschaftlichen Bedingungen zu werfen, in denen der Körper geformt wurde.

Aus geographischer Perspektive sind Körper nicht nur auf diese Weise gesellschaftlich positioniert, sondern immer auch räumlich verortet (Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht 2021: 167). Im Sinne einer feministischen politischen Geographie können Körper zum „analytischen Werkzeug, zum Maßstab, zum Ort“ (Mountz 2018: 761, Übers. d.A.)^[2] werden, an dem sich gesellschaftliche Prozesse sichtbar machen lassen. Insofern werden Körper als *scale* der Wissensproduktion im Kontext der Plattformarbeit in diesem Beitrag relevant.

Für die Plattformforschung ergeben sich daher über ökonomische (De-) Regulationsmechanismen hinausgehende Implikationen. Menschen, die auf Plattformen arbeiten, sind weit mehr als reine Arbeitskraft: Sie werden ein Teil der Infrastruktur des Plattform-Urbanismus. Wie einleitend erwähnt, sind Infrastrukturen aus STS-Perspektive sowohl materiell als auch sozial eingebettet und damit immer politisch. Mit Lauren Berlant (2016) können Infrastrukturen selbst als Form von Leben verstanden werden: Straßen, Brücken, Schulen, Nahrungsketten, Finanzsysteme, Gefängnisse, Familien, Nachbarschaften – kurzum alles, was miteinander verbunden ist, um unsere Welt am Leben zu erhalten. Wir knüpfen damit an wichtige Überlegungen zu „people as infrastructure“ (Simone 2004) und „bodies as urban infrastructure“ (Truelove/Ruszczuk 2022) an. Menschen werden selbst zur Infrastruktur, wenn in ihren Körpern Knotenpunkte aus flexiblen, mobilen und provisorischen Begegnungen entstehen: „Diese Knotenpunkte werden zu einer Infrastruktur [...], die das Leben in der Stadt ermöglicht und reproduziert.“ (Simone 2004: 408; Übers. d.A.)^[3] In diesem Sinne bestehen Plattformen nicht nur aus technischen und materiellen Entitäten, sondern sie umfassen die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, benötigen aber auch Arbeitskraft im Sinne von Körpern. Im Folgenden werden wir zeigen, warum es Körper zur Aufrechterhaltung des Plattform-Urbanismus braucht, wie diese Körper durch Migrationsregime und Aufenthaltstitel in Plattformarbeit hierarchisiert werden und wie Plattformen (gewaltvolle) Differenzierungen von Körpern reproduzieren.

3. Reproduktion im Plattform-Urbanismus

In der Plattformforschung wird derzeit diskutiert, inwiefern digitale Plattformen urbane Räume verändern und als Infrastrukturen das städtische Leben (neu) strukturieren (Altenried/Animento/Bojadžijev 2021; Berfelde/Kluzik 2022; Moertenboeck/Mooshammer 2021; Lee et al. 2020; Plantin et al. 2018; Shapiro 2022). Als Technologien sind Plattformen von vornherein nicht neutral; in dem Moment, in dem sie zu städtischen Infrastrukturen werden, reproduzieren sich die ihnen inhärenten Ungleichheiten in der Assemblage der Infrastruktur zusätzlich. Ausgehend von der bestehenden Debatte um digitale Plattformen als neue Infrastrukturen urbaner Räume fokussiert dieser Beitrag auf Plattformen, deren Geschäftsmodell auf der Externalisierung von Kosten

beruht – in Abgrenzung beispielsweise zu Plattformen wie Facebook, deren Geschäftsmodell auf Werbung basiert (Srnicek 2017)[4].

Städte sind nicht nur zufälliger Schauplatz, sondern notwendige Voraussetzung für das effiziente Funktionieren des Plattformmodells. Der Begriff des Plattform-Urbanismus verweist auf die wichtige Rolle des urbanen Raums im Plattform-Kapitalismus (Barns 2020; Leszczynski 2020; Strüver/Bauriedl 2022). Die Urbanisierung technologischen Kapitals erfolgt in mehreren Phasen: Während sich die erste Phase der sogenannten Smart City vor allem durch die Privatisierung öffentlicher Infrastrukturen und die Überwachung städtischer Räume auszeichnet, übernehmen digitale Plattformen in der zweiten Phase zunehmend die Organisation des städtischen Lebens (Sadowksi 2021). Plattformunternehmen werden selbst zu städtischen Infrastrukturen, indem sie materielle, soziale und digitale Komponenten einer städtischen Infrastruktur effizient bewegen und koordinieren: „Die Plattform nutzt die Handlungskapazitäten der verschiedenen Einheiten (*entities*), die mit ihr verbunden sind, und deren Netzwerke; [sie] manifestiert sich in der Koordinierung dieser Aktionen im städtischen Raum“ (Richardson 2020: 459, Übers. d.A.)[5].

Dieser Prozess, in dem privatwirtschaftliche Plattformunternehmen an die Stelle ehemals großer, (staatlich) monopolisierter Infrastrukturen treten und diese neu organisieren, wird in der Literatur als „Plattformisierung“ städtischer Infrastrukturen gefasst (Plantin et al. 2018)[6]. Die technische Kapazität, beispielsweise Fahrzeiten im dynamischen Straßenverkehr effizient berechnen zu können, setzt eine massenhafte Nutzung digitaler Endgeräte wie Smartphones voraus, sodass Plattformen in Echtzeit „bis in die Taschen der Stadtbewohner_innen hinein reichen“ (Leszczynski 2020: 193, Übers. d.A.)[7]. Neben der notwendigen Dichte an potenziellen Verbraucher_innen, Arbeiter_innen und Produzent_innen, die durch die Verbundenheit individueller Endgeräte ausreichend Daten produzieren (Artioli 2018; Davidson/Infranca 2016), bieten Städte auch „infrastrukturellen Mehrwert“ in Form öffentlicher Räume (Shapiro 2021). So bedienen sich Mobilitätsplattformen des öffentlichen Stadtraums, wenn E-Scooter auf Gehwegen und in Parks abgestellt werden und Carsharingautos kostenlos Parkraum beanspruchen. Ebenso können plattformvermittelte Dienstleister_innen beispielsweise gut ausgebaute Fahrradwege nutzen und sich zwischen ihren Aufträgen in schattigen Parkanlagen mit Wasserspendern ausruhen. Diese allgemeinen Güter der Stadt werden von Unternehmen meist unentgeltlich

(ab-)genutzt (Sadowski 2020). Plattformen sind also in „kollektiv produzierte[n] Infrastrukturen des städtischen Alltags“ (Shapiro 2021: 117, Übers. d.A.)[8] eingebettet, die instand gehalten werden müssen.

Shapiro (ebd.) folgend gehen wir davon aus, dass *Arbeitskraft* nicht nur im Sinne einer Bereitstellung von Dienstleister_innen ein wesentlicher Teil des Geschäftsmodells digitaler Plattformen ist (Altenried/Animento/Bojadžijev 2021; van Doorn 2017; Kenney/Rouvinen/Zysman 2021; Prassl 2018); vielmehr benötigen Plattformen selbst Arbeiter_innen, die die notwendigen reproduktiven Tätigkeiten verrichten, damit eine Plattform effizient funktionieren kann. So wurde für die Wohnungsvermittlungsplattform Airbnb herausgearbeitet, dass ihr Funktionieren durch die emotionale und reproduktive Arbeit der Nutzer_innen ermöglicht wird. Gastgeber_innen organisieren und übernehmen Reinigungen und Schlüsselübergaben und machen lokales Wissen touristisch verwertbar (Knaus 2020).

Diese „infrastrukturelle Reproduktionsarbeit“ kann im Sinne der STS als Instandhaltungsarbeit gefasst werden, wobei sie jedoch weitestgehend unsichtbar bleibt. Das liegt einerseits daran, dass diese Arbeit oft in privaten (Wohn-)Räumen verrichtet wird, andererseits aber auch an den raum-zeitlichen Logiken dieser Instandhaltungsarbeit. So müssen die Autos und E-Scooter von Mobilitätsplattformen außerhalb der belebten Verkehrszeiten von der Peripherie zurück ins Zentrum geschafft werden, damit das „Floating Car/Scooter/Bike“-Prinzip funktioniert. Und diese Arbeit geschieht meistens nachts, wenn die Nutzer_innen dieser Sharingdienste schlafen (Solmaz-Litschel/Zych 2021). Ebenso unsichtbar sind die Köch_innen, die in sogenannten *ghost kitchens* (Shapiro 2022) Essen zubereiten, welches dann durch (sichtbare) Fahrradkurier*innen an Kund_innen geliefert wird. An „infrastrukturellen Schnittstellen“ (Pollio 2021) im materiellen Raum wird diese unsichtbare Arbeit punktuell sichtbar: Die reibungslose und effiziente Nutzung von Uber an Flughäfen wird durch Hinweisschilder im Flughafengebäude, designierte Wartezonen für die Fahrer_innen, gezielt aufgestellte WiFi-Router und eigens eingesetzte Einweislots_innen hergestellt.

Instandhaltungsarbeit im Kontext digitaler Plattformen ist also im doppelten Sinn reproduktiv: Erstens braucht die „produktive“ Seite des Plattform-Urbanismus – also das Funktionieren der effizienten Koordination in Lizzie Richardsons (2020) Sinn neben Büro, Click- und Crowdwork – auch örtlich gebundene Arbeiter_innen, die die Plattform

selbst am Laufen halten[9]. Zweitens muss sich diese Arbeitskraft ständig durch neue Arbeiter_innen reproduzieren, da die meisten Menschen nur wenige Monate am Stück und oft übergangsweise für eine Plattform arbeiten. Laut Shapiro ist es die „Aufgabe eines kritischen Plattform-Urbanismus [herauszuarbeiten, welche] Reproduktionsarbeit zur Aufrechterhaltung der [sichtbaren] Plattformarbeit erforderlich ist“ (2021: 117, Übers. d.A.)[10]. Wir folgen diesen beiden Perspektiven, indem wir Körper als Prisma herausarbeiten, an dem sich diese alltäglichen, sozial-reproduktiven Widersprüche des Plattform-Urbanismus kristallisieren. Wir wollen damit weitere empirische Forschung anregen und aufzeigen, dass ein Denken von der *scale* der Körper ausgehend ermöglicht, polit-ökonomische und feministische Perspektiven zusammenzudenken.

Wie wir dargelegt haben, braucht eine Plattform, die in einer bestimmten Stadt als Infrastruktur funktionieren will, dafür auch vor Ort physisch anwesende Arbeitskraft. Ist eine Plattform also beispielsweise als Mobilitätsdienstleisterin in Berlin tätig, benötigt sie Arbeiter_innen vor Ort. Dies ist zunächst keine Besonderheit des Plattformmodells, sondern ließe sich auch auf andere Infrastrukturen wie den eingangs genannten ÖPNV oder Unternehmen im Dienstleistungssektor übertragen. Was die Plattform-Ökonomie jedoch von diesen Sektoren unterscheidet, ist die ihr inhärente Netzwerk-Expansionslogik. Plattformunternehmen sind oft auf viele Jahre unprofitabel – Amazon schrieb fast 30 Jahre lang rote Zahlen. Investor_innen nehmen diese unprofitablen Phasen jedoch in Kauf, denn der Mehrwert liegt im Netzwerk von Nutzer_innen, die das Unternehmen aufbaut. Innerhalb dieser Logik ist das kurz- bis mittelfristige Ziel also zunächst nicht Profitmaximierung, sondern eine möglichst schnelle „Skalierung“, das heißt ein schnelles Wachstum der Nutzer_innen und Netzwerke sowie eine räumliche Expansion. Die dafür benötigte Ressource an verkörperter Arbeitskraft steht Plattformunternehmen aber nicht in unbegrenzter Menge zur Verfügung, besonders nicht in konjunkturellen Phasen der Vollbeschäftigung.

Die Kernherausforderung der Skalierung hängt also an lokal zur Verfügung stehender Arbeitskraft. Dies wurde bisher besonders für Unternehmen, die selbst Arbeitskräfte vermitteln, erforscht. Sie versuchen, die große Menge notwendiger Arbeitskraft über Deregulierung professioneller Standards oder durch Automatisierung zu lösen (del Nido 2021; Dubal 2017; Rosenblat 2019). Dennoch gelingt es Unternehmen durch diese Strategien bisher nicht, ausreichend ortsgebundene Arbeitskräfte zu

finden, die über notwendiges Wissen – beispielsweise einen Führerschein – verfügen und langfristig bereit sind, Plattformarbeit zu verrichten. Die Verfügbarkeit ortsgebundener Arbeitskräfte, ob sie nun plattformvermittelte Dienstleister_innen sind oder als unsichtbare Arbeiter_innen Instandhaltungsarbeit verrichten, so argumentieren wir im nächsten Abschnitt, wird vor allem durch staatliche Politiken hergestellt.

4. Migrationspolitische Regulation

Migrationsregime regeln den Zugang zu Nationalstaaten und somit auch zu Arbeitsmärkten und gesellschaftlichen Zugehörigkeiten. Dadurch produzieren staatliche Migrationspolitiken vielfach Ausschlüsse und bestimmen, wer in einem Land arbeiten darf und wer nicht. Gleichzeitig gibt es bestimmte Migrant_innen, die durch staatliche Einwanderungspolitik strategisch inkludiert werden, wie zum Beispiel Erntehelfer_innen oder Pflegekräfte. Diese „differentielle Inklusion“ (Mezzadra/Neilson 2013) findet sich in Europa auch in der Zusammensetzung der Plattformarbeit wider. So finden Plattformunternehmen ihre Arbeitskraft oft in Form migrantischer und rassifizierter Menschen (Altenried 2021; van Doorn/Ferrari/Graham 2020; McDonald/Williams/Mayes 2021; Piasna/Zwysen/Drahokoupil et al. 2022). Diese „Prozesse der sozialen Differenzierung, welche die Ausbeutung durch Plattformen erleichtern, werden an verschiedenen zeit-räumlichen Orten unterschiedlich artikuliert“ (Gebrial 2022: 2)[11]. Da sich diese Regulationsweisen also nicht verallgemeinern lassen, sondern geographisch variieren, beziehen wir uns hier auf den deutschen Kontext, um unser Argument durch Beispiele zu konkretisieren[12].

Empirisch lässt sich beobachten, dass Plattformarbeitende auf Reinigungs- und Essensauslieferungsplattformen in Deutschland nicht etwa Arbeitsvisa, sondern vielfach Working-Holiday-Visa oder Studierendenvisa besitzen (van Doorn 2020; Orth 2022). Allerdings haben nur wenige ausgewählte Nationalitäten die Möglichkeit, sich auf Working-Holiday-Visa zu bewerben, und sie stehen prinzipiell ausschließlich jungen Menschen unter 30 Jahren zur Verfügung (Auswärtiges Amt 2022). Studierendenvisa indes erfordern in Deutschland mindestens Englischkenntnisse auf C1-Niveau und häufig auch Deutschkenntnisse auf C1-Niveau. Natürlich bedarf es zudem einer Hochschulzugangsberechtigung, sodass Studierendenvisa im Vergleich zu anderen Aufenthaltstiteln mit hohen Anforderungen verbunden sind. Diese in staatlicher Einwanderungspolitik angelegten Ungleichheiten

in den Zugängen zum deutschen Arbeitsmarkt und damit auch zu Plattformarbeit als Einkommensquelle werden dabei zusätzlich von den Plattformunternehmen selbst reproduziert.

So setzen die Arbeitsverträge bei Lieferdienstplattformen in Deutschland in der Regel einen Aufenthaltstitel mit Arbeitsgenehmigung voraus. Menschen mit Aufenthaltstiteln, die nur geringe Zuverdienste erlauben – beispielsweise weil sie noch im Asylverfahren sind oder nur eine Duldung haben –, müssen dagegen auf Plattformen ausweichen, die keine festen Arbeitsverträge ausstellen, sondern nach Stückarbeit, also pro Gig bezahlen. So haben empirische Studien zum Beispiel für Berlin gezeigt, dass Menschen, die für Fahrdienste wie FreeNow oder Uber fahren, oft Männer mittleren Alters mit Fluchtgeschichte sind, die mit den nach einzelnen Aufträgen abgerechneten Fahrten weit unter dem Mindestlohn bleiben (Fairwork Foundation 2022). Dabei arbeiten sie teils bis zu 90 Stunden pro Woche, um ihren Lebensunterhalt zu erwirtschaften (Piétron/Ruhaak/Niebler 2021: 36). Auf der einen Seite gibt es Plattformarbeitende mit den Aufenthaltstiteln als Studierende_r, anerkannter „Flüchtling“ oder mit Working-Holiday-Visa, die die Aufnahme sozialversicherungspflichtiger Jobs bei Lieferdiensten ermöglichen und dort aktuell Löhne von 12 Euro pro Stunde sowie zusätzliche Boni (Gorillas 2021; Lieferando o.J.) erhalten. Auf der anderen Seite stehen Aufenthaltstitel, die Menschen in Scheinselbstständigkeit oder illegalisiertes Arbeiten drängen. Dies wird besonders deutlich bei Menschen ohne legalen Aufenthaltsstatus – ein Phänomen, das bisher empirisch vor allem in Italien und Frankreich auftritt. So sind *sans papiers* häufig darauf angewiesen, Profile von Mittelspersonen mit legalem Status zu nutzen (PICUM 2022). Wie Sheana Ahlqvist (2020) im italienischen Kontext darlegt, kann das gemeinsame Arbeiten unter einem Profil zwar als solidarische Praxis unter Plattformarbeitenden verstanden werden, führt aber mitunter auch zur Ausbeutung durch die Mittelspersonen.[13]

Wie diese Beispiele verdeutlichen, ist Plattformarbeit nicht einfach nur migrantische Arbeit. Für viele Migrierende sind besser bezahlte Plattformjobs aufgrund ihres Aufenthaltsstatus nicht erreichbar, was zu einer Hierarchisierung von Plattformarbeitenden auf der Basis ihres Aufenthaltsstatus führt. Wenn „von den Rändern“ auf Migration geblickt wird, zeigt sich ein „konfliktreiche[s] Zusammentreffen von unterschiedlich konnotierten, unterschiedlich sichtbaren Mobilitäten und Mobilitätsregimen zu höchst unterschiedlichen Bedingungen“

(Römhild 2019: 28). Wer wo und wie Plattformarbeit verrichtet, wird durch migrationspolitische Regulierungen des nationalen – beziehungsweise im Falle der EU supranationalen – Grenzregimes geregelt und differenziert. Plattformunternehmen profitieren wiederum davon, dass es genug Migrierende gibt, die ihnen für eine schnelle Expansion zur Verfügung stehen und gleichzeitig „kostenneutral“ angeworben werden können. Statt als Visumssponsoren aufzutreten oder beispielsweise über Subunternehmen Arbeiter_innen aus osteuropäischen Nachbarländern anzuwerben, können Plattformen auf Migrierende zurückgreifen, die schon im Land sind.

5. Differenzierung von Körpern in der Plattform-Ökonomie

Die beschriebene Differenzierung nach Aufenthaltsstatus ist ausschlaggebend für die Positionierung der Plattformarbeitenden auf dem Arbeitsmarkt und kann als Einschreibung der Grenze in ihre Körper gedeutet werden (Gilmartin/Kuusisto-Arponen 2019). Körper werden nicht nur als Orte verstanden, an denen Diskurse und Machtbeziehungen abgebildet, verkörpert und bekämpft werden, sondern Körper sind auch räumlich kontingent. Das Verständnis von dem, was (unterschiedliche) Körper sind, verschiebt sich durch Raum und Zeit, und individuelle Lesarten dessen können sogar am gleichen Ort variieren (Nast/Pile 1998; Teather 1999). So sind Rassifizierungen beispielsweise ortsspezifischen Machtverhältnissen unterworfen. Welche Körper in welchen räumlichen Kontexten rassifiziert werden, also unsichtbar bleiben können oder sichtbar werden, lässt Schlüsse auf gesellschaftliche Diskurse und gelebte Realitäten zu. Auf Plattformen bezogen lässt sich dies an der Rassifizierung der Körper Plattformarbeitender verdeutlichen. So ist eine Person, die als Essenslieferant_in in der Plattform-Ökonomie arbeitet, in ihrer Heimatstadt gegebenenfalls nicht rassifiziert, sondern erst dann, wenn sie als nicht-weiße Arbeitsmigrant_in nach Europa kommt. Dazu hat die feministische Literatur herausgearbeitet, dass auch die Formen, die Körper annehmen, Rückschlüsse auf bestimmte gesellschaftliche Bedingungen zulassen (Andueza et al. 2021: 800). Mehr noch:

„Die verkörperten und geschlechtsspezifisch differenzierten Dimensionen von Infrastrukturen stellen integrale Formen gelebter Infrastrukturen dar, die das Funktionieren kritischer Netzwerke in

der Stadt ermöglichen und gleichzeitig das städtische Leben und die Politik der Ein- und Ausgrenzung tiefgreifend prägen.“

(Truelove/Ruszczyk 2022: 2, Übers. d.A.)[14]

Das Beispiel von Fahrradkurieren kann verdeutlichen, welche Anforderungen Plattformen an Körper stellen, aber auch, welchen Belastungen Körper ausgesetzt sind: das Arbeiten in den Abgasen des Stadtverkehrs sowie bei extremer Kälte oder Hitze. Letzteres wurde immer wieder zum Ausgangspunkt von Arbeitskämpfen. So beschleunigte sich der Prozess der Organisierung unter den Berliner Gorillas-Arbeiter_innen im Februar 2021, als ein außergewöhnlich kalter Winter die Arbeitsbedingungen besonders widrig machte (Orth 2022). Auch die Durchsetzung eines Betriebsrats durch Fahrradkuriere in der Berliner Sektion von Lieferando wurde durch temperaturbedingte Arbeitsbelastungen während der Hitzewelle im August 2022 bestärkt.

Dies verdeutlicht, dass ein physisch und mental gesunder Körper die Voraussetzung ist, um viele Formen von Plattformarbeit überhaupt verrichten zu können. So ist es auch wenig verwunderlich, dass Plattformarbeitende im Durchschnitt sehr jung sind (Piasna/Zwysen/Drahokoupil 2022). Die Körper der Plattformarbeitenden sind keineswegs „neutral“ oder gleich, sondern vielfach in soziale und ökonomische Zusammenhänge eingebettet. Damit hilft diese Perspektive, Körper – insbesondere im Kontext von Plattformarbeit – nicht auf ihre physische Arbeitskraft zu reduzieren. Feministische Theorien und Arbeiten der STS weisen darauf hin, dass Körper mehr sind als nur „der materielle Ort sozialer Prozesse, vielmehr sind soziale Prozesse selbst grundlegend verkörpert“ (Andueza et al. 2021: 800, Übers. d.A.)[15]. Dies bedeutet, eine Analyse muss über die prekären Arbeitsbedingungen auf Plattformen hinausgehen, denn Körper sind nicht nur als *Arbeitskraft* in ihren Materialitäten zu erklären. Vielmehr sind verkörperte Fähigkeiten wie das Fahrradfahren selbst, die sichere Fortbewegung im Stadtverkehr sowie die Orientierung in der Stadt weitere Voraussetzungen, die stark von der Sozialisation und dem Herkunftskontext einer Person abhängig sind. So ist das Fahrrad in vielen Ländern kein alltägliches Fortbewegungsmittel, das Fahrradfahren also nicht wie in Deutschland sprichwörtlich eine Fähigkeit, die im Kindesalter erlernt und dann nie wieder vergessen wird, sondern eine spezifische Anforderung, die Ein- und Ausschlüsse produziert. Für den Plattform-Urbanismus wirft das die

Fragen auf, welche Formen Körper als Infrastrukturen ganz allgemein annehmen, aber auch, welche machtvollen Politiken der Ungleichheit mit Blick auf Körper in der Plattformarbeit sichtbar werden.

Forschungen zu haushaltsnahen Dienstleistungen zeigen beispielsweise, wie implizite gesellschaftliche Standards verkörpert werden. Anders als Fahrdienste oder Essenslieferungs-Apps finden reproduktive Tätigkeiten im intimsten Raum, dem Zuhause, statt und betreffen oft diejenigen Mitglieder eines Haushalts, die aufgrund ihres jungen oder hohen Alters besonders verletzlich sind. Deswegen setzen Plattformen, die Betreuung und Hilfstätigkeiten im Haushalt vermitteln, verstärkt auf ausführliche Profile, um sicherzustellen, dass ein_e Arbeiter_in „vertrauenswürdig“ ist (Ticona/Mateescu/Rosenblat 2018). Meist verlangen Haushaltsplattformen ausführliche Arbeiter_innenprofile mit vielen Bildern, Fotos und persönlichen Angaben. Arbeiter_innen werden durch diese Plattformdesigns gezwungen, ihre Persönlichkeit und ihre Körper „in Szene zu setzen“ (ebd.). Diese Zurschaustellung von Körpern folgt vergeschlechtlichten und rassifizierten Standards: So beschreiben Julia Ticona und Alexandra Mateescu (2018), dass afroamerikanische Gig-Worker_innen viel Zeit dafür aufwenden, ihre Haare zu glätten, um so einem *weißen* Standard von Professionalität zu entsprechen. Im US-amerikanischen Kontext, in dem natürliches, ungeglättetes afroamerikanisches Haar oftmals rassistisch abgewertet wird, ist diese gesonderte Zeitinvestition nötig, um Gigs auf Plattformen zu erhalten, die haushaltsnahe Dienstleistungen wie Babysitten, Putzen oder Hundesitten anbieten. Auch Natasha A. Webster und Qian Zhang (2020) beschreiben, wie ein Plattform-Geschäftsmodell in Schweden, das hausgemachtes „ethnisches“ Essen verspricht, auf rassifizierte und vergeschlechtlichte Stereotype zurückgreift. Anders als die traditionelle Vermittlung von Dienstleistungen über persönliche Netzwerke oder (Leiharbeits-) Firmen stellen digitale Plattformen durch ausführliche Bewertungs- und Ratingsysteme eine neue Qualität der Überwachung von Arbeiter_innen dar (Ivanova et al. 2018; Schoenbaum 2016; van Doorn/Ferrari/Graham 2020). Eine schlechte Bewertung macht es für die Arbeiter_in schwieriger, ihren nächsten Auftrag zu bekommen, da die Algorithmen für positive Bewertungen und Beurteilungen optimiert sind. Bewertungsfunktionen produzieren somit eine permanente Differenzierung und Hierarchisierung der Körper und zwingen Arbeiter_innen dazu, viel unbezahlte Zeit in die Pflege ihrer Profile zu investieren. So macht das Design einiger digitaler

Plattformen – sowohl in der Gestaltung als auch durch die dahinter liegenden Algorithmen – heute die Persönlichkeit und das Aussehen von Arbeitenden zur Ware (Flanagan 2019), und die Algorithmen bestimmen über ihre Marktfähigkeit.

6. Fazit

Es war unser Ziel, unterschiedliche Debatten innerhalb der Plattformforschung zusammenzudenken und die vielfach vorgebrachte politökonomische Kritik an Plattformen um eine feministische, STS-inspirierte Perspektive zu erweitern und damit für die kritische Stadtforschung fruchtbar zu machen. Die Perspektive der STS ermöglicht es, verkörperte und politische Aspekte der Plattformarbeit als Teil einer Infrastruktur zu verstehen. So haben wir gezeigt, dass menschliche Arbeitskraft im Sinne von Körpern ein wichtiges Element dieser Infrastruktur ist. Dazu haben wir zunächst Migrationspolitiken als maßgeblichen Teil der Assemblage skizziert, da die massenhafte und kurzfristige Bereitstellung von Arbeitskraft in Ländern des Globalen Nordens nur über Zuwanderung möglich ist. So wird staatliche Regulierung im Sinne einer differenziellen Migrationspolitik zu einer zentralen Voraussetzung für das Funktionieren der Infrastruktur – zumindest im deutschen beziehungsweise europäischen Kontext. Wir konnten hier also darstellen, dass Plattformen von staatlichen Regulierungen und Hierarchisierungen profitieren und diese selbst reproduzieren.

Des Weiteren haben wir herausgearbeitet, dass nicht alle Körper auf die gleiche Art und Weise in der Lage sind, für Plattformen zu arbeiten. Die Perspektive der Körper erweitert politökonomische Debatten zu prekären Beschäftigungsverhältnissen um die Frage verkörperter Ungleichheiten. Körper werden nicht nur im Migrationsprozess rassifiziert und migrantisiert, sondern auch nach ihrer Leistungsfähigkeit, nach geschlechtsspezifischen Stereotypen, nach normativen Schönheitskriterien oder nach gesundheitlichem Zustand differenziert. Generell ergeben sich aus diesen Ausführungen Fragen danach, wie Körper mit Fähigkeiten ausgestattet sind, aber auch, wie Nichtfähigkeiten und Behinderungen zum Ausschluss führen können, wie bisher im Themenfeld der Plattformforschung nur für Crowdwork erforscht wird (Frieß/Nowak 2021). Gerade eine Betrachtung körperlicher Anforderungen und die daraus resultierende Differenzierung von Körpern können die bestehenden Analysen von Plattformen als städtische Infrastrukturen ergänzen.

Des Weiteren bietet unsere Diskussion Anknüpfungspunkte dafür, Plattform-Urbanismus auf anderen *scales* anzuschauen. So können die infrastrukturellen Schnittstellen (Pollio 2021) empirisch in den Blick genommen werden, die allzu häufig unsichtbar bleiben. Dies sind zum Beispiel die Privatwohnungen, in denen Care-Arbeit ausgeführt wird, oder aber die Restaurants, in denen das Essen zur Auslieferung vorbereitet wird. Auch *ghost kitchens*, in denen Speisen ausschließlich für Lieferdienste hergestellt werden, sind bislang wenig erforscht.

Die Plattform als Infrastruktur, so haben wir weiter ausgeführt, umfasst sowohl technisch-materielle als auch soziale Elemente. Neben der Vielzahl an mobilen Endgeräten und den entsprechenden Daten umfassen diese sowohl in privaten Räumen als auch in Plattformunternehmen oder im öffentlichen (Stadt-)Raum präsent sichtbare und unsichtbare arbeitende Körper, die den Plattform-Urbanismus aufrechterhalten. Den Blick auf diese unsichtbaren Räume und die körperlichen Anforderungen der darin ausgeführten Tätigkeiten zu lenken, kann zu einem kritischen Verständnis davon beitragen, welche (Reproduktions-)Arbeit Plattformen benötigen, um als solche zu funktionieren.

Danksagung

Wir bedanken uns bei unseren Kolleg_innen Stephan Liebscher und Franziska Baum sowie den Herausgeber_innen und zwei anonymen Gutachter_innen für ihre konstruktiven und wertvollen Hinweise.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Im Original: „Infrastructures are matter that enable the movement of other matter.“
- [2] Im Original: „The body becomes analytical tool, scale, site, space of representation, commodity, and physical organism with its own dimensions and that is subjected to other processes.“
- [3] Im Original: „These conjunctions become an infrastructure [...] providing for and reproducing life in the city.“
- [4] Nick Srnicek (2017) bietet eine Typologisierung verschiedener digitaler Plattformen an: werbebasierte Plattformen (z. B. Google, Facebook), solche, die Speicherkapazitäten in Form von Clouds bereitstellen (z. B. Amazon Web Services, Salesforce), Industrieplattformen (z. B. Siemens), Produktplattformen (z. B. Spotify) und sogenannte *lean platforms*, also schlanke Plattformen (z. B. Uber oder Airbnb).

- [5] Im Original: „The platform thus draws upon the capacities to act of the different entities that are engaged with it and their networks, and is manifest in the coordination of these actions through urban space.“
- [6] In Bezug auf die technischen Eigenschaften digitaler Plattformen sprechen Jean-Christophe Plantin et al. (2018: 295) von einer „Infrastrukturalisierung von Plattformen“ in Abgrenzung zur „Plattformisierung von Infrastrukturen“. Gemeint sind damit Metaplattformen wie Google und Facebook, die durch ihre Schnittstellen als Plattform für andere digitale Plattformen dienen (ebd.).
- [7] Im Original: „[...] by reaching into the pockets of urbanites, platforms express a potential for individualized influence unprecedented by ‚smart‘ infrastructure-urban configurations.“
- [8] Im Original: „The responsibility of a critical platform urbanism is to render the invisible visible, to counter those injuries by thinking beyond transactional data to its [outsiders], that is, the reproductive work required to sustain platform labour as well as the value embedded in the collectively produced infrastructures of everyday urban life.“
- [9] Martin Kenney und John Zysman (2020) nennen als Beispiel das Unternehmen Amazon, das sich einerseits durch ein immenses technisches Wissen und *computational capacity* auszeichnet, aber andererseits auch dadurch, dass es die Just-in-Time-Logistik der letzten Meile wie kein anderes Unternehmen löst (vgl. Altenried 2019). Während *computational capacity* über Softwareentwickler_innen beziehungsweise Click- und Crowdwork aus der Ferne erledigt werden kann und so nicht ortsgebunden ist, muss die Auslieferung aus den Warenlagern auf sehr lokaler Ebene erfolgen.
- [10] Im Original: „[...] the invisibility of platform operations [...] creates overlapping ‚injuries‘ that are at once cognitive, psychic and moral. The responsibility of a critical platform urbanism is to render the invisible visible, to counter those injuries by thinking beyond transactional data to its [outsiders], that is, the reproductive work required to sustain platform labour as well as the value embedded in the collectively produced infrastructures of everyday urban life.“
- [11] Im Original: „[...] at different spatio-temporal locations, processes of social differentiation that facilitate platform exploitation will be articulated differently.“
- [12] Da infrastrukturelle und reproduktive Tätigkeiten, wie wir bereits dargelegt haben, bisher unzureichend empirisch erforscht sind (vgl. auch Orth 2021), veranschaulichen wir unsere Überlegungen hier am Beispiel plattformvermittelter Dienstleistungen – die folgenden Überlegungen zu migrationspolitischen Regulierungen treffen vermutlich in ähnlicher Form auch auf infrastrukturelle Arbeiten zu.
- [13] Im Hinblick auf illegalisierte Migrant_innen werden immer wieder Fälle bekannt, in denen auch Plattformen selbst zur Ausbeutung beitragen, wie z. B. in einem Verfahren, das an einem Mailänder Gericht im Mai 2020 verhandelt wurde. Hier war Uber Eats dafür angeklagt, extrem vulnerable Asylsuchende aus verschiedenen westafrikanischen und südasiatischen Herkunftsstaaten massiv ausgebeutet zu haben, indem ihnen lediglich 3 Euro pro Auslieferung bezahlt und ihr Trinkgeld konfisziert wurde (Tondo 2020).
- [14] Im Original: „The embodied and gendered dimensions of infrastructure constitute integral forms of living infrastructure that enable critical networks in the city to function, while profoundly shaping urban life and the politics of inclusion and exclusion.“

Reproduktive Widersprüche im Plattform-Urbanismus von Körpern aus denken

[15] Im Original: „Indeed, the kind of body one has matters profoundly: bodies are more than the material locus of social processes, rather, social process are themselves fundamentally embodied.“

Autor_innen

Barbara Orth ist Humangeographin und interessiert sich für feministische Theorie, (post)migrantische Ansätze und urbane Bewegungen. Aktuell forscht sie zu digitalen Plattformen.
barbara.orth@fu-berlin.de

Sylvana Jahre ist Humangeographin und interessiert sich dafür, wie Migration in und durch Stadtpolitik verhandelt wird. Ihre Arbeiten sind inspiriert durch die kritische Stadtforschung, die reflexive Migrationsforschung und feministische STS.
sylvana.jahre@fu-berlin.de

Antonie Schmiz ist Humangeographin und forscht zu migrationsinduzierter gesellschaftlicher Vielfalt und deren Aushandlung in Städten.
antonie.schmiz@fu-berlin.de

Literatur

Ahlqvist, Sheana (2020): Gig work is different undocumented immigrants and women, with Julia Ticona. Podcast Innovation for all – diversity in tech and business. <https://podtail.com/de/podcast/innovation-for-all-diversity-in-tech-and-business/gig-work-is-different-undocumented-immigrants-and/> (letzter Zugriff am 7.3.2023).

Alcoff, Linda M. (2006): Visible identities: Race, gender, and the self. New York: Oxford University Press.

Altenried, Moritz (2019): On the last mile: Logistical urbanism and the transformation of labour. In: Work Organisation, Labour & Globalisation 13/1, 114-129.

Altenried, Moritz (2021): Mobile workers, contingent labour: Migration, the gig economy and the multiplication of labour. In: Environment and Planning A: Economy and Space. <https://doi.org/10.1177/0308518X211054846>.

Altenried, Moritz / Animento, Stefania / Bojadžijev, Manuela (2021): Plattform-Urbanismus: Arbeit, Migration und die Transformation des urbanen Raums. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/1-2, 73-91.

Altenried, Moritz / Niebler, Valentin (2022): Fragmentierte Arbeit, verallgemeinerter Konflikt: Alltägliche Auseinandersetzungen in der Plattformarbeit. In: Heiner Heiland / Simon Schaupp (Hg.), Widerstand im Arbeitsprozess. Bielefeld: transcript, 277-300.

Amin, Ash / Thrift, Nigel (2002): Cities: Reimagining the urban. Cambridge: Polity Press.

Andueza, Luis / Davies, Archie / Loftus, Alex / Schling, Hannah (2021): The body as infrastructure. In: Environment and Planning E: Nature and Space 4/3, 799-817.

Artioli, Francesca (2018): Digital platforms and cities: A literature review for urban research. <https://shs.hal.science/halshs-01829899> (letzter Zugriff am 19.1.2023).

Auswärtiges Amt (2022): Visum für Deutschland. <https://www.auswaertiges-amt.de/de/service/fragenkatalog-node/-/606772> (letzter Zugriff am 12.4.2022).

Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (2021): Handbuch Feministische Geographien: Arbeitsweisen und Konzepte. Opladen u. a.: Barbara Budrich.

Barns, Sarah (2020): Platform urbanism: Negotiating platform ecosystems in connected cities. Singapur: Palgrave Macmillan.

Berfelde, Rabea / Kluzik, Vicky (2022): Platforms becoming infrastructural? Mapping socio-spatial transformations. In: Anke Strüver / Sybille Bauriedl (Hg.), Platformisation of urban life. Towards a technocapitalist transformation of European cities. Bielefeld: transcript, 39-51.

- Berlant, Lauren (2016): The commons: Infrastructures for troubling times*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 34/3, 393-419.
- Bissell, David (2022): The anaesthetic politics of being unaffected: Embodying insecure digital platform labour. In: *Antipode* 54/1, 86-105.
- Burchardt, Marian / Höhne, Stefan (2015): The infrastructures of diversity: Materiality and culture in urban space – an introduction. In: *New Diversities* 17/2, 1-13.
- Davidson, Nestor M. / Infranca, John J. (2016): The sharing economy as an urban phenomenon. In: *Yale Law & Policy Review* 34/2, 215-279.
- Doom, Niels van (2017): Platform labor: On the gendered and racialized exploitation of low-income service work in the „on-demand“ economy. In: *Information, Communication & Society* 20/6, 898-914.
- Doom, Niels van (2020): Stepping stone or dead end? The ambiguities of platform mediated domestic work under conditions of austerity. *Comparative landscapes of austerity and the gig economy: New York and Berlin*. In: Donna Baines / Ian Cunningham (Hg.), *Working in the context of austerity*. Bristol: Bristol University Press.
- Doom, Niels van / Ferrari, Fabian / Graham, Mark (2020): Migration and migrant labour in the gig economy: An intervention. In: *SSRN Electronic Journal*. <http://dx.doi.org/10.2139/ssrn.3622589>.
- Dubal, Veena B. (2017): The drive to precarity: A political history of work, regulation, & labor advocacy in San Francisco's taxi & Uber economies. In: *Berkeley Journal of Employment & Labor Law* 38/1, 73-136.
- Fairwork Foundation (2022): *Fairwork Germany ratings 2021: Labour standards in the platform economy*. Berlin: Oxford Internet Institute, Berlin Centre for Social Sciences (WZB).
- Fariás, Ignacio (2010): Introduction: Decentering the object of urban studies. In: Ignacio Fariás / Thomas Bender (Hg.), *Urban assemblages: How actor-network theory changes urban studies*. New York: Routledge, 1-24.
- Flanagan, Frances (2019): Theorising the gig economy and home-based service work. In: *Journal of Industrial Relations* 61/1, 57-78.
- Foucault, Michel (1980): *The history of sexuality. Volume 1. An introduction*. New York: Vintage/Random House.
- Frieß, Wiebke / Nowak, Iris (2021): Menschen mit Beeinträchtigungen als Crowdworker_innen – Inklusion in die Prekarität? In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Gebrial, Dalia (2022): Racial platform capitalism: Empire, migration and the making of Uber in London. In: *Environment and Planning A: Economy and Space*. <https://doi.org/10.1177/0308518X221115439>.
- Gilbert, Evie (2023): Beyond the usual suspects: Invisible labour(ers) in futures of work. In: *Geography Compass* 17/2. <https://doi.org/10.1111/gec3.12675>.
- Gilmartin, Mary / Kuusisto-Arponen, Anna-Kaisa (2019): Borders and bodies: Siting critical geographies of migration. *Handbook on critical geographies of migration*. Cheltenham: Edward Elgar, 18-29.
- Gorillas (2021): Vorreiter: Gorillas bezahlt künftig 12€ pro Stunde. <https://gorillas.io/de/blog/vorreiter-gorillas-bezahlt-kuenftig-12eur-pro-stunde> (letzter Zugriff am 2.9.2022).
- Graham, Mark (2020): Regulate, replicate, and resist – the conjunctural geographies of platform urbanism. In: *Urban Geography* 41/3, 453-457.
- Grosz, Elisabeth (1989): *Sexual subversions: Three French feminists*. Sydney: Allen & Unwin.
- Haraway, Donna (1990): A manifesto for cyborgs. In: Linda Nicholson (Hg.), *Feminism/postmodernism*, New York: Routledge, 190-233.
- Hyndman, Jennifer (2019): Unsettling feminist geopolitics: Forging feminist political geographies of violence and displacement. In: *Gender, Place & Culture* 26/1, 3-29.

Reproduktive Widersprüche im Plattform-Urbanismus von Körpern aus denken

- Ivanova, Mirela / Bronowicka, Joanna / Kocher, Eva / Degner, Anne (2018): Foodora and Deliveroo: The app as a boss? Control and autonomy in app-based management – the case of food delivery riders. Düsseldorf: Forschungsförderung Heinrich Böckler Stiftung.
- Kenney, Martin / Rouvinen, Petri / Zysman, John (2021): Employment, work, and value creation in the era of digital platforms. In: Seppo Poutanen / Anne Kovalainen / Petri Rouvinen (Hg.), *Digital work and the platform economy: Understanding tasks, skills and capabilities in the new era*. New York: Routledge.
- Kenney, Martin / Zysman, John (2020): The platform economy: Restructuring the space of capitalist accumulation. In: *Cambridge Journal of Regions, Economy and Society* 13/1, 55-76.
- Knaus, Katharina (2020): At home with guests – discussing hosting on airbnb through the lens of labour. In: *Applied Mobilities* 5/1, 68-85.
- Lancione, Michele / McFarlane, Colin (2016): Life at the urban margins: Sanitation infra-making and the potential of experimental comparison. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 48/12, 2402-2421.
- Larkin, Brian (2013): The politics and poetics of infrastructure. In: *Annual Review of Anthropology* 42/1, 327-343.
- Latour, Bruno / Roßler, Gustav (2007): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft: Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lee, Ashlin / Mackenzie, Adrian / Smith, Gavin J.D. / Box, Paul (2020): Mapping platform urbanism: Charting the nuance of the platform pivot. In: *Urban Planning* 5/1, 116-128.
- Leszczynski, Agnieszka (2020): Glitchy vignettes of platform urbanism. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 38/2, 189-208.
- Lieferando (o. J.): Fahrer:innen Jobs bei Lieferando finden. <https://www.lieferando.de/fahrer> (letzter Zugriff am 2.9.2022).
- Longhurst, Robyn (1997): (Dis)embodied geographies. In: *Progress in Human Geography* 21/4, 486-501.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial leather: Race, gender and sexuality in the colonial contest*. New York: Routledge.
- McDonald, Paula / Williams, Penny / Mayes, Robyn (2021): Means of control in the organization of digitally intermediated care work. In: *Work, Employment and Society* 35/5, 872-890.
- Mezzadra, Sandro / Neilson, Brett (2013): *Border as method or the multiplication of labor*. Durham: Duke University Press.
- Millington, Nate (2018): Producing water scarcity in São Paulo, Brazil: The 2014-2015 water crisis and the binding politics of infrastructure. In: *Political Geography* 65, 26-34.
- Moertenboeck, Peter / Mooshammer, Helge (Hg.) (2021): *Platform urbanism and its discontents*. Rotterdam: nai010 publishers.
- Mountz, Alison (2018): Political geography III: Bodies. In: *Progress in Human Geography* 42/5, 759-769.
- Nast, Heidi / Pile, Steve (Hg.) (1998): *Places through the body*. London: Taylor & Francis.
- Nido, Juan Manuel del (2021): *Taxis vs. Uber: Courts, markets, and technology in Buenos Aires*. Stanford: Stanford University Press.
- Orth, Barbara (2021): Engaging feminist geographies in platform research. In: *Feministische Georundmail* 85, 16-22.
- Orth, Barbara (2022): Riders united will never be divided? A cautionary tale of disrupting the platformization of urban space. In: Anke Strüver / Sybille Bauriedl (Hg.), *Platformization of urban life. Towards a technocapitalist transformation of European cities*. Bielefeld: transcript, 185-204.
- Piasna, Agnieszka / Zwysen, Wouter / Drahokoupil, Jan (2022): *The platform economy in Europe: Results from the second ETUI Internet and Platform Work Survey (IPWS)*. Brüssel: European Trade Union Institute.

- PICUM – Platform for International Cooperation on Undocumented Migrants (2022): From taxis to food delivery: Undocumented migrants in platform work. <https://picum.org/taxis-food-delivery-undocumented-migrants-platform-work/> (letzter Zugriff am 19.1.2023).
- Piétron, Dominik / Ruhaak, Anouk / Niebler, Valentin (2021): Öffentliche Mobilitätsplattformen: Digitalpolitische Strategien für eine sozial-ökologische Mobilitätswende. Berlin: Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Plantin, Jean-Christophe / Lagoze, Carl / Edwards, Paul N. / Sandvig, Christian (2018): Infrastructure studies meet platform studies in the age of Google and Facebook. In: *New Media & Society* 20/1, 293-310.
- Pollio, Andrea (2021): Uber, airports, and labour at the infrastructural interfaces of platform urbanism. In: *Geoforum* 118, 47-55.
- Prassl, Jeremias (2018): *Humans as a service: The promise and perils of work in the gig economy*. Oxford: Oxford University Press.
- Ravenelle, Alexandra J. (2019): *Hustle and gig: Struggling and surviving in the sharing economy*. Oakland: University of California Press.
- Reid-Musson, Emily / Cockayne, Daniel / Frederiksen, Lia / Worth, Nancy (2020): Feminist economic geography and the future of work. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 52/7, 1457-1468.
- Richardson, Lizzie (2020): Coordinating the city: Platforms as flexible spatial arrangements. In: *Urban Geography* 41/3, 458-461.
- Römhild, Regina (2019): Europas Kosmopolitisierung und die Grenzen der Migrationsforschung. *Konfliktfeld Fluchtmigration: Historische und ethnographische Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Rose, Gillian (1993): *Feminism and geography: The limits of geographical knowledge*. Cambridge: Polity Press.
- Rosenblat, Alex (2019): *Uberland: How algorithms are rewriting the rules of work*. Bognor Regis: University of California Press.
- Sadowski, Jathan (2020): Cyberspace and cityscapes: On the emergence of platform urbanism. In: *Urban Geography* 41/3, 448-452.
- Sadowski, Jathan (2021): Who owns the future city? Phases of technological urbanism and shifts in sovereignty. In: *Urban Studies* 58/8, 1732-1744.
- Schoenbaum, Naomi (2016): *Gender and the sharing economy*. Rochester: Social Science Research Network.
- Shapiro, Aaron (2021): Platform urbanism and infrastructural surplus. In: Jeroen Meijerink / Giedo Jansen / Victoria Daskalova (Hg.), *Platform economy puzzles. A multidisciplinary perspective on gig work*. Cheltenham: Edward Elgar, 101-122.
- Shapiro, Aaron (2022): Platform urbanism in a pandemic: Dark stores, ghost kitchens, and the logistical-urban frontier. In: *Journal of Consumer Culture*. <https://doi.org/10.1177/14695405211069984>.
- Simone, AbdouMaliq (2004): People as infrastructure: Intersecting fragments in Johannesburg. In: *Public Culture* 16/3, 407-429.
- Solmaz-Litschel, Laura / Zych, Jola (2021): The augmented city: Nocturnal platform labour under Covid-19 conditions in Berlin. *Reimagining the night*. In: *Urban Pamphleteer* 9, 27-30.
- Srnicek, Nick (2017): *Platform capitalism*. Cambridge/Malden: Polity Press.
- Staeheli, Lynn / Kofman, Eleonore (2004): Mapping gender, making politics: Toward feminist political geographies. In: Lynn Staeheli / Eleonore Kofman / Linda Peake (Hg.), *Mapping women, making politics: Feminist perspectives on political geography*. New York: Routledge, 1-13.
- Strüver, Anke / Bauriedl, Sybille (Hg.) (2022): *Platformisation of urban life. Towards a technocapitalist transformation of European cities*. Bielefeld: transcript.

Reproduktive Widersprüche im Plattform-Urbanismus von Körpern aus denken

- Teather, Elizabeth (Hg.) (1999): *Embodied geographies: Spaces, bodies, and rites of passage*. London: Routledge.
- Ticona, Julia / Mateescu, Alexandra (2018): *Trusted strangers: Carework platforms' cultural entrepreneurship in the on-demand economy*. In: *New Media & Society* 20/11, 4384-4404.
- Ticona, Julia / Mateescu, Alexandra / Rosenblat, Alex (2018): *Beyond disruption: How tech shapes labor across domestic work & ridehailing*. <https://datasociety.net/library/beyond-disruption/> (letzter Zugriff am 07.03.2023).
- Tondo, Lorenzo (2020): *Uber Eats in Italy investigated over alleged migrant worker exploitation*. In: *The Guardian*, 13.10.2020.
- Truelove, Yaffa / Ruszczyk, Hanna A. (2022): *Bodies as urban infrastructure: Gender, intimate infrastructures and slow infrastructural violence*. In: *Political Geography* 92, 102492.
- Webster, Natasha A. / Zhang, Qian (2020): *Careers delivered from the kitchen? Immigrant women small-scale entrepreneurs working in the growing nordic platform economy*. In: *NORA – Nordic Journal of Feminist and Gender Research* 28/2, 113-125.

Platform urbanism: thinking through reproductive contradictions using body scales

In this paper, we suggest the debate on a „platformisation“ of urban infrastructures may be expanded on by feminist geographies using the body scale as an analytical framework. Understanding infrastructures as technical, material, and socially embedded assemblages, we focus on the relevance of locally available and place-based labour as a central element of platform urbanism. The scale of the body enables us to trace the social-reproductive contradictions emerging from this crucial part of the infrastructure. With a variety of examples, we then illustrate how these contradictions articulate themselves at different scales. We argue that the efficiency of platform urbanism hinges on both the socio-technical functional logics of platforms as well as a differentiation of bodies through state migration policies. We conclude that the seemingly smooth and efficient operation of platform urbanism benefits from the perpetuated structuring and hierarchisation of visible and invisible labour through state regulation and social differentiation. Our contribution is to employ feminist geographic theories to develop an analytical framework that may be used in future research to explore the differentiation of bodies in the platform economy.

Komm, lass uns Freunde sein

Deregulierung, prekäre Arbeit und Männlichkeit in Georgien

Joseph Sparsbrod

Männertreffen gehören fest zum Stadtbild in Tbilisi, der Hauptstadt der Republik Georgien. Sie dominieren das soziale Leben der Nachbarschaften. Männer treffen sich fast täglich auf den Straßen ihres Viertels, um Neuigkeiten auszutauschen, Kontakte zu pflegen und ihren sozialen Status auszuhandeln. Hier entstehen starke soziale Netzwerke. Die Männertreffen auf den Straßen sind ein Raum, an dem Männlichkeitsideale verhandelt werden und sich Möglichkeiten für kurzzeitige informelle Beschäftigungsverhältnisse ergeben. Meistens heuern lokale Handwerker hier Gehilfen an, die gleichzeitig auch Freunde, Bekannte und Nachbarn sind. Anhand der Männertreffen in einem Altstadtviertel zeige ich, wie Männer ihren sozialen Status aushandeln und Arbeit beziehungsweise Gehilfen suchen. Die hier etablierten Netzwerke sorgen für Sicherheit auf einem unregulierten Arbeitsmarkt.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

„Ein guter, seelenverwandter Freund ist jemand, der dir hilft, wenn du etwas brauchst, wenn du Probleme hast. Oder ich helfe ihm, wenn er sich körperlich oder moralisch nicht gut fühlt. Ohne Freunde ist das Leben nicht gut. Ich glaube, es ist notwendig, viele Freunde zu haben.“

(Artur, 60 Jahre, Interview vom 18.10.2016)

Während meiner Feldforschung (von März 2016 bis Februar 2017) in einer Straße in der Altstadt von Tbilisi, der Hauptstadt Georgiens, brüsteten sich meine männlichen Nachbarn häufig damit, wie gut sie miteinander befreundet seien und dass die Nachbarn wie eine große Familie zusammenleben würden. Insbesondere während der täglichen Treffen der Männer des Viertels auf der Straße wurde dieses Narrativ ausgiebig bemüht und mir, einem ausländischen Studenten, als Beispiel typisch

georgischer Lebensart (und vor allem Männlichkeit[1]) unter die Nase gerieben.

Männergruppen gehören fest zum Stadtbild in Tbilisi und dominieren das tägliche soziale Leben der Nachbarschaften. Die regelmäßigen Treffen mit ihren Freunden waren gerade für die weniger gut betuchten Männer des Viertels eine wichtige, wenn nicht sogar die wichtigste Aktivität des Tages.

Im Folgenden zeige ich, warum diese Treffen auf der Straße, die in Georgien *birzha* (Börse, Austausch) heißen, für Männer so wichtig sind für die Organisation von Arbeit in der Stadt (vor allem auf dem Bau). Ich gehe hier insbesondere auf ihre Funktion als informelles Unterstützungsnetzwerk ein, das seinen exklusiv männlichen Mitgliedern ein gewisses Maß an – wenn nicht unbedingt ökonomischer, so doch sozialer – Sicherheit gewährt. Als Ort männlicher Sozialisation stehen sie im Zusammenhang mit der Aushandlung und Verinnerlichung von Männlichkeitsidealen. Letztere sind nicht nur für den Zugang zu Arbeit wichtig, sondern strukturieren auch das Arbeitsverhältnis zwischen (informellen) Arbeitgebern und Arbeitnehmern.

Die *birzha* gilt als Ort männlicher Sozialisation oder als „Schule der Straße“ und wurde als solche unter anderen von Jan Koehler (2000, 2003) Evgenia Zakharova (2010, 2017), Costanza Curro (2015) und Martin Frederiksen (2011, 2012, 2013) untersucht. Frederiksen identifiziert die *birzha* mit Bruderschaften, die jungen Männern Anerkennung verschaffen (2013: 60). Des Weiteren arbeitete er heraus, dass Männer, die freundschaftlich besonders eng verbunden sind, sich als *dzmak'atsi* (Bruderfreund, wörtlich: Bruder Mann) verstünden. Er zeigte auch, dass Respekt und moralische Integrität mit dem Prädikat „guter Mann (*k'ai k'atsi*)“ verbunden sei (ebd.: 49, 57). „Richtiges“ Verhalten sowie sozialer Status der Männer des Viertels werden hier verhandelt. Zakharova führt die *birzha* auf Orte zurück, an denen sich Handwerker trafen und hofften, angeheuert zu werden (2017: 250). Die *birzha* vermittelt Idealvorstellungen von Nachbarschaft, Freundschaft und Gemeinschaftlichkeit. Zakharova weist darauf hin, dass „the sphere in which street principles functioned was not confined to the street as such: they could be appealed to in the most diverse social contexts and situations, reference to them being made in politicians' public speeches, business negotiations, etc.“ (ebd.: 249 f.). Curro zufolge ist die *birzha* eine „street institution of sociability underpinned by specific rules, whose key points are honour, honesty,

and manliness“ (2015: 499). Auch Zakharova beschreibt sie als „connected with the idea of masculine honour and reputation“ (2017: 251). Akteure, die sich als Männer verstehen (in Abgrenzung zu allem, was als weiblich gilt), reproduzieren hier gesellschaftlich weithin akzeptierte Muster geschlechtlicher Ordnung. Diese verlangt von Männern eine dominierende Rolle, welche sie aber ständig unter Beweis stellen müssen. Deren Aushandlung geschieht, wie von den oben genannten Autor_innen beschrieben, auf der *birzha*.

Außerdem sei die *birzha* eine Praxis der Raumaneignung, die im Widerspruch zu einer zunehmenden Kontrolle öffentlichen Raumes durch die Saakaschvili-Regierung nach der sogenannten Rosenrevolution gestanden hätte (Curro 2015: 500). Die *birzha* wurde häufig auch als Ort von Drogenhandel und -konsum wahrgenommen und in Verbindung mit Kriminalität und Widerstand gegen staatliche Institutionen gebracht (Koehler 2000; Frederiksen 2012, 2013; Zakharova 2017; Curro 2015). Vor allem während der Regierungszeit des United National Movement (UNM, 2004-2012) unter Mikheil Saakashvili und der damaligen Kampagnen gegen die organisierte Kriminalität standen die Männertreffen unter dem Verdacht, Jugendliche in die Welt der Kriminellen einzuführen (Zakharova 2017: 251). Während die *birzha* also vor allem im Hinblick auf Männlichkeitsvorstellungen, Kriminalität und Raumaneignung untersucht wurde, soll es in meinem Aufsatz vor allem um den Zusammenhang des auf der *birzha* vermittelten Verhaltenscodex mit (informellen) Arbeitsverhältnissen gehen.

Informelle Arbeitsverhältnisse auf dem Bau im postsowjetischen Raum, die innerhalb einer Männergruppe organisiert werden, untersuchten beispielsweise Rustamjon Urinboyev und Abel Polese (2016) auf Baustellen in Moskau. Dort seien Arbeitsbrigaden aus Zentralasien im Einsatz, die sich aus Männern des gleichen Dorfes zusammensetzten – angeheuert von einem ihrer Nachbarn. Diese „embeddedness of work and social relationships generates mutual dependence and a long-term reciprocity relationship where all parts are happy to continue“ (ebd.: 198). Im Fall der Arbeiter aus Zentralasien sei „[m]oney [...] used as a reward for physical work but the relationship between the team leader and his workers goes beyond that, with the team leader acting paternally“ (ebd.: 204). So werde der Leiter einer Arbeitsbrigade auch als ein älterer Bruder wahrgenommen und die Praxis, Nachbarn anzuheuern, resultiere aus einem Solidaritätsgefühl und Verantwortungsbewusstsein füreinander

– Arbeitnehmer und Arbeitgeber könnten aufeinander zählen (ebd.). In meinem Aufsatz untersuche ich eine ähnliche Konstellation: informelle Arbeit auf dem Bau, die von einem männlichen Netzwerk von Bekannten organisiert wird, das den Arbeitern ein gewisses Maß an Sicherheit bietet.

Meine Erhebungsmethoden waren vornehmlich teilnehmende Beobachtung und Interviews. Aufgrund meines Genders hatte ich kaum Zugang zu als weiblich angesehenen Räumen, hier vor allem das Haus. Im Gegensatz dazu ist die Straße ein Ort vor allem männlicher Sozialisation (Frederiksen 2011, 2013; Koehler 2000; Curro 2015; Zakharova 2010, 2017).

Im Laufe meiner Feldforschung führte ich 20 Interviews, davon jeweils zur Hälfte mit Frauen und Männern. Letztere lernte ich vornehmlich auf der *birzha* kennen, die ich im Zeitraum von März bis Oktober mindestens fünf Mal pro Woche besuchte. Das Alter der Männer dort bewegte sich zwischen 18 und 70 Jahren. Das heißt, sie waren sowohl in der Sowjetunion als auch zu postsowjetischer Zeit sozialisiert worden. Ihre Qualifikation ging fast nie über die Regelschulzeit (zehn Jahre) hinaus. Sie gehörten meist lokalen ethnischen Minderheiten an (Armenier, Aserbajdschaner und Kurden bzw. Jesiden), die nicht selten sozial und ökonomisch benachteiligt sind. Meine Beobachtungen beziehen sich also nur auf diese Gruppe. Da ich in dem von mir untersuchten Viertel wohnte und auch schon vor meiner Feldforschung Bekannte dort hatte, konnte ich schnell Kontakte zu meinen männlichen Nachbarn knüpfen und fand rasch Zugang zu den Männertreffen. Für die Männer war ich einerseits ein Nachbar, andererseits ein Forscher, der möglicherweise über ihr Verhalten, vor allem aber über ihre Gespräche, schreiben könnte. Dementsprechend zeichneten die Männer, besonders in den Interviews, ein idealisiertes Selbstbild. Die meisten informellen Gespräche und Interviews fanden während der Treffen dieser Gruppe auf der Straße statt. Zakharova beobachtete Schwierigkeiten bei der Forschung zu den Männertreffen, da diese bis 2012, wie erwähnt, unter Kriminalitätsverdacht standen und Männer oft die Sorge hatten, für ihre Teilnahme an den Treffen belangt zu werden (2017: 251). Da ich meine Forschung erst 2016 durchführte, spielte dies kaum eine Rolle. Nur in einem Fall nahm ein junger Mann immer Reißaus, wenn ich Interviews auf der *birzha* aufnahm. Die anderen Teilnehmer zogen ihn deshalb regelmäßig auf, und es wurde zu einem Running Gag, ihm zu erzählen, dass ich wieder einmal ein Interview führen würde.

In der Nachbarschaft, die ich untersuchte, gab es verschiedene solcher Männertreffen, die fast jeden Tag an festgelegten Orten auf der Straße stattfanden. Etwa alle 200 Meter befand sich ein solcher Treffpunkt für die *birzha*, wo sich die Bewohner der angrenzenden Häuser trafen. Einer davon war direkt vor meinem Haus, wo am häufigsten diejenigen anzutreffen waren, die keiner oder nur einer unregelmäßigen Arbeit nachgingen. Die Hauptbeschäftigung auf der *birzha* ist das „Herumhängen“: Die Männer unterhalten sich, rauchen, und manchmal trinken sie. Dies war auch meine Beschäftigung dort.

In einem ersten Teil stelle ich nun den Arbeitsmarkt in Georgien vor. Danach erörtere ich die Auffassung von „richtigem“ männlichen Verhalten, also die Erwartungen, die Männer an die Mitglieder ihrer Gruppe haben. In einem letzten Teil zeige ich anhand von zwei Beispielen im Bausektor, welche Auswirkungen diese Erwartungen auf den Zugang zu Arbeit, die soziale Absicherung und die Beziehung zwischen „Angestellten“ und ihren „Vorgesetzten“ in der Praxis haben. Ich umreiße dann kurz die Auswirkungen idealisierender Vorstellungen von Männlichkeit auf die Gesellschaft. Mein Anliegen ist es, die Bedeutung der Männertreffen (*birzha*), also informeller männlicher Netzwerke, für einen unregulierten Arbeitsmarkt herauszuarbeiten.

Zur Transkription aus dem Georgischen nutze ich das Nationale System zur Romanisierung, aus dem Russischen das System der United States Library of Congress. Für allgemein bekannte Namen nutze ich die englische Schreibweise, um Namen einheitlich aus der Literatur zu übernehmen.

2. Deregulierung – informelle Wirtschaft in Georgien

Aufgrund politischer Konflikte und nationalistisch motivierter Unruhen im Zuge des Zusammenbruchs der Sowjetunion brach die Produktion in Georgien zwischen 1990 und 1995 um 78 Prozent ein. Der größte Teil der wirtschaftlichen Aktivitäten verlagerte sich in den informellen Sektor (EI-LAT 2012: 3). Die nationale Wirtschaft erholte sich erst nach 1997, insbesondere nach den Reformen, die auf die sogenannte Rosenrevolution 2003 folgend umgesetzt wurden. Diese Reformen unter dem damaligen Präsidenten Mikheil Saakashvili gingen mit enormen sozialen Kosten einher, wie Lela Rekhviashvili in ihrer Studie über informellen Straßenhandel in Tbilisi zeigte (2015: 5). Kern dieser Reformen war eine umfassende Deregulierung, aus der ein Wirtschaftswachstum folgte,

während sich aber gleichzeitig die Armut vergrößerte. Für die meisten Menschen bedeutete die Transformation unsichere Arbeitsbedingungen, lange Arbeitszeiten und schlechte Bezahlung.

Für Westeuropa bezeichneten Robert Castel und Klaus Dörre (2009) eine solche Entwicklung als „Prekarisierung“ – eine „Wiederkehr der sozialen Unsicherheit“ seit den 1970er-Jahren. Eine Folge sei eine „Entkollektivierung beziehungsweise [...] Re-Individualisierung“ (ebd.: 23 f.) der Arbeitsorganisation und der beruflichen Laufbahn. Für Westeuropa gilt als prekäre Arbeit ein Beschäftigungsverhältnis, „das bestimmte soziale und rechtliche Standards unterschreitet, die üblicherweise [...] als ‚normal‘ angesehen werden. [...] Prekarität ist das Ergebnis sozialer Zuschreibungen auf der Basis eines normativen Vergleichsmaßstabs.“ (Kraemer 2008: 78, 85)

Als Maßstab für ein „normales“ Beschäftigungsverhältnis gilt in Westeuropa staatlich regulierte und sozial abgesicherte Arbeit, wie sie in den 1960er- und 1970er- Jahren etabliert wurde (Castel/Dörre 2009: 24). Als Maßstab für ein „normales“ Beschäftigungsverhältnis sahen meine Informant_innen in Tbilisi jedoch die Arbeitswelt der Sowjetunion an.

Während meiner Feldforschung beschrieben sie ihre aktuelle Lage als „nicht normal“. Alex, einer meiner Nachbarn (ca. 60 Jahre alt), erklärte: „Jetzt haben wir Demokratie, was ist Demokratie? Die Leute haben kein Geld! Zu sowjetischen Zeiten hatte jeder Essen. Jetzt geben sie uns nichts [...]. Du arbeitest dein Leben lang und gehst in Rente und kannst davon nicht normal leben. So ist das.“ (Interview vom 18.10.2016) Personen, die in der Sowjetunion aufwuchsen und arbeiteten, und sogar später geborene Generationen gleichen ihre gegenwärtige Situation ständig mit der (manchmal idealisierten) Vorstellung der sowjetischen Vergangenheit ab.

Tatsächlich garantierte die Verfassung der Sowjetunion der 1970er-Jahre eine Vielzahl sozialer und kultureller Rechte (Novosti Press Agency 1985), deren Inanspruchnahme mit der Anstellung in einem Staatsbetrieb verbunden war. Die Mitgliedschaft in einem solchen Kollektiv garantierte soziale Sicherheit und das Anrecht auf staatlich organisierte Freizeitaktivitäten, aber auch Netzwerke von Kolleg_innen. Sowjetbürger_innen seien, so Georgi Derluguian, im sowjetischen Wohlfahrtsstaat vollständig abgesichert gewesen: „The ‚common‘ Soviet men and women – i.e. predominantly the state-dependent proletarians – subsisted on fixed-wage incomes paid regularly (usually twice a month)

over their whole lifetime, until eventually these incomes were replaced by state pensions.“ (2005: 141 f.)

Ob die materielle Situation der Menschen in Sowjetgeorgien tatsächlich deutlich besser war, ist hier weniger entscheidend als ihre subjektive Wahrnehmung der eigenen Lage. Heute haben viele Menschen ein geringes, unregelmäßiges Einkommen, lange Arbeitszeiten und wenig Urlaubsanspruch, keine Krankenversicherung, sind nicht fest angestellt und auf Gelegenheitsjobs angewiesen. Diese Situation wird als nicht normal angesehen. Als normal hingegen gilt die oben beschriebene staatliche Organisation von Arbeit, Freizeit und Rente, die jedem Mitglied eines Kollektivs in der Sowjetunion zustand.

Mit dem Verlust dieser Privilegien seien, so Caroline Humphrey, viele Sowjetbürger zu Enteigneten geworden, und zwar „in a double sense. The dispossessed are people who have been deprived of property, work, and entitlements, but we can also understand them as people who are themselves no longer possessed.“ (2002: 21) Sie hätten neben materiellen Verlusten auch ihren sozialen Status als Mitglieder eines Kollektivs verloren. Das bedeutet, dass Status nicht mehr an Arbeit gebunden war. David Kideckel (2004) beschrieb die Auswirkungen dieser Entwicklung auf die Geschlechterrollen in Kohlearbeiterfamilien in Rumänien. Ihm zufolge habe sich die vormals klare Rollenverteilung mit dem Mann als Ernährer und der Frau als Hausfrau aufgelöst und ihre Geschlechtsidentität sei unsicher geworden. Frauen hätten nun das Überleben der Familien sichern müssen, wodurch sich Männer ihrer privilegierten Position beraubt gesehen hätten (ebd.: 43). Für Georgien hat Frederiksen diese Entwicklung mit dem Konzept „gender damage“ beschrieben: „[T]he post-socialist experience has stripped away predictable contents and practices of gender identities. This kind of dispossession I will refer to as emasculation.“ (2011: 167) Da das Arbeitskollektiv nun nicht mehr ökonomische und soziale Sicherheit bieten konnte, gewannen informelle Netzwerke (wie etwa die *birzha*) an Bedeutung. Für viele Männer ist sie nach dem Verlust ihrer Mitgliedschaft im Arbeitskollektiv ein Ort, ihren Status als Mann zu bestätigen, also mit *emasculation* fertig zu werden.

Um überhaupt Einkommen zu erzielen, sind viele Menschen auf Freundesnetzwerke angewiesen, über die sie Arbeit finden. Die meisten meiner Nachbarn gingen einer Beschäftigung als selbstständige Handwerker auf dem Bau nach. Nur eine Minderheit von ihnen erzielte ihr Einkommen auf dem regulären Arbeitsmarkt in einer festen

Anstellung, die meisten davon im öffentlichen Dienst. Fast jeder aber war in diverse nicht formalisierte Geschäfte verwickelt. Der informelle Sektor spielte in jedem Fall eine wichtige Rolle bei der Generierung von Einkommen.

Keith Hart betonte in seiner Studie über informelle Beschäftigung im urbanen Raum in Ghana, dass formelles und informelles Einkommen eng miteinander verwoben seien und sich gegenseitig ergänzten (1973: 88). Manuel Castells und Alejandro Portes (1989: 18, 26) zufolge kann der informelle Sektor sogar integraler Bestandteil ganzer nationaler Ökonomien sein, da dezentralisierte und ausgelagerte Arbeit flexibler sei und sich einer Regulierung entziehen könne. Das Nicht-vorhanden-Sein eines effektiven Arbeitsrechts wird so zu einem Standortvorteil. So warb etwa das georgische Wirtschaftsministerium auf einer Informationsseite, die „unemployment rate is 12.4% in 2016. The Georgian labour market offers investors young workforce – half of the unemployed are aged 20-34. Additionally, no work permits are required [...]“ (Invest in Georgia)

Der Druck auf die Bevölkerung, alternative Einkommen zu generieren, ist hoch. Informelle Netzwerke spielen dabei eine wichtige Rolle, wobei gegenseitige Unterstützung aber kein neues Phänomen der post-sowjetischen Zeit ist. Auch zu Zeiten des Staatssozialismus waren die Bürger_innen auf Netzwerke angewiesen, um knappe Produkte zu organisieren oder Gefälligkeiten auszutauschen (Ledeneva 1998). Die Schattenwirtschaft in der Sowjetunion beinhaltete „moonlighting in second, unofficial roles, bartering, favour-exchange, stealing or employees using enterprise resources, to name but a few practices“ (Polese/Morris 2015: 4 f.). Georgien stach dabei besonders hervor. So stellte Yochanan Altman fest: „Georgia is unrivalled in the USSR both at the level and the sophistication of its second economy.“ (1983: 3) Der Grund hierfür sei, dass das formelle Einkommen nur einen Teil der gesamten Einkünfte ausmache und „that it was extra income from the second economy that is vital to a full social role“ (Mars/Altmann 1983: 559). Eine der wichtigsten sozialen Rollen für Männer in Georgien sei es, so Gerald Mars und Yochanan Altmann, sich permanent als Mann zu beweisen. Am besten gelinge dies durch gegenseitige Einladungen zum Essen und „excessive and competitive drinking“ (ebd.: 549). Damit wären soziale Netzwerke aufrechterhalten worden, die wiederum dem Erwerb von zusätzlichem Einkommen gedient hätten (ebd.). In der Sowjetunion waren demzufolge

Netzwerke von Männern essenziell, um zusätzliche Einkünfte zu erzielen und um den Status als Mann zu unterstreichen und zu bewahren.

Im Jahr 2016 waren mit 42,4 Prozent der Beschäftigten weniger als die Hälfte der georgischen Bevölkerung fest angestellt, während Selbstständigkeit mit 53 Prozent der Beschäftigten die gängigste Form des Broterwerbs darstellte (Geostat 2017). In der Hauptstadt Tbilisi betrug die Arbeitslosenquote im selben Jahr 23,5 Prozent, wohingegen 65 Prozent angestellt und 11,5 Prozent selbstständig tätig waren. Der durchschnittliche Monatslohn dort betrug circa 500 Dollar (ebd.). In einer Umfrage der Caucasus Research Resource Centers aus dem Jahr 2015 (CRRC 2015) allerdings gaben 24 Prozent der Befragten an, nur halb so viel zu verdienen. In der gleichen Erhebung sagten lediglich 11 Prozent der Befragten, dass es möglich sei, mit weniger als 250 Dollar monatlich ein „normales Leben“ zu führen. Als normales Leben, in Anlehnung an die Erfahrungen aus dem sowjetischen Wohlfahrtsstaat, beschrieb Maia (ca. 35 Jahre alt), eine meiner Nachbarinnen: „genügend Mittel, um Kinder großzuziehen, sodass sie Sport treiben können, dass wir mit ihnen außerhalb der Stadt Urlaub machen können – zwei Wochen im Winter und zwei Wochen im Sommer. Verstehst du?“ Sie führte weiter aus, dass ihr Ehemann (Dato) für seine harte Arbeit keine angemessene Entlohnung bekommen würde: „Wir arbeiten hier wie die Esel; wir haben viel Arbeit und nur geringe Entlohnung [...]. Siehst du, wie Dato arbeitet? Er ist kaum zu Hause und kommt nur von Zeit zu Zeit. Aber sein Lohn besteht nur aus ein Paar Kopeken (*k'ap'ek'ebi*)!“ (Interview vom 24.10.2016)

Da es so gut wie keine beziehungsweise nur unzureichende staatliche Hilfen für Arbeitslose gibt und auch das reguläre Einkommen kaum zum Leben reicht, müssen die Menschen zusätzliche Einkommen generieren. Ähnlich wie in der Sowjetunion sind die Menschen auf den informellen Sektor angewiesen, allerdings ohne die zusätzliche Absicherung durch staatlich organisierte Arbeit.

Der (informelle) Bausektor bietet viele Arbeitsmöglichkeiten, da die meisten Bewohner der Hauptstadt privates Wohneigentum besitzen. Vermietung, vor allem in touristisch geprägten Vierteln (wie das Quartier, in dem ich forschte), ist eine gute Möglichkeit, das eigene Einkommen aufzubessern. Im Bausektor, um den es hier vor allem gehen soll, arbeiteten 2016 11,4 Prozent aller Angestellten (Geostat 2017). Das Arbeitsrecht in Georgien reguliert zwar die Arbeits- und Pausenzeiten, Urlaub, Bezahlung und die Sicherheitsvorschriften (The Parliament of Georgia

2010), aber es wird kaum durchgesetzt und 2006 wurden die Kontrollen ganz abgeschafft. Erst 2016 wurde das Department of Inspections of Labour Conditions wieder geschaffen (Chubabria 2017: 10). Generell sind die Arbeitsbedingungen schwierig, und Beschwerden über niedrige Löhne, prekäre Arbeitsverhältnisse, lange Arbeitszeiten und fehlenden Arbeitsschutz werden immer wieder laut (Aptsiauri/Ghedašchwili 2016; Chubabria 2017; Chubabria/Gvishiani/Jokhadze 2017). Vor allem die Sicherheit auf den Baustellen ist ein großes Problem. Dem Human Rights Education and Monitoring Center zufolge wurden zwischen 2011 und 2016 724 Personen bei Arbeitsunfällen verletzt und 252 starben (Chubabria 2017: 10). Außerdem gilt das Arbeitsrecht nur für Angestellte, nicht aber für die selbstständig Arbeitenden und erst recht nicht für nicht registrierte Arbeit.

Wie oben bereits beschrieben, existierte in der Sowjetunion neben der offiziellen Wirtschaft eine Schattenwirtschaft, die das offizielle Einkommen ergänzte. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion aber verschwanden die Arbeitskollektive, und mit ihnen entfiel die staatliche Regulierung von Arbeit und Freizeit. Außerdem war mit der Auflösung der Kollektive sozialer Status nicht mehr an staatlich regulierte Arbeit gebunden. Informelle Wirtschaftspraktiken waren nun oft keine Ergänzung mehr, sondern die einzige Einkommensquelle und boten keine Möglichkeit, den Erwartungen an die Geschlechterrolle (Männer als Ernährer, Frauen als Hausfrau) gerecht zu werden. Diese Situation änderte sich mit der Deregulierung der Wirtschaft unter Saakashvili nicht. Die männlichen Netzwerke, wie sie Mars und Altmann für Sowjetgeorgien beschrieben, gewannen weiter an Bedeutung. Im Folgenden gehe ich näher auf die *birzha* als wichtigstes – und für viele häufig einziges – Männernetzwerk ein.

3. Der Männertreff als Ort der Sozialisation

Die *birzha* hat keinen geregelten Ablauf. Jeden Tag kommt irgendein Nachbar an einen bestimmten Ort auf der Straße, und nach einer Weile gesellen sich weitere hinzu. Dies geschieht in der Regel ohne vorherige Absprache. Entweder haben sie ihren Nachbarn aus dem Fenster beobachtet oder sie kommen zufällig vorbei. Die Treffen können prinzipiell zu jeder Jahres- und Tageszeit stattfinden, häufig konzentrieren sie sich aber auf den Nachmittag und Abend in wärmeren Monaten (etwa März bis November). Eine typische *birzha*-Zeit ist ab circa 18 Uhr. Das

bedeutet aber nicht, dass sie in anderen Zeiträumen, etwa am Morgen oder im Winter, niemals erfolgen. Die Teilnehmer sind fast ausschließlich Männer aus derselben Nachbarschaft, häufig direkte Nachbarn, die miteinander aufgewachsen sind. Obwohl die Treffen auf der Straße stattfinden, bedeutet dies nicht, dass wir hier automatisch von öffentlichem Raum reden können. Die Straßen des eigenen Viertels gelten den Nachbarn als Teil des eigenen Heims. Das zeigt sich auch in der legeren Art, sich zu kleiden. Sandro, ein Mann um die 50, erklärte mir:

„Du bist zur Hälfte zu Hause, wenn du in der Nachbarschaft bist. Im Kopf gehört es zu dir, das Viertel. Wir sind hier seit der Kindheit aufgewachsen. Du kennst alles hier, überall, wo jemand wohnt. [...] Unsererseits wird das so wahrgenommen, weil die Leute, auch ich selbst, hier in Badelatschen herumlaufen, wenn sie 15, 20 Meter vor die Tür gehen, denn das ist meine Straße. Aber nicht in der Stadt, dort gibt es so etwas nicht, nur in der Nachbarschaft.“

(Interview vom 23.10.2016)

Die *birzha* ist aufs Engste mit dem Viertel verbunden, sie unterstreicht die Zugehörigkeit zu einer Nachbarschaft – zum physischen Raum und zu den (männlichen) Nachbarn. Frauen nehmen nur sehr selten teil. Manchmal klinken sich ältere Damen der Nachbarschaft in die endlosen Diskussionen auf der *birzha* ein, meist bringen sie aber ihr Missfallen über Lautstärke oder Trunkenheit zum Ausdruck. Aufgrund meines Genders hatte ich kaum Zugang zu einer dezidiert weiblichen Sicht auf die *birzha* und ihre Zuschreibung von Status an die Männer. Deshalb war es mir fast gar nicht möglich, Bewertungen und Vorstellungen von Männlichkeit aus einer nicht männlichen Perspektive in die Untersuchung einzubeziehen. Das Männlichkeitsbild, das gesellschaftlich weitgehend anerkannt ist, ist nicht explizit Gegenstand meiner Untersuchung. Dennoch umreiße ich kurz, welche Vorstellungen von Männlichkeit in der georgischen Gesellschaft von den meisten Menschen, die sich innerhalb der heteronormativen Vorstellung von Geschlecht verorten, unhinterfragt als „natürlich“ angesehen werden. Ich beziehe mich dabei – in Anschluss an Raewyn Connell – auf das Konzept hegemonialer Männlichkeit. Es beschreibt die Vorstellung von Dominanz des männlichen Geschlechts über das weibliche: „Hegemonic masculinity was understood as the pattern of practice (i.e., things done, not just a set of role expectations or an identity) that allowed men’s dominance over women to continue.“

(Connell/Messerschmidt 2005: 832) Michael Meuser und Sylka Scholz zufolge bilde sich „in der sozialen Praxis der Elite [...] ein Muster von Männlichkeit aus, das kraft der sozialen Position der Elite hegemonial wird“ (2012: 25). Kritiker_innen bemängelten, dass es

„essentializes the character of men or imposes a false unity on a fluid and contradictory reality. [...] [It] is criticized for being framed within a heteronormative conception of gender that essentializes male-female difference and ignores difference and exclusion within the gender categories.“

(Connell/Messerschmidt 2005: 836)

Das Konzept ist für meine Untersuchung aber nützlich, da es von einem vorherrschenden Männlichkeitsbild ausgeht, das allgemein akzeptiert ist und sich in der Praxis wiederfindet, in meinem Fall auf der *birzha*. Das entsprach insbesondere den Erfahrungen meiner Informanten: Sie bewegten sich täglich innerhalb einer als homogen männlich empfundenen Gruppe, aus der alles als nicht männlich Empfundene ferngehalten wurde. Wie ich zeigen werde, ist die Vorstellung von Männlichkeit innerhalb der *birzha* einheitlich. Alle Mitglieder verstehen sich als Männer und streben danach, den gemeinsamen Vorstellungen von Männlichkeit zu entsprechen. Eines der Ziele der Männertreffen ist es gerade, Männlichkeit unter Beweis zu stellen. Aus diesem Grund gehe ich davon aus, dass jeder dem von allen akzeptierten Bild hegemonialer Männlichkeit (oder zumindest dem, was die Gruppenmitglieder dafür halten) entsprechen will. Die Tatsache, sich in einem exklusiv männlichen Raum (auf der *birzha*, aber auch auf dem Bau) zu bewegen, bewies in den Augen meiner Informanten die Allgemeingültigkeit der von ihnen gepflegten Vorstellung männlicher (also ihrer eigenen) Dominanz. Das Männlichkeitsideal zumindest innerhalb dieser Gruppe verstehe ich deshalb als hegemonial.

Da ich nur die Idealvorstellung innerhalb einer Männergruppe, die sicherlich nicht zur gesellschaftlichen Elite zu zählen ist, untersucht habe, kann ich über das vorherrschende Männlichkeitsbild in der georgischen Gesellschaft im Allgemeinen nur Vermutungen anstellen. Dennoch gehe ich davon aus, dass die Ideale innerhalb der von mir untersuchten Gruppe der gesellschaftlich dominierenden Vorstellung von Männlichkeit entsprechen, ihr zumindest aber nicht widersprechen.

Im Folgenden skizziere ich nun kurz das Männlichkeitsideal, von dem ich vermute, dass es das in der georgischen Gesellschaft dominierende ist. Zumindest für die wenigen Gespräche, die ich während meiner Feldforschung mit meinen Nachbarinnen über die Männer auf der *birzha* führte, galt, dass Frauen das „Abhängen“ auf der Straße eher als Faulheit interpretierten. Hoher Status außerhalb und innerhalb der *birzha* wurde aber denjenigen zugesprochen, die eine Familie hatten, diese ernähren und ihr etwas bieten konnten. Darüber hinaus wurde das Unterstützen von Nachbarn, Freunden und Bekannten positiv bewertet. Eine Befragung der Caucasus Research Resource Centers in Georgien aus dem Jahr 2019 zeigte, dass 65 Prozent der Befragten grundsätzlich Männer als die alleinigen Ernährer der Familie ansehen, während nur ein Prozent Frauen diese Rolle zuschrieben. Die übrigen 34 Prozent konnten sich vorstellen, dass Frauen und Männer gleichermaßen die Familie ernähren sollten. Die Realität weicht aber von diesem Idealbild ab: In 43 Prozent der Familien sind Frauen die alleinigen Ernährerinnen, demgegenüber stehen 34 Prozent mit Männern als alleinigen Ernährern, bei 21 Prozent waren es Frauen und Männer gleichermaßen (CRRC 2019). Das könnte auf eine Vorstellung hegemonialer Männlichkeit hinweisen, bei der Männer für die Familien und Freunde sorgen oder diesen etwas bieten sollen. Hoher Status wird Männern zugeschrieben, wenn sie diese Rolle ausfüllen. Frauen wurde diese Rolle hingegen abgesprochen. Auch wenn das die Ausübung von Lohnarbeit impliziert, ist Männlichkeit nicht zwingend mit dieser verbunden. Wie die Unterstützung konkret aussieht und woher die Mittel kommen, ist weniger wichtig als die Unterstützung selbst. Darauf deutet auch Frederiksen hin, wenn er feststellt, Männlichkeit sei

„based on questions of abundance and display. Being able to take care of one’s family, being a generous host, and being able to provide an abundance of wine, verses, and toasts has a long history as a key marker of masculinity in the southern Caucasus [...]. A newer version of masculine success is the nouveau-riche businessman with a big chin, a big belly, and a new four-wheel-drive car.“

(Frederiksen 2011: 166 f.)

Die Rolle als Ernährer ist wichtig, ebenso jedoch, auf irgendeine Art zum Wohlergehen des Familien- und Freundeskreises beizutragen und dies zu zeigen. Auch wenn es nicht der Realität entspricht, in der es vor allem Frauen sind, die die Familien ernähren, kann diese Vorstellung von

Männlichkeit als hegemonial gelten. Es ist daher naheliegend, dass dieses Männlichkeitsbild eher ein Ideal ist, das aber auf der *birzha* eine wichtige Rolle spielt und gesellschaftlich anerkannt ist, in jedem Fall aber innerhalb der Männergruppe Ausschließlichkeitsanspruch hat.

Im Folgenden beschreibe ich, was meine (männlichen) Informanten auf der *birzha* unter männlichen Idealen verstanden und welches Verhalten sie von den Mitgliedern ihrer Gruppe erwarteten. Daraus ergaben sich von meinen Informanten allgemein akzeptierte Prinzipien, an denen sich ihnen zufolge Männer orientieren sollten. Pierre Bourdieu beschrieb solche verinnerlichten, allgemein akzeptierten Dispositionen, die das Handeln von Individuen bestimmen, als Habitus (1977: 72). Da die *birzha* ein abgegrenzter, exklusiv männlicher Ort ist, verstehe ich diesen, in Anschluss an Bourdieu, als einen „homosozialen Raum“ in dem Männer um ihren Status wetteifern und so einen „männlichen Habitus“ kreieren (Meuser/Scholz 2012: 25). Männlichkeit wird hier vor allem unter Männern verhandelt. Meuser zufolge dient dieser Wettbewerb als ein „Mittel männlicher Vergemeinschaftung“. Die „Verzahnung von Wettbewerb und Solidarität [ist] das Prinzip [...], das der Konstruktion von Männlichkeit in den unterschiedlichsten Kulturen zugrunde liegt“ (2008: 5176). Die Idee männlicher Hegemonie über Frauen, oder allem als weiblich Gelesenem, ist wesentlicher Bestandteil solcher Gruppen (ebd.: 5172 f.). Die Mitgliedschaft in dieser Gruppe ist in den Augen ihrer Mitglieder also schon Beweis, ein Mann zu sein. Solidarität und Wettbewerb sind auch für die Etablierung und Verinnerlichung eines männlichen Habitus auf der *birzha* charakteristisch. Wie ich später zeigen werde, ist dieser männliche Habitus für die Arbeitsverhältnisse auf dem Bau enorm wichtig.

Während meiner Feldforschung erklärten mir meine Nachbarn ununterbrochen, was sie unter richtigem (männlichem) Verhalten verstanden. Ihre Vorstellungen waren in hohem Maße idealisierend. Aus den Erzählungen stachen drei immer wiederkehrende Motive hervor, mit denen die Männer ihre Beziehungen untereinander charakterisierten. Alle drei kulminierten in einem Imperativ, der von den Männern beständig wiederholt wurde: Nachbarn (gemeint war hier die eigene Männergruppe) sollten „in Pest und Fest (*lkhinshi da ch'irshi*)“ zusammenstehen, wie eine ständig angeführte Redensart lautete. Sandro, ein Mann um die 50 Jahre, erklärte:

Komm, lass uns Freunde sein

„Freundschaft ist das Wichtigste [...]. Wir haben eine Redensart: ‚Wenn du einen Freund zum Feiern hast, dann könnte er dich betrügen, aber wenn du einen wahren Freund hast, dann betrügt er dich nie.‘ Auf einer Tischgesellschaft gibt es einen guten Trinkspruch: ‚Komm, lass uns Freunde sein. Lass uns nicht Freunde fürs Feiern, sondern Freunde von Herzen sein.‘“

(Interview vom 23.10.2016)

Die Männer sehen Freundschaft als einen, wenn nicht den wichtigsten männlichen Wert an. Dementsprechend präsentieren sich alle Männer einer *birzha* als enge Freunde. Frederiksen betont in seiner Arbeit zu jungen Männern in Batumi die Wichtigkeit, die diese Männer ihren Netzwerken beimessen. So verstünden sich Mitglieder eines Netzwerks nicht selten auch als Bruderschaft. Letztere werde als familienähnlicher Bund aufgefasst, der seinen Mitgliedern Respekt und ein hohes Selbstwertgefühl verschaffe (Frederiksen 2013: 60, 99). Als eine Unterkategorie von Freundschaft kann der *dzmak'atsi* (Bruderfreund, wörtlich: Brudermann) gelten. Die Freundschaftsbeziehung wird als *dzmak'atsoba* (Bruderfreundschaft, wörtlich: Brudermännlichkeit) bezeichnet. Sandro erklärte, „*dzmak'atsoba* ist völlig anders [als Freundschaft, J.S.], ein *dzmak'atsi* kann die Verantwortung für seinen *dzmak'atsi* übernehmen, er kann sein Leben für ihn geben. Er kann wirklich sein Leben für seinen *dzmak'atsi* geben.“ (Interview vom 23.10.2016)

Ein weiteres wichtiges Merkmal einer männlichen Gemeinschaft ist gute Nachbarschaft. Da die Mitglieder einer *birzha* in der Regel gleichzeitig direkte Nachbarn sind, erwarten sie auch ein gutes nachbarschaftliches Verhältnis voneinander – nicht nur zwischen den Männern der *birzha*, sondern im Viertel insgesamt. Sandro erklärte mir, sein Vater habe ihn gelehrt, dass Nachbarn sogar eine noch engere Beziehung zueinander haben könnten als Verwandte. Er führte aus, welche Erwartungen er an einen guten Nachbarn habe:

„Ich sage dir, Joseph, woran man einen guten Nachbarn erkennt. Wenn ich im Moment kein Brot kaufen kann: ‚Kann ich mir Brot von dir borgen wie unsere Vorväter?‘ Natürlich teilst du welches mit mir, warum auch nicht? Oder wenn der Blutdruck eines Nachbarn zu hoch ist, dann sagen sie: ‚Kannst du bitte den Krankenwagen rufen, meine Kinder sind nicht zu Hause‘, und natürlich rufen wir ihn sofort. Ein Nachbar kommt zu Besuch – ein Nachbar aus dem

gleichen Hof, dann sagen wir: ‚Komm herein und trinke ein Glas Wein an meinem Tisch.‘ Das erwartest du eigentlich in Georgien. Nachbarschaft ist, besonders in Tbilisi, von höchster Bedeutung.“

(Interview vom 23.10.2016).

Ein gutes Miteinander zwischen Nachbarn ähnele einer Beziehung zwischen Freunden oder sogar Verwandten, die gemeinsam Geburtstag feiern oder eine Familienfeier besuchen. Sandro erläuterte:

„Nachbarn haben gute Beziehungen (*urtiertoba*) zueinander. Sie tauschen liebe Grüße aus und geben dir manchmal etwas, das du brauchst. Es gibt eine hiesige Redensart aus der Generation meines Vaters, die besagt: ‚Ein enger Nachbar ist besser als ein entfernter Verwandter.‘“

(Interview vom 23.10.2016)

Neben Freundschaft oder auch Bruderfreundschaft und Nachbarschaft gilt Gemeinschaft (*urtiertoba*, wörtlich: Gegenseitigkeit, Beziehung) im Allgemeinen als wichtiger Bestandteil aller sozialen Beziehungen. Einmal lieferte mir ein 30-jähriger Mann eine enthusiastische Beschreibung seines Viertels:

„Hier verstehen wir einander, Liebe, gegenseitige Hilfe, Gastfreundschaft ... Du bist jetzt der Gast von Alex. Deshalb respektieren dich alle, denn jeder respektiert Alex. Das ist Liebe. Von hier leitet sich Gemeinschaft (*urtiertoba*) ab. [...] Wenn du Leute grüßt, aufeinander aufpasst. Ich gratuliere dir, wenn dein Geburtstag ist, ich gratuliere diesem, wenn sein Geburtstag ist. Wenn es eine Familienfeier gibt, kommen wir alle zusammen.“

(Interview vom 27.10.2016)

Die zentralen Werte, die Männer in ihren Erzählungen immer wieder hervorhoben, waren Freundschaft beziehungsweise Bruderfreundschaft, Nachbarschaft und Gemeinschaft. Aus dem immer wiederkehrenden Verweis auf verschiedene Beziehungsformen in den Erzählungen der Männer lässt sich schließen, dass das Konzept von Männlichkeit an enge Beziehungen zwischen Mitgliedern einer Männergruppe geknüpft ist. Jede *birzha* stellt sich als besonders eng verbundene Gruppe dar und

unterstreicht damit ihre maskulinen Qualitäten. Die Männlichkeitsideale finden in der Praxis durch gegenseitige Unterstützung ihre Umsetzung.

Die Vorstellung, Mitglied eines exklusiven Bundes von Freunden zu sein, mag keine Besonderheit für die *birzha* in Tbilisi oder in Georgien sein. Erving Goffman (2003) zufolge versuchen die meisten Gruppen, sich nach außen als harmonische Einheit zu präsentieren, und oft glauben sie an die Rolle, die sie spielen. Die Selbstdarstellung entspricht nicht selten den Erwartungen der Gesellschaft an die Gruppe (ebd.: 13, 19, 35). Die idealisierende Selbstdarstellung auf der *birzha* zwingt die Männergruppen aber, ihre Ideale ernst zu nehmen und ihren Ansprüchen zu genügen – zumindest in ihren Erzählungen, besser noch durch ihre Handlungen. Die stetige Versicherung ihrer gegenseitigen Freundschaft kann auch als Ausdruck der Angst vor dem Alleinsein und dem Verlust von Unterstützung gelesen werden. Der Status als Mann und die Männlichkeit der Gruppe insgesamt ist an enge Beziehungen geknüpft, die durch gegenseitige Unterstützung ihren Ausdruck finden.

Innerhalb der von mir untersuchten Gruppe stellte sich jeder als besonders nützlich und hilfsbereit dar, aber die Gruppe vermittelte auch nach außen das Bild, dass sie den oben genannten Männlichkeitsidealen folgt. Daraus leitete sich die Praxis ab, füreinander da zu sein und „in Pest und Fest (*lkhinshi da ch'irshi*)“ zusammenzustehen. Ein Mann um die 40 erklärte mir während eines der Treffen auf der Straße: „Wir helfen uns gegenseitig und tragen des anderen Last. Mir wurde oft geholfen, meine Last wurde getragen und mir abgenommen, wir haben zusammengearbeitet.“ (Interview vom 9.11.2016) Artur, einer meiner Nachbarn, etwa 60 Jahre alt, brachte es folgendermaßen auf den Punkt: „Ein guter see-lenverwandter Freund ist jemand, der dir hilft, wenn du etwas brauchst, wenn du Probleme hast. Oder ich helfe ihm, wenn er sich körperlich oder moralisch nicht gut fühlt.“ (Interview vom 18.10.2016)

Dabei war es nicht entscheidend, wie häufig jemand die Männertreffen besuchte, sondern dass er die Gemeinschaft in irgendeiner Form achtete. Gerade Männer, die lange Arbeitszeiten hatten, nahmen nur selten an den Treffen teil. Wie ich beobachtete, reichten aber auch nur eine kurze, unregelmäßige Anwesenheit, ein kurzes Gespräch oder Händeschütteln aus, um die Zugehörigkeit zur Gruppe glaubhaft deutlich zu machen.

Innerhalb der Gruppe genoss hohes Ansehen, wer viele Freunde hatte und ein enges Verhältnis zu ihnen pflegte, insbesondere, wer andere unterstützte. Als Qualitätsmerkmal eines Mannes galt die Unterstützung

seiner Gruppe. Wer diesem Ideal am besten entsprach, galt in den Augen meiner Informanten als „guter Junge (*k'ai bich'i*)“ [2] oder „guter Mann (*k'ai k'atsi*)“. Beides bezeichnet einen hohen Status innerhalb der Gruppe. In Georgien sind dies geradezu Titel oder Auszeichnungen, welche Jungen oder Männer, die durch „richtiges“ Verhalten auffallen, verliehen bekommen. Bei der Suche nach oder der Vermittlung von Arbeit, aber auch während der Arbeit selbst bietet sich die Gelegenheit, die eigene Männlichkeit (in Form von Beistand) unter Beweis zu stellen.

4. Der Männertreff als Jobbörse – Baustellen als Männertreff

Das richtige Verhalten den Freunden und Nachbarn gegenüber (charakterisiert vor allem durch gegenseitige Unterstützung) ist entscheidend, um als „echter“ Mann zu gelten. Das macht die Männergruppen zu einem wichtigen informellen Unterstützungsnetzwerk – besonders für jene, die auf zusätzliches Einkommen angewiesen sind und sich etwa als Tagelöhner verdingen müssen, aber auch für diejenigen, die zuverlässige Arbeitskräfte suchen.

Die Art und Weise, wie meine Nachbarn Einkommen erzielten, stand oft im Zusammenhang mit den Männlichkeitsidealen, die sie während ihrer Treffen auf der Straße präsentierten. Auf der *birzha* wurden nicht nur die eigene Männlichkeit und die Vorzüge der Gruppe verhandelt, sondern Informationen über Arbeits- und Einkommensmöglichkeiten geteilt. Einige Nachbarn boten ihren Freunden während der Treffen auch kleine Jobs an. Die Börse fungierte hier im wahrsten Sinne des Wortes als Jobbörse, auf der lokale Handwerker Gehilfen anheuerteten. Erstere waren vor allem Männer, die aufgrund der guten Auftragslage wenig Zeit hatten und daher nur selten oder nur kurz an den Treffen auf der Straße teilnahmen. Dennoch genossen sie, wie ich feststellte, höchsten Respekt, da sie ihre Freunde nicht vergaßen und ihnen sogar kleine Jobs anboten.

Wenn die Handwerker ihre Bekannten auf der *birzha* um Hilfe fragten, war für mich zunächst nicht ersichtlich, ob es sich um einen Freundschaftsdienst oder eine Anstellung handelte. Das hier vermittelte Arbeitsverhältnis entsprach in etwa der Vorstellung von einem guten Miteinander und der Forderung nach gegenseitiger Hilfe. Die Arbeit wurde immer an Freunde und Bekannte vermittelt, aber in der Regel auch bezahlt. Das Arbeitsverhältnis hatte einen hybriden Charakter, eine Mischung aus Freundschaftsdienst und Angestelltenverhältnis mit „Vorgesetztem“ und „Angestellten“.

Ein Beispiel war das Verhältnis zwischen Varlam, einem Klempner, dessen (informelle) Auftragslage hervorragend war, und seinen Gehilfen. Neben seiner Arbeit als Klempner hatte Varlam auch eine Festanstellung in Teilzeit bei der Wasserwirtschaft, die ihm ein geringes, aber geregeltes Einkommen verschaffte. Kunden hatte er, nach eigener Aussage, „so viele, dass ich gar nicht alles schaffe“. Dennoch fand er, dass sein Einkommen nicht hoch sei, „aber ich muss auch nicht verhungern“, wie er mir mitteilte (Interview vom 14.2.2017).

Varlam konzentrierte sich in erster Linie darauf, möglichst viel zu arbeiten und Geld zu verdienen. Als Klempner hatte er eine Schlüsselposition auf dem oft informellen Bausektor inne. Renovierung, Neu- und Umbau sind in einer Stadt wie Tbilisi, wo im Jahr 2014 86 Prozent der Bewohner in Eigentumswohnungen lebten (Colliers International 2014: 24), an der Tagesordnung. Die Installation, Instandhaltung und Reparatur von Heizungen, Wasseranschlüssen und der Warmwasserversorgung sorgten für nicht endende Aufträge. Varlams Vorteil war, dass er auf ein festes Gehalt aus seiner offiziellen Arbeit sowie billige Arbeitskräfte zurückgreifen konnte. So waren seine Angebote sehr preisgünstig. Seine Kunden, die über die gesamte Stadt verteilt waren, akquirierte er nach eigener Aussage durch Mund-zu-Mund-Propaganda. Mit seinen Kunden vereinbarte er einen festen Preis für seine Arbeit und einen zusätzlichen Betrag für das Material, wenn er es nicht gestellt bekam. Aufgrund seiner Auftragslage benötigte er oft Gehilfen. So nahm er häufig die Hilfe seines Freundes Alex in Anspruch und zahlte ihm dafür zwischen fünf und acht Dollar pro Tag. Auch andere Helfer aus seinem Bekanntenkreis heuerte er an. In jedem Fall waren alle seine Mitarbeiter Freunde und Bekannte.

Diese Praxis verschaffte Varlam, neben den dringend benötigten Helfern, auch ein hohes Ansehen innerhalb seines Männernetzwerks, was ihm wiederum die Unterstützung seiner Freunde und Bekannten sicherte. Obwohl er aufgrund seiner vielen Aufträge nur wenig Zeit hatte, zu den täglichen Treffen auf der Straße zu kommen, genoss er als „Arbeitgeber“ einen hervorragenden Ruf. Außerdem waren auch die allermeisten Männer der *birzha* (die ja in der Regel auch gleichzeitig Wohneigentum besaßen) früher oder später auf seine Fähigkeiten als Klempner angewiesen. Er vergaß nie seinen Freunden zu helfen, entweder indem er ihnen Arbeit anbot oder Klempnerarbeiten bei ihnen verrichtete.

Der hohe Status, den Varlam unter seinen Bekannten genoss, lässt sich in erster Linie auf seine Fähigkeiten als Handwerker und die Vermittlung von Arbeit zurückführen. Die Bestätigung und das Anwachsen seiner Reputation fanden aber vor allem in den Gesprächen auf der *birzha* statt. Hier wurden seine Qualitäten immer wieder hervorgehoben. Wenn er doch einmal Zeit fand, an den Treffen teilzunehmen, sah ich, wie seine Anwesenheit mit allgemeiner Begeisterung aufgenommen wurde, denn sein Verhalten entsprach den Idealen der Männergruppe.

Ein anderes Beispiel, bei dem der hybride Charakter der Arbeitsbeziehungen deutlich wurde, war die Renovierung eines Hotels im Viertel durch Gio, einen Mann um die 40 Jahre, und seine Freunde, alle zwischen 18 und 25 Jahre alt und damit deutlich jünger. Das Haus war in den 1980er-Jahren errichtet und in den 1990ern zu einem Hotel umgewandelt worden. Ein privater Investor erwarb es schließlich und wollte es renovieren lassen. Dafür stellte er Gio ein, dem er Geld für Baumaterial sowie Arbeitskräfte, die dieser organisieren sollte, zur Verfügung stellte. Er kannte Gio bereits, der in seinem Haushaltselektronikgeschäft angestellt war, aber gleichzeitig auch eine Geflügelfarm besaß. Wie Varlam verfügte Gio über ein festes Gehalt, das er durch informelle Arbeit auf dem Bau aufbesserte.

Gio stammte aus einer anderen Stadt, und seine Mitarbeiter waren fast ausschließlich Freunde und Bekannte, die aber alle nicht im Viertel wohnten, in dem sich das Hotel befand. Zu einigen hatte er ein besonders enges Verhältnis. Sie bezeichneten sich gegenseitig als Bruderfreunde (*dzmak'atsi*). Gio überwachte die Renovierung und legte auch oft selbst Hand an. Er motivierte seine Helfer (einige von ihnen gelernte Handwerker), hart zu arbeiten. Von Zeit zu Zeit, wenn ich ihn auf der Baustelle besuchte, hatten sie die Arbeit eingestellt und warteten auf das Geld für ihre Entlohnung. Gio selbst wies sie an, erst wieder zu arbeiten, wenn das Geld eintraf. Als ich Gio zum ersten Mal begegnete, schätzte er, dass die Renovierung innerhalb eines Jahres erledigt sein würde. Die Arbeit ging aber langsamer voran – sie begann 2016 und war erst im Jahr 2019 abgeschlossen.

Das Gebäude wurde nur von innen renoviert: neue Badezimmer eingebaut, die Wände gestrichen, die Terrasse erneuert und eine Kellerbar installiert, worauf Gio besonders stolz war. Neben der Arbeit verbrachten er und seine Helfer viel Zeit damit, gemeinsam abzuhängen, zu rauchen und zu trinken oder zu feiern. Gio half auch den Nachbarn im Viertel bei

kleineren Arbeiten und schenkte ihnen überschüssiges Baumaterial. So strich er etwa die Fassade eines Nachbarhauses mit übrig gebliebener Farbe.

Das Hotel diente außerdem als Treffpunkt für die Jugendlichen des Viertels. Hier konnten sie ungestört und ohne Kontrolle ihrer Nachbarn trinken und kiffen. Die Baustelle verwandelte sich außerhalb der Arbeitszeit in einen Männertreff. Manchmal waren im Haus aber auch junge Frauen anwesend, was auf der Straße problematisch gewesen wäre. Obwohl Gio vor allem der Chef war, sahen ihn seine Helfer, aber auch die Bewohner des Viertels, als Freund an. Er genoss ein ausgesprochen hohes Ansehen bei seinen Angestellten, Freunden und Nachbarn im Viertel. Die Form der Akquise von Arbeitskräften und das Verhältnis zwischen Bauleiter und (informell) „Angestellten“ entsprach hier ebenfalls den Vorstellungen „richtigen“ Verhaltens, die auf der *birzha* vermittelt wurden und allgemein akzeptiert waren, auch wenn in diesem Fall die Männergruppe aus einer anderen Region stammte.

Das Verhältnis zwischen Gio beziehungsweise Varlam und den von ihnen Beschäftigten war aber kein offizielles Vorgesetzten-Angestellten-Verhältnis wie auf dem offiziellen, formalen Arbeitsmarkt, sondern ausschließlich als Schwarzarbeit organisiert. Es erinnerte an die Beziehungen zwischen den Männern der *birzha*, da auch sie nach der Arbeit noch Zeit miteinander verbrachten. Dabei unterstrichen sie immer wieder ihr freundschaftliches Verhältnis, zudem erfüllten die Helfer Pflichten, die typisch sind für die Männertreffen, zum Beispiel Bier, Zigaretten oder Snacks zu kaufen. Allerdings erwarteten sie von ihrem „Vorgesetzten“, dass er alle Kosten übernahm.

Die Anforderungen an einen „guten Mann (*k'ai k'atsi*)“ vermischten sich mit den Anforderungen an einen guten Arbeitgeber und Arbeitnehmer. Sie sollten füreinander da sein und sich gegenseitig unterstützen. Die Mitglieder der Männergruppen konnten sich sicher sein, dass die Anforderungen jeweils erfüllt wurden. Wer andere um (bezahlte) Hilfe auf der Baustelle bat, bekam einen zuverlässigen Gehilfen. Dieser wiederum bekam einen (wenn auch nur vorübergehenden) Job mit sicherer Bezahlung (wenn auch niedrig) und Spesen, außerdem erhielt er die Aussicht auf mehr Arbeit.

Die gute ökonomische Lage und Reputation von Varlam und Gio resultierte auch aus ihrer Fähigkeit, formelle und informelle Wirtschaftspraktiken miteinander zu verbinden. Beide erzielten ein

sicheres Einkommen aus einer festen Anstellung sowie ein zusätzliches Einkommen, im Fall von Varlam sogar den größten Teil, im informellen Sektor. Für Letzteres griffen sie auf ihr Freundschaftsnetzwerk zurück, anstatt formalisierte Arbeitsbeziehungen zu schaffen. Da ihr Geschäft nicht offiziell registriert war, wäre das auch kaum möglich gewesen.

Varlam und Gio vergaben Arbeit ausschließlich an Freunde und Bekannte, obwohl sie andere qualifizierte Handwerker hätten auswählen können, die auch auf dem inoffiziellen Arbeitsmarkt zur Verfügung gestanden hätten. Das Angebot an Arbeitskräften wäre dafür ausreichend gewesen. Im Falle des Hotels ist die Annahme gerechtfertigt, dass die Arbeit bei Weitem schneller vonstattengegangen wäre, wenn die Baustelle nicht parallel als Treffpunkt für freundschaftliches Beisammensein (d. h. gemeinsames Trinken und Kiffen) genutzt worden wäre.

Es erschloss sich mir nicht vollständig, ob sich eine gute Reputation daraus ergab, Freunden eine Arbeit zu vermitteln, oder ob Männer eher bereit waren, für Freunde mit guter Reputation zu arbeiten – also für jene, denen sie zutrauten, einen guten Lohn pünktlich zu zahlen und auf der Arbeit für sie zu sorgen. Immerhin besaßen sowohl Varlam als auch Gio von vornherein schon eine gewisse ökonomische Sicherheit durch ihr Einkommen aus ihrer offiziellen Arbeit. Es gab aber eine klare Hierarchie zwischen den angeheuerten Freunden und ihren „Arbeitgebern“, nicht zuletzt wegen ihrer ungleichen ökonomischen Situation, aber auch aufgrund des höheren Ansehens, das diese innerhalb der Gruppe besaßen. In der Regel hatten (informelle) „Arbeitnehmer“ einen niedrigeren sozialen Status innerhalb der Gruppe – auch außerhalb der Arbeitszeit, wie ich herausfand. Sie waren oft jünger und ihr Wort hatte weniger Gewicht während der endlosen Diskussionen auf der *birzha*.

Die Arbeit, die dort vermittelt wurde, hatte eher den Charakter von Hilfe oder Gefälligkeiten zwischen Bekannten, auch wenn diese bezahlt wurden. Das Ansehen von Handwerkern, die ihren Freunden von Zeit zu Zeit kleinere Arbeitsmöglichkeiten anboten, konnte sich so erhöhen. Die Arbeiter wiederum konnten sich darauf verlassen, dass ihr „Arbeitgeber“ die Abmachungen einhielt, wenn er nicht eine empfindliche Schädigung seiner Reputation innerhalb der Gruppe in Kauf nehmen wollte. Im schlimmsten Fall würde ein unzuverlässiger „Arbeitgeber“ sein soziales Netzwerk und damit Sicherheit verlieren. Neben Respekt konnte der Handwerker auf einer *birzha* und in seinem Freundeskreis (die sich in der Regel überschneiden) auch zuverlässige Arbeiter akquirieren, die dort auf

neue Arbeit, aber auch auf Reputation hofften. Beide Seiten nahmen an, einander einen Gefallen zu tun, was den Idealen entsprach, die Männer auf ihren informellen Treffen auf der Straße erlernten. Vermittlung sowie Verrichtung von Arbeit waren in jedem Fall eng mit den Netzwerken verbunden, die zwischen den Männern geknüpft wurden. Wie ich häufig beobachtete, nutzten vor allem diejenigen, die als Selbstständige im informellen Sektor arbeiteten, also fast alle, die *birzha* als Ort der Rekrutierung von Arbeitskräften, aber auch als Zugang zu Arbeit.

Männlichkeitsbilder beziehungsweise die sozialen Pflichten innerhalb einer Gruppe von Männern beeinflussen (neben der Deregulierung der Wirtschaft und des Arbeitsmarkts) die Arbeitsbeziehungen. Weil viele Männer die Erfahrung machen, dass sie als Mitglieder einer Männergruppe an Arbeit kommen, das Arbeitsverhältnis durch ein zusätzliches Freundschaftsverhältnis abgesichert ist und Handwerker nicht registrierte Arbeitskräfte akquirieren können, gewinnt diese Gruppe an Bedeutung. Gleichzeitig reproduzieren sich die als männlich angesehenen Ideale (Freundschaft, gute Nachbarschaft, Gemeinschaft) und die daraus abgeleiteten Praktiken (gegenseitige Hilfe, füreinander da sein), weil sie die Freundschafts- und die damit verbundenen Arbeitsbeziehungen absichern.

Der Ausschluss von Frauen von der *birzha* spiegelt sich im Ausschluss von Frauen auf dem Bau wider. Es ist aber naheliegend, Letzteres eher als das Ergebnis von geschlechterspezifischen Zuschreibungen von Arbeit zu sehen. Die Männertreffen finden auf den Straßen eines Viertels statt, was nahelegt, dass Männer diesen Raum beanspruchen und dass dieser männlich konnotiert ist. Allerdings nehmen nur Außenstehende die Straßen einer Nachbarschaft als öffentlichen Raum wahr. Die Nachbarn selbst sehen ihn als Teil ihres Zuhauses. Die Rekrutierung von Arbeitskräften findet eher in einem abgeschlossenen, exklusiv männlichen Raum statt und weniger auf einem öffentlichen oder gar staatlich regulierten Arbeitsmarkt.

Das Männlichkeitsbild, bei dem Status an die Unterstützung von Familie, Freunden und Bekannten gekoppelt ist, gewinnt an Bedeutung – und das, obwohl oft vor allem Frauen die alleinigen Versorgerinnen der Familien sind. Das Bestehen auf diese Männlichkeitsideale aber garantiert tatsächlich gegenseitige Unterstützung zwischen den Männern. Dies mag – neben der Schwierigkeit, einen einmal erlernten Habitus abzulegen – ein Grund sein, warum sie weiterhin exklusiv männlicher Vergemeinschaftung

anhängen und so das hegemoniale Männlichkeitsbild reproduzieren. Ein Verhalten, das den Männlichkeitsidealen, wie sie auf der *birzha* etabliert werden, widerspricht, schadet der Reputation. Hoher Status hingegen ist an die Umsetzung der männlichen Ideale in die Praxis gekoppelt. Dies geschieht häufig über Arbeit. Hier zeigt sich, ob ein Mann wirklich ein „guter Mann (*k'ai k'atsi*)“ ist, ob er diesen Titel also verdient. Diese Vorstellung von Männlichkeit ist für all jene wichtig, die kein offizielles, formalisiertes Angestelltenverhältnis eingehen. Da in Georgien der Arbeitsmarkt und die Arbeitsverhältnisse ohnehin nur rudimentär reguliert sind, bieten informelle Netzwerke und Vorstellungen von „richtigem“ (männlichem) Verhalten eine gewisse Absicherung. Deregulierung gipfelt hier in der Stärkung männlicher Netzwerke und Ideale. Zumindest in den Augen der Mitglieder dieser Netzwerke bietet das Festhalten an einem essenzialistischen Männlichkeitsbild, demzufolge Männer die starken Versorger sind, eine Form von materieller, aber auch mentaler Sicherheit. Immerhin entsprechen sie wenigstens als Mitglieder einer Männergruppe den vorherrschenden Männlichkeitsidealen. Weiter zu untersuchen wäre, ob und wie auch alternative Ideale an Bedeutung gewinnen, etwa in anderen, besser ausgebildeten, gesellschaftskritischen Milieus; ob die *birzha* für alle Männer eine gleichermaßen große Bedeutung hat; wie Menschen, die sich nicht dem heteronormativen Gesellschaftsbild unterordnen, zu dieser Form exklusiv männlicher Vergemeinschaftung stehen und ob der exklusiv männliche Raum der *birzha* vielleicht offener wird.

5. Fazit

Die Deregulierung des Arbeitsmarkts in Georgien führte zu einem Anwachsen von Beschäftigungsverhältnissen, die unsicher, schlecht bezahlt und mit langen Arbeitszeiten und wenig Freizeit verbunden sind. Viele Menschen in Georgien kontrastieren diese Situation mit der staatlich regulierten Arbeit in der Sowjetunion. Vor allem auf dem Bau sind die Arbeitsbedingungen schlecht, besonders aber für all jene, die als Selbstständige arbeiten müssen. Die Deregulierung des Arbeitsmarkts und -rechts hat zur Folge, dass sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer auf informelle Netzwerke zurückgreifen. Letztere entstehen vor allem auf Männertreffs, auch *birzha* genannt, auf der Straße eines jeden Stadtviertels. Dort handeln die Männer ihren sozialen Status aus, vermitteln Männlichkeitsideale (Freundschaft, Nachbarschaft,

Komm, lass uns Freunde sein

Gemeinschaftlichkeit) und einen männlichen Habitus sowie damit verbundene Erwartungen an ein „richtiges“ Verhalten. Letzteres bedeutet in den Augen meiner Informanten, füreinander da zu sein und sich gegenseitig zu helfen. Die Unterstützung der eigenen Gruppe gilt als Merkmal eines „guten Mannes (*k'ai k'atsi*)“. Die Netzwerke sind daher wichtig, um mittels des Beweises der eigenen Nützlichkeit für das Netzwerk einen hohen männlichen Status zu demonstrieren und aufrechtzuerhalten. Das geschieht etwa durch die Vermittlung von Arbeit – die Unterstützung von befreundeten Handwerkern auf dem Bau und die Bereitstellung von durch informelle Regeln gesicherten Gelegenheitsjobs – oder aber durch die schlichte Anwesenheit auf der *birzha*. Das Fehlen staatlicher Regulierung von Arbeit wird durch die Beachtung „richtigen“ männlichen Verhaltens, dessen Kern gegenseitige Unterstützung ist, kompensiert. An die Stelle staatlicher Strukturen, die Arbeitsverhältnisse ordnen, tritt das Männernetzwerk, das zusammen mit den dort etablierten Männlichkeitsidealen essenziell für die Absicherung der Arbeitsverhältnisse ist und daher von seinen Mitgliedern als enorm wichtig empfunden wird.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Unter Männlichkeit verstehe ich im Anschluss an den OECD-Report zu *men and masculinities in fragile and conflict-affected states* (OECD 2019) „the various ways of being and acting, values and expectations associated with being and becoming a man in a given society, location and temporal space“ (ebd.: 9).
- [2] „Guter Junge (*k'ai bch'i*)“ wurde häufig mit dem Anstreben einer kriminellen Karriere in Verbindung gebracht. Vor allem in den 1990er-Jahren wurde die *birzha* als Einstieg in die kriminelle Welt gesehen, die besonders unter Jugendlichen mit hohem Status in Verbindung gebracht wurde (Koehler 2000: 52 f.; Frederiksen 2013: 67; Curro 2015: 500, 502; Zakharova 2017: 252 f.).

Autor_innen

Joseph Sparsbrod ist Ethnologe. Er arbeitet zu urbanen Räumen, insbesondere Raumanerkennung, informellen Praktiken und kollektiver Erinnerung. Sein Fokus liegt im Postsowjetischen Raum, vor allem im Südkaukasus.
j.sparsbrod@posteo.de

Literatur

- Altman, Yochanan (1983): A reconstruction, using anthropological methods, of the second economy of Georgia. London: Middlesex Polytechnic, Centre of Occupational and Community Research.
- Aptsiauri, Sophie / Ghedaschwili, Ketevan (2016): shromis usaprtkhoeba – ra sheitsvala? [Labour security – what changed?]. <http://liberali.ge/articles/view/20673/shromis-usaprtkhoeba-ra-sheitsvala> (letzter Zugriff am 23.2.2018).
- Bourdieu, Pierre (1977): Outline of a theory of practice. Cambridge: Cambridge University Press.
- Castel, Robert / Dörre, Klaus (Hg.) (2009): Prekarität, Abstieg, Ausgrenzung: Die soziale Frage am Beginn des 21. Jahrhunderts. Frankfurt am Main: Campus.
- Castells, Manuel / Ports, Alejandro (1989): World underneath. The origins, dynamics, and effects of the informal economy. In: Alejandro Portes / Manuel Castells / Lauren A. Benton (Hg.), The informal economy. Studies in advanced and less developed countries. Baltimore: The Johns Hopkins University Press, 11-37.
- Chubabria, Tatuli (2017): In Georgia, labour exploitation still pays. <https://www.opendemocracy.net/en/odr/in-georgia-labour-exploitation-still-pays/> (letzter Zugriff am 22.12.2020).
- Chubabria, Tatuli / Gvishiani, Lela / Jokhadze, Salome (2017): An assessment of the labour inspection mechanism and a study of labour rights conditions in Georgia. Labour relations and conditions in heavy and light industry, transport and service sectors. The study of the mandate and activities of the labours inspection mechanism. Tbilisi: Human Rights Education and Monitoring Center (EMC).
- Colliers International (2014): Tbilisi real estate market report 2014. Tbilisi: Colliers International.
- Connell, Raewyn W. / Messerschmidt, James W. (2005): Hegemonic masculinity: Rethinking the concept. In: Gender & Society 19/6, 829-859.
- CRRC – Caucasus Research Resource Centers (2015): Caucasus Barometer 2015 Georgia. <https://caucasusbarometer.org/en/cb2015ge/codebook/> (letzter Zugriff am 26.1.2021).
- CRRC – Caucasus Research Resource Centers (2019): Caucasus Barometer 2019 Georgia. <https://caucasusbarometer.org/en/cb2019ge/codebook/> (letzter Zugriff am 2.12.2021).
- Curro, Costanza (2015): Davabirzhaot! Conflicting claims on public space in Tbilisi between transparency and opaqueness. In: International Journal of Sociology and Social Policy 35/7-8, 497-512.
- Derluguian, Georgi M. (2005): Bourdieu's secret admirer in the Caucasus. New York/London: The University of Chicago Press.
- EI-LAT European Initiative – Liberal Academy Tbilisi (Hg.) (2012): Economic transformation of Georgia: 20 years of independence. Summary. https://ei-lat.ge/wp-content/uploads/2021/02/Economic_eng_edit3.pdf (letzter Zugriff am 29.1.2023).
- Frederiksen, Martin D. (2011): Good hearts or big bellies. Dzmak'atsoba and images of masculinity in the Republic of Georgia. In: Vered Amit / Noel Dyck (Hg.), Young men in uncertain times. New York: Berghahn, 165-186.
- Frederiksen, Martin D. (2012): A gate but leading where? In search of actually existing cosmopolitanism in post-soviet Tbilisi. In: Caroline Humphrey / Vera Skvirskaja (Hg.), Post-cosmopolitan cities: Explorations of urban coexistence. New York: Berghahn, 120-140.
- Frederiksen, Martin D. (2013): Young men, time and boredom in the Republic of Georgia. Philadelphia: Temple University Press.
- Geostat (2017): Employment and unemployment in Georgia 2016. Tbilisi. <https://www.geostat.ge/en/single-news/948/employment-and-unemployment-2016-annual> (letzter Zugriff am 22.2.2023).
- Goffman, Erving (2003): Wir alle spielen Theater. Die Selbstdarstellung im Alltag. München: Piper.
- Hart, Keith (1973): Informal income opportunities and urban employment in Ghana. In: The Journal of Modern Africa Studies 11/1, 61-89.
- Humphrey, Caroline (2002): The unmaking of Soviet life. Ithaca/London: Cornell University Press.

Komm, lass uns Freunde sein

- Invest in Georgia (o. J.): Skilled workforce. <https://investinggeorgia.org/en/why-invest/skilled-workforce> (letzter Zugriff am 22.2.2023).
- Kideckel, David (2004): Miners and wives in Romania's Jiu Valley: Perspectives on post-socialist class, gender, and social change. In: *Identities. Global Studies in Culture and Power* 11/1, 39-63.
- Koehler, Jan (2000): Die Zeit der Jungs. Zur Organisation von Gewalt und der Austragung von Konflikten in Georgien. Münster: LIT.
- Koehler, Jan (2003): Die Schule der Straße: Georgische Cliques zwischen Kämpfen um Ehre und organisierter Kriminalität. In: Ute Luig / Jochen Seebode (Hg.), *Ethnologie der Jugend: Soziale Praxis, moralische Diskurse und inszenierte Körperlichkeit*. Münster: LIT.
- Kraemer, Klaus (2008): Prekarität – was ist das? In: *Arbeit* 17/2, 77-90.
- Ledeneva, Alena (1998): Russia's economy of favours. Blat, networking and informal exchange. Cambridge: Cambridge University Press.
- Ledeneva, Alena (2008): „Blat“ and „guanxi“: Informal practices in Russia and China. In: *Comparative Studies in Society and History* 50/1, 118-144.
- Mars, Gerald / Altman, Yochanan (1983): The cultural basis of soviet Georgia's second economy. In: *Soviet Studies* 35/4, 546-560.
- Meuser, Michael (2008): „Ernstere Spiele: zur Konstruktion von Männlichkeit im Wettbewerb der Männer“. In: Karl-Siegbert Rehberg (Hg.), *Die Natur der Gesellschaft: Verhandlungen des 33. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie in Kassel 2006*. Frankfurt am Main: Campus, 5171-5176.
- Meuser, Michael / Scholz, Sylka (2012): Herausgeforderte Männlichkeit. Männlichkeitskonstruktionen im Wandel von Erwerbsarbeit und Familie. In: Meike S. Baader / Johannes Bilstein / Toni Tholen (Hg.), *Erziehung, Bildung und Geschlecht: Männlichkeiten im Fokus der Gender-Studies*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 23-40.
- Novosti Press Agency (1985): Constitution of the union of Soviet socialist republics (1977). <http://www.departments.bucknell.edu/russian/const/77cons01.html> (letzter Zugriff: 22.11.2018).
- OECD (2019): Engaging with men and masculinities in fragile and conflict-affected states. Paris: OECD.
- Polese, Abel / Morris, Jeremy (2015): Introduction. My name is legion. The reliance and endurance of informality, beyond, or despite of, the state. In: Jeremy Morris / Abel Polese (Hg.), *Informal economies in post-socialist spaces. Practices, institutions and networks*. New York: Palgrave, 1-21.
- Rekhviashvili, Lela (2015): Counterbalancing marketization informally. Institutional reforms and informal economic practices in Georgia (2003-2012). Unveröffentlichte Dissertation an der Central European University Budapest.
- The Parliament of Georgia (2010): Organic law of Georgia – labor code of Georgia. <https://matsne.gov.ge/en/document/view/1155567?publication=17> (letzter Zugriff am 24.1.2021).
- Urinboyev, Rustamjon / Polese, Abel (2016): Informality currencies: A tale of Misha, his brigada and informal practices among Uzbek labour migrants in Russia. In: *Journal of Contemporary Central and Eastern Europe* 24/3, 191-206.
- Zakharova, Evgeniya (2010): Street life in Tbilisi as a factor of male socialization. Summary. In: *Laboratorium* 1, 350-352.
- Zakharova, Evgenia (2017): Black Matsoni: The pragmatics of the Tbilisi street code. In: *Forum for Anthropology and Culture* 13, 247-279.

Come on, let's be friends. Deregulation, precarious employment and masculinity in Georgia

Male meetings are an integral part of the cityscape in Tbilisi, the capital of the Republic of Georgia. They dominate the social life of most neighbourhoods. During everyday meetings, men spread news, maintain social contacts and negotiate their social status. Strong social networks are established here. The meetings are furthermore a place to establish male ideals and sometimes informal employment is offered. Usually, local craftsmen hire friends, acquaintances, or neighbours. Throughout the analysis of male meetings in an historic neighbourhood I show how men negotiate social status and look out for employment and employees. The networks established during male gatherings provide a certain social security on an unregulated labour market.

Kämpfe um Autonomie und Commons des Ankommens

Urbane Infrastrukturen und Infrapolitiken der Arbeitsvermittlung

Mouna Maaroufi

Der Artikel beschäftigt sich mit Veränderungen in der Vermittlung und Verhandlung von Arbeit seit dem Sommer der Migration 2015. Am Beispiel von Berlin und Potsdam werden die zunehmende Vielfalt und Verknüpftheit von Vermittlungsakteur*innen wie Arbeitsagenturen, Job Center, Bildungs- und Beratungsträgern und Leiharbeitsfirmen aufgezeigt. Diese Akteur*innen werden in Form von Infrastrukturen dargestellt, die zwischen staatlichen, privatwirtschaftlichen und zivilgesellschaftlichen Interessen vernetzen und vermitteln. In ihren Funktionen der Extraktion von Informationen, der Aktivierung und Disziplinierung von Arbeitssuchenden, der (Im-)Mobilisierung von Arbeitskräften und der Bewertung oder Abwertung von Fähigkeiten hat ihre Intervention Auswirkungen auf die Konkretisierung von lokalen Arbeitsteilungen und Arbeitsbedingungen. Auf diese Transformationen reagieren Geflüchtete mit Infrapolitiken, durch die sie versuchen, sich in den Infrastrukturen des Ankommens und der Arbeitsmarktteilhabe im städtischen Raum Autonomie zu erstreiten. Insofern werden Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung auf viele unscheinbare Weisen von Arbeitenden und Arbeitssuchenden verweigert oder angeeignet, wodurch Verhandlungs- und Mobilitätsmacht auf dem Arbeitsmarkt gestärkt werden kann. So argumentiere ich, dass vermittelnde Infrastrukturen von Arbeit räumlich sowie politisch zu wichtigen Orten der Begegnung, des Austauschs und der Aushandlung werden und somit als Commons des Ankommens dienen können.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Akteur*innen der Arbeitsmarktteilhabe sprechen von einer unübersichtlichen Landschaft, wenn nicht sogar von einem Dschungel, wenn sie den Weg beschreiben, den Geflüchtete sich seit dem Sommer der Migration durch lokale Arbeitsmärkte bahnen.[1] Denn in Reaktion auf das kollektive Überwinden des europäischen Grenzregimes im Sommer 2015, aber auch angestoßen durch den Arbeits- und Fachkräftemangel, wurden in den letzten Jahren vielfältige Formen der Arbeitsvermittlung ausgebaut. Diese

Verbildlichungen legen ein unkoordiniertes und willkürliches Wachstum dieser Akteur*innenlandschaft nahe. Dies ist jedoch wegen der zugrunde liegenden interessengebundenen Aushandlungen nicht ganz passend. Vermehrt fassen Forscher*innen die komplexen Verflechtungen zwischen staatlichen Institutionen, ökonomischen Interessen und zivilgesellschaftlichen Akteur*innen mit dem Konzept der Infrastruktur. So auch in der Migrationsforschung, in der Infrastrukturen als wesentlich für die Organisation, Regulation und Kontrolle von Mobilität verstanden werden (Xiang/Lindquist 2014). Am Beispiel von Berlin und Potsdam zeigt dieser Artikel die zunehmende Vielfalt und Verknüpftheit von Akteur*innen der Arbeitsvermittlung wie Arbeitsagenturen, Jobcenter, Bildungsträger, Beratungsstellen oder Leiharbeitsfirmen auf. Ich verstehe diese Akteur*innen als Teil von Ankunfts- und Migrationsinfrastrukturen, da sie aus Institutionen, Technologien und Menschen bestehen, die die Bedingungen und Möglichkeiten des Ankommens prägen und ändern. In ihren Funktionen – der Extraktion von Informationen, der Aktivierung und Disziplinierung von Arbeitssuchenden, der (Im-)Mobilisierung von Arbeitskräften sowie der Bewertung oder Abwertung von Fähigkeiten – wirken sie auf Arbeitsteilungen und Arbeitsbedingungen ein.

Um die urbane Aushandlung dieser Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung, die Arbeitsmärkte in Ankunftsstädten mitgestalten, geht es in diesem Aufsatz. Ich argumentiere, dass die zunehmende, wenn auch „differenzielle Inklusion“ von Geflüchteten sowie der politische, wirtschaftliche und gesellschaftliche Einsatz für Arbeitsmarktteilhabe weitreichende Folgen für Machtverhältnisse auf Arbeitsmärkten haben (Mezzadra & Neilson 2013: 159). Laut René Kreichauf, Olivia Rosenberger und Paul Strobel (2020) wurde noch nicht ausreichend erforscht, wie Infrastrukturen der Ankunft intern operieren und funktionieren, inwiefern externe Faktoren, etwa Regulationen oder institutionelle Strukturen, auf sie einwirken und inwieweit sie in Ankunftsstädten migrantische Kapazitäten beziehungsweise Handlungsmacht einschränken oder erweitern (ebd.: 45). Diese Fragen stellen sich meiner Meinung nach erst recht für die Arbeitsvermittlung. Diese ermöglicht und reguliert Migration nicht nur, sondern ist auch eng mit der Strukturierung lokaler Arbeitsmärkte, mit globalen Arbeitsteilungen sowie der Subjektivität und den Kämpfen von Arbeitenden verknüpft.

Den genannten Fragen nach den Funktionen und dem Funktionieren dieser Infrastrukturen gehe ich anhand der Verflechtung lokaler

Arbeitsmärkte mit globalen Arbeitsteilungen nach. Meine empirische Analyse wirft schwerpunktmäßig die Frage auf, inwiefern Geflüchtete solche Infrastrukturen verhandeln, sie verweigern oder sie sich aneignen und insofern auf sie einwirken. Dazu analysiere ich empirisches Material, das ich bei Interviews und teilnehmenden Beobachtungen in Berlin und Potsdam erhoben habe. Gleichzeitig verorte und verankere ich meine Analyse in theoretischen Debatten wie dem Ansatz der Autonomie der Migration und daran anschließenden Analysen mobiler und urbaner Commons. Dabei beziehe ich Autonomie und daraus entstehende Commons nicht auf kollektive Praktiken der Mobilität oder „räumlichen Ungehorsam“ auf Fluchtrouten (de Genova/Garelli/Tazzioli 2018: 254, Übers. d. A.). Stattdessen verstehe ich darunter auch die gemeinsame Verhandlung der Bedingungen der Ankunft sowie Teilhabe im Kontext prekarisierender und rassifizierender Asyl- und Arbeitsregime. Durch die Aneignung solidarischer Beziehungen, Infrastrukturen und Informationen können Geflüchtete ihre „Autonomie des Asyls“ stärken und „Commons des Ankommens“ schaffen (ebd.: 243; Avraham/Kubaczek 2018: 63). In diesem Sinne argumentiere ich, dass im Kontext einer Krise der sozialen Reproduktion vermittelnde Infrastrukturen von Arbeit räumlich sowie politisch zu wichtigen und umkämpften Orten – und möglicherweise Commons – des Ankommens werden.

Nach einigen Anmerkungen zur Methode führe ich im ersten Teil in den Forschungsstand zu Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung ein. Im zweiten Abschnitt analysiere ich Neuerungen in Arbeitsverwaltungen, bei Bildungs- und Maßnahmenträger*innen sowie in arbeitgeber*innennahen Einrichtungen in Berlin und Potsdam und ordne diese stadtpolitisch ein. Der dritte Teil richtet den Blick dann auf die Praktiken von Geflüchteten in ihrer Navigation, Verweigerung und Verhandlung dieser Infrastrukturen. Diese betrachte als Infrapolitiken. Abschließend diskutiere ich, ob und inwiefern durch solche Infrapolitiken urbane Commons des Ankommens erschaffen werden.

2. Methode

Die folgenden Analysen basieren auf 36 problemzentrierten Interviews sowie auf teilnehmenden Beobachtungen, die ich im Rahmen meiner Doktorarbeit zwischen 2017 und 2019 in Berlin und Brandenburg durchgeführt habe. Während meiner Promotion habe ich in Teilzeit als arbeitsrechtliche Beraterin von Migrant*innen in Potsdam gearbeitet.[2]

Diese Beratungsarbeit hat meine Forschungsperspektive und die Auswahl einiger meiner Interviewpartner*innen[3] informiert. Sie war aber nicht Teil der teilnehmenden Beobachtungen. Diese waren fokussiert auf abgesprochene Begleitungen von Interviewpartner*innen sowie auf Veranstaltungen, bei denen Arbeitsvermittlung eine zentrale Rolle spielte, beispielsweise Jobbörsen. In meine Forschung flossen nur Fälle von Ratsuchenden ein, die ich nach Abschluss des Beratungsfalls interviewt und über meine Forschung aufgeklärt habe. Weitere Interviewpartner*innen habe ich über persönliche oder institutionelle Kontakte sowie in Ankunftsinfrastrukturen wie dem Sharehaus Refugio in Berlin-Neukölln kennengelernt. Zwölf Angestellte von Arbeitsagenturen, Jobcentern, Industrie- und Handelskammern sowie orientierenden und weiterbildenden Maßnahmen habe ich ebenfalls interviewt. Viele von ihnen habe ich in meiner Tätigkeit als arbeitsrechtliche Beraterin kennengelernt, was die Auswahl und den Zugang vereinfacht hat. Dabei haben die informellen Eindrücke, die ich als Beraterin sammeln konnte, mir geholfen, möglichst unterschiedliche Erfahrungen und Perspektiven einzubeziehen. Im Mittelpunkt stand die Vermittlung in Ausbildung und Leiharbeit von Geflüchteten, die Mitte der 2010er Jahre nach Deutschland kamen und trotz unterschiedlicher Aufenthaltstitel und Voraussetzungen mit Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung in Berührung kamen. In den Interviews habe ich sie als Alltagsexpert*innen ihrer Arbeitsmarktteilhabe adressiert. Mein Interesse galt insbesondere ihrem gesammeltem und geteiltem (Gegen-)Wissen und ihrer Aushandlung der Arbeitsvermittlung und der Arbeitsverhältnisse, die sie erlebt haben.

3. Vermittlungsinfrastrukturen zwischen urbanen Arbeitsmärkten, globalen Arbeitsteilungen und autonomen Infrapolitiken

Urbane Infrastrukturen dienen seit jeher der Reproduktion von Arbeitskräften und somit der Ermöglichung kapitalistischer Produktionsverhältnisse. Dies gilt für Infrastrukturen, die Subsistenz und soziale Reproduktion ermöglichen, aber vermehrt auch für Infrastrukturen der Bildung, Beratung und Vermittlung. Je nach bestehenden Arbeitsmarktbedarfen vorbereiten und vermitteln diese Arbeitskräfte. Im „Lieferkettenkapitalismus“ ist die reibungslose Zirkulation heterogener Arbeitender zwischen fragmentierten und temporären Arbeitsverhältnissen zu einem zentralen Faktor für Profite und

Konkurrenz geworden (Altenried et al. 2018; Tsing 2012: 148). Insofern entspricht der Ausbau der Arbeitsvermittlung der logistischen Ausrichtung der Produktion und Reproduktion an den flexiblen Just-in-time- und *To-the-point*-Bedarfen globaler Lieferketten. Diese strukturellen Veränderungen, die mit der Flexibilisierung und Prekarisierung von Arbeit einhergehen, werden materiell durch den Ausbau von Infrastrukturen umgesetzt, die einen schnellen und passgenauen Zugriff auf heterogene Arbeitskräfte suchen.

Der Infrastruktur-Ansatz, den ich in diesem Artikel verfolge, lehnt sich an Theoretisierungen aus der Migrationsforschung an. So assoziieren Biao Xiang und Johan Lindquist (2018) Migrationsinfrastrukturen mit der Rekrutierung, Identifizierung und Dokumentation sowie mit dem Transport migrantischer Arbeitskraft. Dabei beobachten sie, dass diese Infrastrukturen zunehmend breit aufgestellt sind, kompliziert operieren und tief in das Leben, die Subjektivität und die Aspirationen von Migrant*innen eingreifen. Vermehrt werden in der Literatur auch „Ankunftsinfrastrukturen“ thematisiert, die weniger die Migration an sich, sondern eher die darauffolgenden multiskalaren Politiken und Prozesse des Ankommens und Zusammenlebens in Städten steuern (Meeus/Karel/van Heur 2019). Andere Debatten wählen den Begriff der Migrations*industrie*, der einleuchtend darlegt, dass private und profitorientierte Vermittlungsakteur*innen eine zentrale Rolle spielen bei der Ermöglichung von Migration und ihrer Verwertung (Cranston/Schapendonk/Spaan 2018; Cohen/Fogelman/Lebuhn 2022). Allerdings trifft der Begriff der Industrie weder auf weiterhin wichtige staatliche Institutionen zu, noch auf die Zivilgesellschaft oder auf Technologien, die von Datenbanken bis hin zu digitalen Tools der Kompetenzerhebung reichen. Daher fasse ich Transformationen im Arbeits- und Migrationsregime seit 2015 im Folgenden als infrastrukturelle Rekonfiguration der Arbeitsmarktteilhabe. Dabei werfe ich einen kritischen Blick auf Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung, die – wie alle städtischen Infrastrukturen – als „heteronormativ, rassistisch sowie durch Interessen der Kapitalakkumulation [...] strukturiert“ verstanden werden müssen (Hutta/Schuster 2022: 99). Gleichzeitig räumen Jan Hutta und Nina Schuster in einer aktuellen Debatte in *sub\urban* ein, dass Infrastrukturen beweglicher und wandelbarer sind als das, was wir unter Strukturen verstehen. Sie erlauben daher eine „wenn auch nur fragmentarische“ Erschaffung subversiver Infrastrukturen (ebd.). Bezogen auf

Arbeitsvermittlung wurde der Begriff der Infrastruktur bisher kaum verwendet. Stattdessen versuchte beispielsweise Chris Brenner (2003) mit einem Netzwerkansatz das Agieren von Arbeitsvermittlungsakteur*innen und deren Eingreifen in die Effizienz von Arbeitsmärkten im Silicon Valley zu fassen. Mit dem Infrastruktur-Begriff wird meiner Meinung nach deutlicher, wie eng die Arbeitsvermittlung mit vorherrschenden Strukturen auf dem Arbeitsmarkt zusammenhängt und wie sie diese konkretisiert und festigt. Der Begriff verweist darauf, dass es sich um hintergründige Gerüste handelt, die für die Erneuerung und den Erhalt von Strukturen wie Arbeitsmärkten und Arbeitsteilungen von zentraler Bedeutung sind.

In der arbeitssoziologischen und -geographischen Literatur wurde vor allem die privatwirtschaftliche Vermittlung in Arbeit umfangreich analysiert, mit der Leiharbeitsfirmen Profite machen. Wie Peck et al. (2005: 4) feststellen, strukturieren solche Firmen Arbeitsmärkte mit, indem sie temporäre und prekäre Arbeitsverhältnisse ermöglichen und erweitern, die ohne sie sozial und logistisch nicht tragbar wären. Zudem stellt die Leiharbeitsbranche Verbindungen zwischen lokalen Kontexten und globalen Produktionsnetzwerken her. Dabei nutzt sie staatliche Regulationen sowie rassifizierte Machtverhältnisse (Gutelius 2015; McDowell/Batnitzky/Dyer 2008). Heterogenität und Ungleichheit unter Arbeitenden werden verwertet und verschärft, indem unterschiedliche migrantische Gruppen bestimmten Branchen zugeordnet, rassifiziert und gespalten werden. Im italienischen Kontext wurde die Ausbreitung der Leiharbeit jüngst mit Rassismus in Verbindung gebracht, der Zugang zu gleichwertiger Beschäftigung verhindere und zugleich prekäre und ausgelagerte Arbeitsverhältnisse durch die Zuschreibung einer minderen Produktivität legitimiere (Piro/Sacchetto 2021). Nicht zuletzt hat die Debatte um die Arbeitsmarktintegration von Geflüchteten dazu geführt, dass die Logistik der Vermittlung in Arbeit und damit einhergehende Rassifizierungen auch in Deutschland näher betrachtet wurden (Altenried et al. 2018; Maaroufi 2020; Birke 2022).

Rassifizierung war stets mit der Ausübung logistischer Macht verbunden. Laut Stefano Harney und Fred Moten (2013) hat der transatlantische Dreieckshandel den Anbeginn der Logistik markiert. Koloniale und imperiale Herrschaftsverhältnisse setzen die globale Hierarchisierung von Arbeitskräften fort und schaffen damit die für die kapitalistische Akkumulation notwendigen Bedingungen und Rechtfertigungen der

Ungleichheit (Sarbo 2022). In Anlehnung an die Weltsystemtheorie konstatierten Serhat Karakayali und Vassilis S. Tsianos, „Rassismus sei also die Institutionalisierung der durch die internationale Arbeitsteilung durchgesetzten Hierarchien“ (2006: 59). So reproduzierten sich globale Arbeitsteilungen in den Metropolen des globalen Nordens, wo sie Arbeitsmärkte segmentierten. Die Reproduktion dieser Arbeitsteilungen erfolgt jedoch nicht unmittelbar und unvermittelt, sondern wird durch eine Vielzahl von Interessen und Interventionen bestimmt, die nicht unbedingt intentional und rational sind. Insofern bleibt die Funktionalität von Rassismus zwar widersprüchlich und dynamisch, verspricht aber weiterhin eine gewisse Steuerung von Arbeitskräften unter Bedingungen globaler Ungleichheit.

Zumindest im westdeutschen Migrationsregime spielten Vermittlungssagenturen schon bei der Anwerbung sogenannter Gastarbeiter*innen eine Rolle. Der verwertungsorientierte Umgang mit Fluchtmigration seit 2015 ähnelt den rassistischen Logiken, die dem Gastarbeitsregime zugrunde lagen. Indem er Migrant*innen auf „brauchbare“ Arbeitskräfte reduziert, sieht er Geflüchtete nur in ihrer Nutzbarmachung für die deutsche Wirtschaft (Kourabas 2021: 19). Im Gegensatz zur Nachkriegszeit werden Migrant*innen nun in einen neoliberalisierten Arbeitsmarkt vermittelt, der durch eine „Vervielfältigung der Arbeit“ (Mezzadra/Neilson 2013: 87, Übers. d. A.) und fragmentierte Arbeitsverhältnisse und -bedingungen gekennzeichnet ist. Insofern muss die Arbeitsvermittlung auf vielfältige wie konjunkturelle Bedarfe und Interessen antworten. Derzeitige Vermittlungsinfrastrukturen verfolgen eine komplexe Logistik der passgenauen Zirkulation von Arbeitskräften, die das staatliche Migrationsmanagement unterfüttert (Altenried et al. 2018). Gezielte Anwerbungs- und Vermittlungsversuche – etwa in der Pflegebranche – sollen als eine Art logistischer und räumlicher *fix* für den Arbeitskräftemangel dienen. Die damit verbundenen „alltäglichen Aushandlungsprozesse“ (Kordes 2019: 564) fehlen in diesen Analysen jedoch noch.

In den letzten Jahren wurde eine Erschaffung von „Infrastrukturen von unten“ beobachtet, die sich ausschließenden und differenzierenden Migrationsregimen sowie den prekären Bedingungen sozialer Reproduktion widersetzen (Gutiérrez Sanchez 2022: 151, Übers. d. A.). Ich verbinde die Aneignung alternativer Infrastrukturen in meiner Analyse mit dem Konzept der Infrapolitiken, die sich in ihrem Eingreifen in

Macht- und Gesellschaftsverhältnisse – quasi analog zu Infrastrukturen – auf untergründige und unscheinbare Akteur*innen und Aktionen konzentrieren (Marche 2012). In einer Erläuterung seines Begriffs bezeichnet James C. Scott Infrapolitiken als „vorsichtige und ausweichende Politiken“, die durch das unbemerkte tausendfache Ausüben solcher Akte dennoch große Konsequenzen haben könnten (2012: 113, Übers. d. A.). Diese flüchtigen, aber fortwährenden Infrapolitiken der Vergangenheit und der Gegenwart haben eines gemeinsam: Die Weigerung, sich auf die jeweiligen Umstände einzulassen oder sich darin einschließen zu lassen (Harney/Moten 2013). Den daraus folgenden unscheinbaren Taktiken des Entweichens, Verweigerens und Verhandeln von Arbeitsvermittlung habe ich mich mit dem Ansatz der Autonomie der Migration genähert und versuche diesen in Bezug auf die Verhandlung der Bedingungen des Asylregimes, des Ankommens und der Arbeitsmarktteilhabe weiterzuentwickeln.

Diese Debatten gehen einher mit einem zunehmenden Interesse für Commons. Der Ansatz der Autonomie der Migration hat schon vor einiger Zeit den Begriff der mobilen Commons hervorgebracht. Er verweist damit auf ein gemeinschaftliches Wesen, auf gemeinsames Wissen und auf ein daraus entstehendes Gemeinwohl, das nicht an einem Ort verankert ist, sondern sich über Migrationsrouten und transnationale sowie digitale Räume hinweg entfaltet (Papadopoulos/Tsianos 2013). Daraus ergeben sich Infrastrukturen der Flucht, der Zuflucht und der Solidarität, die Migration ermöglichen – entgegen den Versuchen, sie zu kontrollieren und einzuhegen. In den letzten Jahren wurde versucht, dieses Verständnis auf die Bedingungen des Ankommens und Verweilens in Ankunftsstädten auszuweiten. Gesprochen wird von einer „Autonomie des Asyls“ oder von „Commons des Ankommens“ (de Genova/Garelli/Tazzioli 2018: 254, Übers. d. A; Avraham/Kubaczek 2018: 63). Wie neue Theoretisierungen von Commons feststellen, müssen diese in ihren kontextuellen, prozessualen, relationalen und dynamischen Dimensionen erkannt werden (Zechner 2022). Dies bedeutet, dass die Auffassung von Commons sich je nach Lokalität, polit-ökonomischer Bedingungen und sozialer Beziehungen und Bedarfe sehr unterscheiden kann. In diesem Sinne stelle ich im Folgenden zunächst die sich rekonfigurierenden Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung vor. Daraufhin vertiefe ich die Frage, inwiefern diese verhandelt und verweigert oder als urbane Commons des Ankommens angeeignet werden.

4. Aushandlungen lokaler Interessen und Infrastrukturen in Berlin und Potsdam seit 2015

Kommunale Migrationspolitiken wurden in den letzten Jahren hinsichtlich ihrer Möglichkeiten für progressive Teilhabepolitiken untersucht, die auf Forderungen migrantischer Proteste und Selbstorganisationen eingehen (Hess/Lebuhn 2014: 12). Die Ausrichtung dieser Politiken erklärt sich laut Schammann et al. (2021) durch mehrere Faktoren: die regierende Partei, historisch-strukturelle Umstände, lokale Strukturen der Entscheidungsfindung sowie das Einwirken von Zivilgesellschaft und Diskursen, die für eine humanitäre oder ökonomische Inklusion plädieren. Arbeitsmarktbedarfe beschreibt die Literatur als zuträglich für eine diskursive Befürwortung von Teilhabe. Meiner Meinung nach wird jedoch ihre Bedeutung für verfolgte Standortpolitiken unterschätzt. Städte wie Berlin, die sich als offen präsentieren und sich offiziell Netzwerken wie „Solidarity Cities“ (Berlin o. J.) anschließen, verfolgen damit symbolische und politökonomische Interessen, etwa eine Zuweisung von EU-Mitteln für soziale Infrastrukturen, die Ausweitung regulatorischer Mittel oder eine Bearbeitung des Arbeitskräftemangels (Kreichauf/Mayer 2021). Als Teil dieses stadtpolitischen Balanceakts kann auch der Ausbau von Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung verstanden werden. Es galt, den institutionellen Kompromiss um ein aktivierendes und differenzierendes Arbeits- und Migrationsregime durchzusetzen und lokalen Arbeitsmarktbedarfen entgegenzukommen (Maaroufi 2020). Die Interessen Geflüchteter blieben in dieser Konfiguration weitestgehend unbeachtet. Im Folgenden beschreibe ich Bemühungen der Städte Potsdam und Berlin, Zugänge zu Arbeitsmärkten zu stärken. Diese sind für Migrant*innen zwar vorteilhafter als „lokale Politiken der Exklusion“ (Ambrosini 2021: 192, Übers. d. A), die in europäischen Städten vermehrt beobachtet werden. Dennoch müssen die geschaffenen Zugänge kritisch hinterfragt werden, da sie neoliberalen Arbeitsmarktpolitiken entsprechen: Sie aktivieren Geflüchtete auf ungleiche und rassifizierte Art und Weise für prekäre Beschäftigung. So öffnen entstehende Infrastrukturen den Arbeitsmarkt, filtern und kanalisieren jedoch auch die Arbeitsmarktteilhabe. Die Ausstattung und Ausrichtung von Infrastrukturen der Arbeitsmarktteilhabe spiegeln Arbeitskräftebedarfe in Mangelberufen wider. In diesem Sinne verkörpert die Proliferation von Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung derzeitige „stadtpolitische Rationalitäten und Institutionalisierungen“ einer „Urbanität der

Ungleichheit“ (Rinn 2018: 15). Gleichzeitig werden geschaffene Zugänge und Ressourcen zivilgesellschaftlich und von unten erkämpft und weiter (heraus-)gefordert.

Am Beispiel von Berlin und Potsdam zeige ich, dass sich Aushandlungen um Arbeitsvermittlung besonders in jenen städtischen und von Migration geprägten Räumen abzeichnen, in denen eine Vielzahl von Interessen darauf einwirkt, welche Politiken sich durchsetzen und wie Ressourcen verteilt werden. Bevor ich die handelnden Infrastrukturen und deren Rolle diskutiere, führe ich kurz die erforschten Städte ein: Berlin ist in vielerlei Hinsicht eine Ankunftsstadt, die Geflüchtete gerne als Destination wählen. Einen Asylantrag im östlichen Flächenland Brandenburg stellen Menschen hingegen meist nicht aus freien Stücken. Potsdam ist daher für die Zeit der Wohnsitzauflage[4] oftmals die bestmögliche Wahl. Gleichzeitig machen sich in Potsdam seit dem Sommer der Migration integrationspolitische Entwicklungen sowie die Ausstattung von Infrastrukturen besonders bemerkbar. In einem Brandenburger Kontext, der seit den 1990er Jahren von rassistischen Ausschlüssen und Gewalt geprägt ist, ist es bedeutsam, wenn die Landeshauptstadt Potsdam das Bündnis „Städte Sicherer Häfen“ (Landeshauptstadt Potsdam o. J.) mitgründet. Gleiches gilt, wenn die Stadt im Zuge der Pandemie verkündet, Geflüchtete künftig dezentral unterzubringen. Einen weiteren Schritt zum Schutz der Rechte von Migrant*innen ergriff die Brandenburger Landesregierung, als sie 2016 die arbeitsrechtliche Beratungsstelle in Potsdam initiierte, bei der ich bis 2022 beschäftigt war. Im Vergleich zu den vielen Infrastrukturen, die insbesondere für die Vermittlung in die wachsende Logistikbranche in Brandenburg entstanden sind, lässt die Verfügbarmachung und Verstetigung der Arbeitsrechtsberatung jedoch zu wünschen übrig.

Auch in Berlin kam es seit 2015 zu einigen Veränderungen. Diese wurden maßgeblich von der Zivilgesellschaft mitgestaltet, aber auch von stadtpolitischen Interessen vereinnahmt. So verhielt es sich etwa mit der Öffnung der Förderung der Arbeitsagentur für Asylbewerber*innen, wie mir eine Mitarbeiterin des Berliner Bleiberechtsnetzwerks (Bridge), erzählte (Bridge 2017). Bridge habe seit 2014 darauf verwiesen, dass Asylbewerber*innen einen Anspruch auf Förderung hätten. Darauf habe die Arbeitsagentur nur recht zögerlich und erst nach dem Anstoß des Sommers der Migration reagiert, indem sie ihre Förderung für Personen mit guter Bleibeperspektive[5] öffnete. In der Folge intensivierte

sich die Zusammenarbeit zwischen Bleiberechtsnetzwerken und der Arbeitsagentur, die zuvor bereits bundesweit im Modellprojekt „Early Intervention“ erprobt worden war. Die Regionaldirektion Berlin-Brandenburg der Arbeitsagentur entwarf ein Rahmenprogramm, das dazu aufrief, Willkommenskultur zu praktizieren und migrationsbezogene Potenziale zu nutzen. In den Jobcentern wurden sogenannte Asylteams gebildet, die Geflüchteten Beratung mit telefonisch zugeschalteten Dolmetscher*innen anbieten und einer präziseren Datenerhebung dienen sollten. Eine Arbeitsvermittlerin des Neuköllner Jobcenters (Jobcenter 2019) räumte jedoch im Interview ein, dass die meisten Angestellten des Jobcenters diese Dolmetschdienste nicht nutzten, da sie nur schwer mit den hohen Fallzahlen und ihrem Zeitdruck zu vereinbaren sei. Auch die Wirkung anderer Innovationen, etwa des digitalen Kompetenzerhebungsprogramms MySkills (Bertelsmann Stiftung 2023), auf Arbeitsbedingungen und die Arbeitsteilung blieb ungewiss. Die anhand von bild- und videobasierte Fragen erhobenen Fähigkeiten Geflüchteter führten nicht zu einer formalen Anerkennung beruflicher Erfahrungen oder einer tariflichen Eingruppierung (siehe zur Abwertung beruflicher Fähigkeiten ausführlich Maaroufi 2020).

Die Jobcenter entwickelten in Zusammenarbeit mit Bildungsträgern einige pauschale Maßnahmen, die sehr unterschiedliche Zwecke erfüllen: Von der alltäglichen Aktivierung und Disziplinierung der zur Teilhabe Gezwungenen über Berufsorientierung und Bildung bis hin zur Vermittlung in Arbeit und Praktika. In Potsdam besuchte ich mehrere Bildungsträger, die teilweise schon nach der Wende entstanden waren und vom Jobcenter geförderte Maßnahmen für Arbeitssuchende umsetzen. Dabei erzählte mir eine Lehrkraft der Maßnahme „Perspektiven für Flüchtlinge“ (PerF), dass sein Träger seit Anfang 2016 Maßnahmen für Geflüchtete anbietet. Seitdem hätten sie „immer genug Leute gehabt, die wir betreuen“ (Lehrkraft 2018). Gleichzeitig beschrieb die Lehrkraft ihre Arbeit als vom Jobcenter gesteuert. Sie haben nur wenig Handlungsspielraum, der zusätzlich durch die rassistische Ablehnung seitens Potsdamer Betriebe eingeschränkt werde. Auch in Berlin wurde mir von subtiler Ungleichbehandlung geflüchteter Auszubildender berichtet. Mein Interviewpartner Ghiath erzählte mir, dass er seine Ausbildung als Kfz-Mechatroniker aufgrund des abwertenden Verhaltens seines Ausbilders abbrechen musste. Solche Entscheidungen, keine Ausbildung zu machen oder diese aufgrund der schwierigen Bedingungen und der schlechten

Bezahlung abzubrechen, frustriert Maßnahmenträger. Diese streben durchaus eine Vermittlung in langfristige Arbeitsverhältnisse an. Mit informellen Potenzialanalysen und ihrem Einwirken auf Teilnehmende und Betriebe beeinflussen Maßnahmenträger, welche Branchen und Berufe angestrebt werden und welche Arbeits- und Praktikumsplätze gefunden werden. Dabei fällt auf, dass viele Maßnahmen auf Handwerksbetriebe ausgelegt sind, die aber trotz des Arbeitskräftemangels nicht immer bereit sind, Geflüchtete einzustellen. Gleichzeitig streben auch Geflüchtete nicht unbedingt Handwerksberufe oder überhaupt eine Ausbildung an. Insofern entsprechen ihre Pläne nicht unbedingt der Laufbahn, die sich Maßnahmenträger vorstellen. In meinen Interviews mit Lehrenden der Maßnahmen klingt ein Selbstverständnis an, das darauf abzielt, Geflüchtete zu orientieren, zu motivieren und gegebenenfalls zu disziplinieren. Die Ausrichtung und Einschränkung von Berufsaspirationen wird so zu einem wichtigen Teil der Bildungs- und Beratungsarbeit. Dennoch bleibt die Rolle dieser Lehrenden umkämpft und kompromissreich. Eine Lehrkraft in einer Maßnahme für geflüchtete Frauen in Potsdam (Lehrkraft 2017) verriet mir, dass ihr die Zielsetzung, eine angeblich fehlende Arbeitsmarktmotivation bei Geflüchteten zu erzwingen, nicht sehr sinnvoll erscheint. Stattdessen versuche sie eher auf alltagspraktische und bürokratische Sorgen einzugehen und Aktivitäten zu organisieren, die Spaß machen sowie Zusammenhalt und Selbstvertrauen stärken. Auch die bereits zitierte Lehrkraft einer PerF-Maßnahme (2018) scheint auf akademische Aspirationen mancher Teilnehmender einzugehen. Wenn er entsprechendes Potenzial sieht, sei er sogar bereit, dafür kleine Konfrontationen mit dem Jobcenter auszuhalten. Für die verbreitete Skepsis, eine Ausbildung oder ein Praktikum zu beginnen, habe er wiederum kein Verständnis:

„Sie sagen: ‚Ich möchte lieber irgendwo arbeiten, wo ich Geld verdiene.‘ Aber ich versuche immer, ihnen zu erklären: Als Helfer ist man nur Arbeitnehmer zweiter Klasse, man muss oftmals die schlechtere oder die niedrigere Arbeit tun und man wird auch noch schlechter bezahlt. Und Intelligenz ist auch bei den Leuten vorhanden. Wir haben auch ganz hochintelligente Leute schon gehabt, die wirklich studiert waren. Natürlich haben wir denen gesagt: ‚Zur Uni zu gehen, da unterstützen wir Sie schon.‘ Wenn die nach kurzer Zeit bei uns weggehen und an die Uni gehen, ist das für die oftmals viel besser, als

Kämpfe um Autonomie und Commons des Ankommens

wenn die in irgendeinem Betrieb ein Praktikum machen würden. Da sind wir auch die allerletzten und wie gesagt, die Absprache mit dem Jobcenter ist so eng. Das Jobcenter, die knirschen dann zwar auch ein bisschen, wieder einer sozusagen, der immer noch auf der Tasche liegt.“

(Lehrkraft 2018)

Diese Unterstützung bei der Durchsetzung akademischer Aspirationen – so selektiv sie auch sein mag – ist in der Tat notwendig. Denn die Jobcenter scheinen vielen Geflüchteten – so auch Ghiath – ein Studium zu verwehren, etwa indem sie keine Deutschkurse auf C1-Niveau finanzieren, die Voraussetzung für ein Studium sind. Die interviewte Arbeitsvermittlerin erklärte mir: „Studium ist nicht primär ein Ziel, was vom Jobcenter irgendwie gefördert wird“ (Ghiath 2019). Die Frage, inwiefern Ghiaths Weg in den Arbeitsmarkt von lokalen und globalen Entwicklungen geprägt ist, wird später noch Thema sein. Feststellen möchte ich zunächst, dass es in Berlin und Potsdam nach 2015 zu Veränderungen kam, die vor allem die Zuständigkeit der Arbeits- und Sozialverwaltung sowie die Ausstattung von Bildungsträgern betrafen. Dadurch ergaben sich neue Zugänge und Unterstützungsangebote, die allerdings nicht für alle gleich gelten und lokale Arbeitsmarktbedarfe sowie globale Arbeitsteilungen widerspiegeln.

Neben zivilgesellschaftlichen Akteur*innen, die eine Projektförderung für die Betreuung Geflüchteter erhalten, stellten sich auch arbeitgeber*innennahe Verbände auf die neuen Potenziale ein, indem sie Betriebe bei der Einstellung Geflüchteter unterstützten. Im Zuge des Sommers der Migration schuf die Industrie- und Handelskammer (IHK) in Potsdam ein „Welcome Integration Netzwerk“, das versucht, aller Ablehnung und Barrieren zum Trotz die Einstellung benötigter Arbeitskräfte durchzusetzen. Eine Mitarbeiterin der IHK Potsdam deutete an, Geflüchtete sollten die Chancen nutzen, die ihnen geboten werden, um Rassismus quasi individuell entgegenzuwirken. Sie führte aus:

„Zum einen kommt die Person aus einem anderen Herkunftsland, zum anderen weiß sie einfach nicht, wie Deutschland funktioniert. Das ist ja eh schwierig, mit einem neuen Job anzufangen, auch für Menschen, die hier aufgewachsen sind. Aber dann noch aus einem anderen Land zu kommen, überhaupt nicht zu wissen, wie funktioniert ein Büro oder wie funktioniert eine Baustelle, das ist extrem

schwierig. Und die Menschen, die sozusagen schon immer so gearbeitet haben, verstehen nicht, warum die Person das nicht versteht und dann schaukelt sich so was hoch, also unabhängig davon, dass es dann noch Menschen gibt, die rassistisch sind. [...] Aufgrund des Fachkräftemangels ist die Notwendigkeit von Unternehmen, die sich noch nicht so geöffnet haben, sich auch der Gruppe der Geflüchteten zu öffnen, aber einfach so groß und ich glaube, je mehr positive Beispiel man schafft, desto mehr wird das auch andere Unternehmen motivieren, mit jemandem eine Ausbildung zu versuchen, der aus einem anderen Kulturkreis kommt.“

(IHK Potsdam 2018)

In ihren Vermittlungsbemühungen bietet die IHK Potsdam Betrieben interkulturelle Schulungen an. Diese können allerdings nicht gegen tief verankerte und sich laufend fortsetzende Abwertungen ankommen, die selbst in der Beschreibung der Mitarbeiterin subtil anklingen. Mit Verweis auf globale Unterschiede stellt sie die Arbeitserfahrungen Geflüchteter als anders und somit weniger passend und produktiv dar. Durch die Beratung von Ausbildungssuchenden im Rahmen dieses Netzwerks bekam die interviewte Mitarbeiterin auch Einblicke in die ihrer Meinung nach politisch bedingten Hindernisse und Ungleichbehandlungen. Diese machten es Einzelpersonen und Gruppen, beispielsweise afghanischen Geflüchteten, unmöglich, (erfolgreich) am Arbeitsmarkt teilzuhaben. Daher bemühten sie sich um einen „kurzen Weg zur Ausländerbehörde“, um direkte Nachfragen zu stellen und auf die Ausstellung von Arbeitserlaubnissen[6] einzuwirken. Zudem ist die IHK Potsdam seit 2015 Teil eines Bündnisses für Beschäftigung in Potsdam mit über 40 Partner*innen. Auch in verschiedenen Berliner Bezirken haben sich runde Tische gebildet, an denen Akteur*innen aus Politik, Wirtschaft und Zivilgesellschaft zusammenkommen. So fand der „Pankower Runde Tisch für Arbeit, Ausbildung und Integration“ reichlich Anerkennung. Diese kommunale Zusammenarbeit dient dazu, Betriebe „anzuregen, Geflüchtete auszubilden und sozialversicherungspflichtig zu beschäftigen“ sowie ihre Arbeitsmarktbedarfe zu identifizieren und ihnen Informationen und Planungssicherheit zu vermitteln (Neumann 2021: 5). Weitere vermittelnde Akteur*innen setzen bei der Arbeitgeber*innenseite an, wie die 2016 in Brandenburg gegründete Betriebliche Begleitagentur (BEA) oder der von den Unternehmensverbänden Berlin-Brandenburg initiierte und kommunal

Kämpfe um Autonomie und Commons des Ankommens

geförderte Arbeitgeber*innenservice bei Arrivo Berlin. Während Arrivo Berlin die Situation Geflüchteter ohne gesicherten Aufenthalt berücksichtigt und mit Arbeitsmarktintervention darauf abzielt, Bleibeperspektiven zu schaffen, stehen beim Arbeitgeber*innenservice die Bedarfe der Unternehmen im Vordergrund. Ursprünglich angedacht, um zögernde kleine und mittlere Unternehmen bei der Einstellung von Geflüchteten zu unterstützen, verschaffen diese Vermittlungsinfrastrukturen auch Ressourcen für die Personalgewinnung und tragen den Diskurs mit, dass die Einstellung Geflüchteter eine Belastung für Betriebe darstelle.

Nach der Vorstellung der zivilgesellschaftlichen und privatwirtschaftlichen Akteur*innen möchte nun ich wieder den Bogen zum staatlichen Einwirken spannen. Daher schließt dieser Teil mit einem Einblick in die Logik der Jobcenter. Mein Interview mit einer Arbeitsvermittlerin bestätigte, dass diese vor allem handwerkliche Erfahrungen von Geflüchteten wahrnehmen, während sie andere Fähigkeiten mit Verweis auf Sicherheitsbedenken und deutsche Standards absprechen. Dabei stellte die Vermittlerin fest, dass es nicht zuletzt am Einwirken der Wirtschaft liege, dass Geflüchtete häufig nicht entsprechend ihrer Qualifikation eingestellt würden:

„Es gibt im Jobcenter einen Arbeitgeberservice. Das sind Arbeitsvermittler, die nah am Arbeitgeber arbeiten und im Grunde genommen mit Arbeitgebern versuchen, Jobs zu finden und da auch Kunden einladen. Und irgendwann wurde auch ein ‚Arbeitgeberservice Asyl‘ aufgebaut, die dann speziell Arbeitgeber an der Hand hatten, die bereit waren, Menschen mit Fluchthintergrund zu beschäftigen. Aber es waren nicht unbedingt immer die Stellen, die passend waren.“

(Jobcenter 2019)

Neben dem Handwerk, so die Interviewte, gäbe es vor allem im Securitybereich und in der Logistikbranche im Stadtrand Berlins, zum Beispiel in Großbeeren, „ganz, ganz viele Arbeitsplätze“ (ebd.), in die zum Teil Personen vermittelt würden, die dafür überqualifiziert seien. Die Entfernung, die schlechte Anbindung sowie die schlechte Bezahlung erklären ihrer Meinung nach den dortigen Arbeitskräftemangel. Sie erschwerten auch die Vermittlungsarbeit des Jobcenters. Zwar konzentrieren sich Infrastrukturen in städtischen Ballungsräumen, sie beliefern

jedoch das Umland mit dort mangelnden Arbeitskräften. In Städten können konjunkturelle und infrastrukturelle Veränderungen, die sich später strukturell ausweiten und festigen, schneller umgesetzt werden. Sie sind auch eine Reaktion auf das Einwirken zivilgesellschaftlicher Akteur*innen. Auf diese Weise wird die neoliberale Stadtpolitik, die seit Jahrzehnten die soziale Ungleichheit antreibt, stetig weiterverhandelt.

5. Infrapolitiken der Mobilität und der Verweigerung auf dem Arbeitsmarkt

Das Entfliehen aus ausbeuterischen Verhältnissen wird in der *black radical tradition* schon lange als Form des Protests und als Infrapolitik rassifizierter Arbeitender bewertet (Kelley 1994). Neben solchen Infrapolitiken der Mobilität wurden auch andere unscheinbare Taktiken wie Diebstahl, Verspottung, Ungehorsam oder Sabotage beobachtet. Sie dienen in unterschiedlichen Kontexten dazu, sich diskret einen Teil ungleich verteilter Macht und Eigentum anzueignen (Marche 2012). Im Folgenden liegt der Fokus auf Infrapolitiken auf dem Arbeitsmarkt, die auf Autonomie und Verbesserungen in der Arbeitsmarktteilhabe abzielen. Dies erfolgt mittels des Vergleichens, Verhandelns, Verlassens oder Verweignens bestimmter Arbeitsverhältnisse und -bedingungen, aber auch durch eine Umgehung der privatwirtschaftlichen Vermittlung und der staatlichen Arbeitsverwaltungen sowie stattdessen einer Aneignung und Einforderung solidarischer Infrastrukturen und Beziehungen. Diese Infrapolitiken gilt es in ihrer kontextuellen und konjunkturellen Entwicklung zu betrachten. Mit der zunehmenden Prekarisierung von Arbeits- und Lebensbedingungen hat sich die Organisierung von Arbeitenden und Arbeitssuchenden verändert. Paul Apostolidis (2019) erforschte dies für den aktuellen US-amerikanischen Kontext. Basierend auf den temporären und wechselhaften Arbeitsverhältnissen von Migrant*innen beobachtete er, „dass prekarierte Subjekte Mobilität fürchten sowie brauchen“ (ebd.: 137, Übers. d. A.). Diese Analyse teile ich. Obwohl Arbeitgeber*innen und staatliche Institutionen oft flexible, mobile und unbeständige Arbeitsverhältnisse erzwingen, verhandeln gleichzeitig prekär Arbeitende durch ihr bewusstes Ausüben von Mobilität den Arbeitsmarkt. Arbeitende nutzen, wie Gabriela Alberti (2014) argumentiert, Mobilität zwischen Arbeitsverhältnissen und Arbeitslosigkeit für ihre Interessen, um „Arbeitsmobilitätsmacht“ (ebd.: 866, Übers. d. A.) zu erlangen. Bei der Ausübung von Mobilität müssen allerdings

intersektionale Machtverhältnisse abgewogen werden. Im Folgenden zeige ich, wie Geflüchtete sich trotz ihrer multiplen und migrationsbezogenen Abhängigkeiten durch eine Aneignung von Gegenwissen und Infrastrukturen Autonomie und Verhandlungsmacht in ihrer Arbeitsmarktteilhabe erstreiten.

Seit 2015 wurden einige Regulationen eingeführt, die die Vermittlung von Geflüchteten in Arbeit und Ausbildung auf drängende und disziplinierende Weise steuern. So wirken aufenthalts- und sozialrechtliche Zwänge darauf ein, dass Geflüchtete Ausbildungen aufnehmen, allen voran die Ausbildungsduldung: Sie verspricht Geduldeten – das heißt abgelehnten Asylantragstellenden – eine Verfestigung ihres Aufenthaltsstatus auch über die Zeit der Ausbildung hinaus, wenn anschließend ein adäquates Erwerbsarbeitsverhältnis besteht. Zugangsbarrieren, aufenthaltsrechtliche Unsicherheit und Zeitdruck führen in der Folge dazu, dass Geflüchtete Ausbildungen in Berufen und bei Betrieben beginnen, „die ganz, ganz händeringend Auszubildende suchen“. „Das ist dann nicht unbedingt immer freie Wahl“, wie mir eine Angestellte bei Bridge (2017) erzählt. Ob diese Ausbildungsverhältnisse anhalten, abgebrochen oder gewechselt werden, hängt wiederum von der Situation und Mobilitätsmacht der Auszubildenden ab. Auch die Vermittlung von Geflüchteten in Leiharbeitsverhältnisse erfolgt mit rechtlichem und institutionellem Druck. Meine Interviewpartner*innen berichten von der drängenden Rolle des Jobcenters. Zwar unterscheidet sich diese je nach Mitarbeiter*in, dennoch bewege die Behörde viele Geflüchtete zur schnellen Arbeitsaufnahme. Zusätzlich knüpft das Aufenthaltsrecht den Anspruch auf Familienzusammenführung oder eine Niederlassungserlaubnis an eine Beschäftigung. Die strukturellen Abhängigkeiten und die „multiple Prekarität“ (Birke 2022: 55) Geflüchteter führen dazu führt, dass Mobilitätsmacht ungleich verteilt ist. Dennoch sehe ich im derzeitigen Kontext des Arbeitskräftemangels Möglichkeiten für Geflüchtete, Verhandlungsmacht auf dem Arbeitsmarkt zu erlangen. In diesem Sinne analysiere ich, inwiefern die Vervielfältigung von Infrastrukturen der Arbeitsmarktteilhabe nicht nur Zwänge von Arbeitenden verstärken kann, sondern auch zu einer aktiven Ansprache der heterogenen Infrastrukturen führt, mit dem Ziel, prekäre und ungleiche Arbeitsbedingungen zu vermeiden. Diese Aneignung von Gegenwissen und Infrastrukturen von Arbeitenden kann dazu führen,

dass Arbeitgeber*innen Mobilität und Temporalität nicht mehr in ihrem Sinne steuern können (Andrijasevic/Sacchetto 2016).

Bei meiner Forschung stellte sich heraus, dass geflüchtete Leiharbeitende häufig die Erfahrung machen, über weite Distanzen hinweg entliehen zu werden. Dabei wird über den Einsatzort rassistische Ungleichbehandlung vermittelt. So wird versucht, Geflüchteten die Aufnahme schlecht gelegener oder schlecht bezahlter Jobs aufzubürden. Sie werden beispielsweise häufig an schlecht angebundene Logistikzentren im suburbanen Umland vermittelt. Auch Bewirtungsbetriebe sind aufgrund von Personalmangel auf den Einsatz von Leiharbeitenden angewiesen – seit der Pandemie umso mehr. Leiharbeitsfirmen organisieren die Mobilisierung der Arbeitskräfte und stellen dafür Infrastrukturen oder lagern die Verantwortung für Arbeitswege an Arbeitende mit wenig Verhandlungsmacht aus. Letzteres galt auch für meinen Interviewpartner David, der in einer Gemeinschaftsunterkunft am nördlichen Stadtrand Berlins wohnte, als wir uns kennenlernten. Neben einer IT-Weiterbildung, die sein Informatikstudium in Kenia aufwerten soll, arbeitete er als Leiharbeiter. Eine Agentur in Berlin-Mitte entlieh ihn an Hotels in Berlin und Potsdam. David erzählt:

„Der Fakt, dass ich Informatiker bin, hat mich auf den Boden der Tatsache geholt, als ich diesen Job als Kellner begann. Dort kannte niemand meinen Hintergrund. Niemand weiß, dass du gebildet bist. Dann macht es dein kultureller Hintergrund noch schlimmer, denn sie denken: ‚Das ist ein ungebildeter Afrikaner.‘ [...] Vor einiger Zeit wurde ich in Potsdam eingesetzt und ich sage, dass die Firma mich ausgenutzt hat, denn sie wussten genau, wo ich lebe, außerhalb von Oranienburg. Von dort sind es drei Stunden nach Potsdam. Es ist ein ziemlich langer Weg und die Firma wusste dies. Zum Glück war es noch Sommer, als ich dort zuerst eingesetzt wurde. Ich habe um 17 Uhr angefangen und bin meistens um 3 Uhr morgens von dort los und hatte dann noch den ganzen Transit vor mir. Wenn man sich das jetzt im Winter vorstellt, wird es wirklich schwierig. Zudem ist Potsdam gegenüber Ausländern nicht wirklich freundlich. Ich erinnere mich an eine Nacht, in der die Temperaturen schon gesunken waren und nachts wurde es wirklich kalt. Ich musste den Transit machen und habe zweimal meine Verbindung bei Gesundbrunnen verpasst. Dann musste ich von 1 bis 4 Uhr nachts auf dem Gleis

bleiben, in der Kälte. Und mir wurde klar, dass die Firma mich dorthin schickte, da niemand sonst dort arbeiten wollte. Ich fuhr drei Stunden hin und drei Stunden zurück. Also das macht wirklich keinen Sinn, sechs Stunden fahren, um sechs Stunden zu arbeiten und dann noch draußen in der Kälte zu schlafen. Ich habe ihnen dann gesagt: ‚Schaut, Potsdam mache ich nicht mehr, ich gehe dort nie wieder hin!‘ Und ich glaube, sie haben sich geändert, weil ich auf den Tisch gehauen habe!“

(David 2019)

Diese Erfahrungen waren für David lehrreich. Er erkannte, dass seine Leiharbeitsfirma unter Arbeitskräftemangel litt und die Verweigerung bestimmter Einsätze durchaus erfolgreich sein konnte. Daraufhin beschloss er, bei weiteren Verhandlungen mit der Leiharbeitsfirma die Unterstützung einer arbeitsrechtlichen Beratungsstelle in Potsdam einzufordern. In seiner Reflexion über dieses Arbeitsverhältnis, das zum Zeitpunkt des Interviews schon beendet war, beschrieb er eine weitere „große Lehre“ aus seiner Erfahrung: „Menschen in der Serviceindustrie wertzuschätzen, denn man weiß nicht, was sie im Hintergrund durchstehen“ (David 2019). Wie Davids solidarischer Bezug und Zusammenhalt mit anderen sich trotz der erfahrenen rassistischen Arbeitsteilungen und Spaltungen entwickelte, führe ich im letzten Abschnitt aus. Zunächst richte ich meinen Blick auf weitere Infrapolitiken der Mobilität, Verhandlung und Verweigerung auf dem Arbeitsmarkt.

Bei meiner Forschung begegneten mir verschiedene Formen der Verhandlung, die sich im kollektiven Austausch und in der Unterstützung bei der Arbeitssuche sowie in der direkten Aushandlung mit Betrieben und dem Jobcenter bemerkbar machen. Auffällig ist dabei der Rückgriff auf Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung zum Zwecke des Vergleichens, Abwägens, Verhandelns oder Ablehnens von Arbeitsverhältnissen. Vermittelt über einen Berliner Jobcoach traf ich im Herbst 2018 drei miteinander verwandte syrische Geflüchtete. Sie kamen gerade von einer Schicht in ihrem Nebenjob im Lager eines Textilvertriebs am Alexanderplatz. Im Hauptjob setzte eine Leiharbeitsfirma sie fünf Tage die Woche im Logistikzentrum eines Onlinevertriebs im Osten Berlins ein. In unserem Gespräch berichteten sie mir von ihrer kollektiv gestalteten Arbeitssuche. Mithilfe von Google Maps hatten sie eine Leiharbeitsfirma nach der anderen aufgesucht und sich nach den

angebotenen Einsatzorten und jeweils dort gültigen Bedingungen erkundigt. Arbeitsort und -zeit spielten dabei ebenso eine Rolle wie Urlaubstage und der Arbeitslohn. Dieser musste höher als 1.200 Euro netto pro Person sein, damit die drei einen Antrag auf Familienzusammenführung stellen können. Ihr Versuch, den Stundenlohn auszuhandeln, wurde allerdings mit Verweis auf ihre Sprachkenntnisse und das niedrige Lohnniveau in Syrien abgewiesen. Daher entschieden sich die drei, neben ihrer Tätigkeit als Leiharbeiter einen zusätzlichen Minijob auszuüben. Nach dem Besuch von 30 Leiharbeitsfirmen befragten sie den Jobcoach sowie Bekannte aus migrantischen Communitys nach ihren Erfahrungen und Einschätzungen. Sie erzählten mir, dass sie bereits von einer Leiharbeitsfirma eine fristlose Kündigung erhalten hatten. Daraufhin hätten sie im Büro der Firma lautstark die Abänderung der Kündigung in eine fristgerechte eingefordert, um nicht vom Jobcenter sanktioniert zu werden.

Auch die Verstetigung des Aufenthaltsstatus erfordert eine Beschäftigung. So erzählte mir Ghiath, dass er, nachdem er ein Studium aufgegeben und seine Ausbildung abgebrochen hatte, viel Druck vom Jobcenter erfahren habe. Für ihn rückte das Ziel in den Vordergrund, eine Niederlassungserlaubnis zu erhalten. Über eBay-Kleinanzeigen fand er schnell eine Teilzeitstelle bei einer Leiharbeitsfirma. Diese setzte ihn bei einer Firma ein, die Außenwerbung in Städten anbringt. Es gefiel ihm, zu regelmäßigen Zeiten eingesetzt zu werden und viele Einblicke in verschiedene Berliner Bezirke zu erhalten. Nach neun Monaten erhielt er entsprechend der Regelung, die Leiharbeit zeitlich begrenzen soll, eine Kündigung. Daraufhin versuchte er eine andere Leiharbeitsfirma zu finden, die ihm relativ gute Bedingungen bot. Schließlich landete er bei einer kleinen Agentur, die sich auf ihrer Website als moderner Personaldienstleister beschreibt. Die Agentur versprach, Servicekräfte bei interessanten Events einzusetzen und sie ihr Arbeitstempo mitbestimmen zu lassen. Ghiaths Entscheidung für diese Agentur basierte auf seinen vorherigen Erfahrungen. Diese hatten sein Bewusstsein für die Intransparenz von Leiharbeitsfirmen geschärft und seinen Willen geprägt, wählerisch zu sein. Er berichtet:

„Einmal hat mich das Jobcenter [zu einer Leiharbeitsfirma] geschickt und die haben gefragt: ‚Was sind deine Vorstellungen?‘ Ich habe gesagt: ‚Ich möchte eigentlich feste Arbeitszeiten, immer morgens.‘

– ‚Ok, wir haben was für dich, du kannst morgen kommen und einfach den Arbeitsvertrag unterschreiben.‘ Dann bin ich am nächsten Morgen da und sie sagt: ‚Hier ist der Vertrag, einfach unterschreiben und du fängst nächste Woche an.‘ Ich habe gesagt: ‚Ich wollte eigentlich den Arbeitsvertrag mit nach Hause nehmen und ganz in Ruhe lesen.‘ – ‚Ah, wieso, warum?‘ [...] Sie war ein bisschen enttäuscht und sauer. ‚Ok, dann machen wir es nicht mehr.‘ Ich habe gesagt: ‚Ok.‘ Sie haben gesagt: ‚Du musst unterschreiben.‘ Ich wollte nicht. Hier, wenn man unterschreibt, dann ist man wirklich am Arsch und ich habe nicht unterschrieben und gesagt: ‚Ok, dann mache ich das nicht mehr‘ und es gab Ärger mit dem Jobcenter: ‚Warum hast du das abgelehnt?‘ Ich habe nicht abgelehnt, ich wollte das eigentlich nur in Ruhe lesen, ich kannte nicht alle Gesetze und so.“

(Ghiath 2018)

Mehrere Interviewpartner berichteten mir von vergleichbaren Interaktionen mit Leiharbeitsfirmen. Sie klangen dabei skeptisch. Viele vermuten, dass die Leiharbeitsbranche ihre migrationsbedingte Unwissenheit und Unsicherheit gezielt ausnutzt. Ghassan (2018) etwa sagte mir: „Weil wir nichts wissen, ist es möglich, dass wir ausgebeutet werden.“ Gleichzeitig strahlen er und andere viel Skepsis, Wissen oder Gegenwissen aus, das sie veranlasst, sich stetig online oder vor Ort miteinander auszutauschen und alternative Informationen zu suchen. Ghassans Vorsicht führt auch zu aufmerksamem Zuhören. Er habe schon ein Leiharbeitsverhältnis abgelehnt, da ein dortiger Angestellter ihm dazu gratulieren wollte, dass er „verkauft“ worden sei (ebd.). Auch in Bezug auf eine Jobcenter-Maßnahme in Potsdam, an der er teilnahm, ist Ghassan kritisch: Dort hätten sie vor allem Bewerbungen für Leiharbeitsfirmen geschrieben. Als ich ihn im Rahmen eines Workshops kennenlernte, zeigte er seine Kritik vor anderen Teilnehmenden umso deutlicher. Er eignete sich die Inhalte und Infrastrukturen der Maßnahme an, um Gegenwissen zu teilen. Auf diese Weise bieten Infrastrukturen der Arbeitsmarktteilhabe auch die Möglichkeit, Wissen und Verhandlungen zusammenzubringen. Sie können dazu beitragen, kollektive Subjektivität und Solidarität zu stiften sowie Kämpfe anzustiften. Angesichts solcher kollektiven Verknüpfungen können Infrapolitiken der Arbeitsvermittlung im Lieferkettenkapitalismus an Bedeutung gewinnen. Denn die Produktion hängt zunehmend von der Verfügbarmachung von Arbeitskräften just in

time *and to the point* ab. Anders formuliert: Die gar nicht so unkoordinierte Mobilität und Verweigerung von Arbeitenden stören die anvisierte reibungslose Vermittlung und Zirkulation von Arbeitskräften.

6. Von mobilen Commons zu urbanen Commons des Ankommens

Die bisher dargestellten Infrapolitiken erstrecken sich neben dem Migrieren auf das Ankommen und Arbeiten. Es geht darum, soziale Reproduktion bestmöglich autonom sowie gemeinschaftlich zu planen und zu realisieren, indem Geflüchtete Arbeitsverhältnisse bewusst wählen, meiden, oder aushandeln. Dabei erkennen sie den Wert gemeinsamer Quellen von Information oder Ermächtigung und suchen Beziehungen, Räume und Infrastrukturen, die als Commons des Ankommens dienen. Der Begriff der *undercommons* von Stefano Harney und Fred Moten (2013) ist aus meiner Sicht hilfreich, um die damit zusammenhängende Subjektivität und Solidarität zu betonen. Er bezieht sich auf ein kollektives Gedächtnis erfahrener Ungerechtigkeiten sowie der Auswege aus diesen. Dieses Vermächtnis besteht fort und ist „in den Zwischenräumen, im Untergrund flüchtig organisiert und vernetzt: eine lokale oder temporäre Form des Gemeinsamen, das oft nur für einen bestimmten Zweck existiert“ (Avraham/Kubaczek 2018: 64). Die infrapolitische Mobilisierung von Gegenkulturen wird häufig mit Praktiken Schwarzer Communitys assoziiert, die Beziehungen und Lebensweisen außerhalb des rassifizierten Kapitalismus am Leben erhalten (Kelley 1994). Ein solche Fähigkeit des Festhaltens an gemeinsamen Erinnerungen und Erfahrungen zeigt sich meines Erachtens auch in Biografien und Commons von Menschen auf der Flucht oder beim Ankommen. Entstehende urbane Commons dienen – wie schon die mobilen Commons im Transit – als Speicher kollektiver Affekte, Beziehungen und von Wissen (Papadopoulos/Tsianos 2013).

Insbesondere in krisenhaften Konjunkturen erschaffen sich Menschen „von unten“ eigene Infrastrukturen oder konstituieren sich selbst als „solidarische Infrastrukturen“ (Schilliger 2020), die dem alltäglichen Überleben dienen. Dies zeigt etwa Isabel Gutiérrez Sanchez (2022) am Beispiel von Athen als Ort des Transits und Ankommens. Die Prekarisierung von Arbeits- und Lebensbedingungen wirkt sich auf die Organisation von Arbeitenden aus, indem sich Formen von *community organizing*, sozialen Kämpfen und Arbeitskämpfen miteinander verschränken. Dies findet seinen Niederschlag in aktivistischen und zivilgesellschaftlichen Commons des Ankommens, die dem kollektiven

Austausch und der gegenseitigen Fürsorge dienen. Als solche urbane Commons können etwa die Besetzung des Oranienplatzes in Berlin-Kreuzberg oder das Sharehaus Refugio in Berlin-Neukölln angesehen werden, aber eben auch verschiedene Bildungs- und Beratungsangebote, die als solidarisch erlebt werden. An diesen Orten haben sich viele meiner Interviewpartner*innen gegenseitig informiert und gestärkt (Lambert/Wilcke 2015; Kreichauf/Rosenberger/Strobel 2020). Eine neu entstehende Initiative diverser Aktivist:innen und Arbeiter:innen für ein *workers' center* in Berlin verweist darauf, dass viele den Bedarf an Räumen der Vernetzung und Selbst-Organisierung von prekär Arbeitenden sehen. In Potsdam ist die solidarische Infrastruktur zwar begrenzter, doch auch dort wurden in den letzten Jahren neben staatlich geförderten Angeboten einige offene und selbstorganisierte Zusammenkünfte geschaffen. Zu nennen ist etwa die Gruppe „Refugees' Emancipation“, die am Weltflüchtlingstag 2017 vor den Landtag zog und sich dort mehrere Tage lang in Workshops rechtliche Kenntnisse aneignete und politische Forderungen stellte.

Doch Geflüchtete eignen sich nicht nur alternative und solidarische Infrastrukturen als Commons des Ankommens an, sondern versuchen auch, sich in den Infrastrukturen und unter den Bedingungen des derzeitigen Asyl- und Arbeitsregimes Autonomie zu erstreiten. In einem aktivierenden Sozialstaat, der den Zugang zu Sicherheit und Ressourcen von Potenzialen, Arbeitsmarktnähe und Bleibeperspektiven abhängig macht, werden zunehmend auch Infrastrukturen sozialer Sicherung als Commons aufgefasst und angegangen. Das legen zumindest Forderungen nach einem universellen Grundeinkommen oder „Commonfare“ nahe, die den vorherrschenden hierarchischen und disziplinierenden Wohlfahrts- oder Workfare-Ansatz ablehnen (Casas-Cortes 2014). Ich konnte beobachten, wie Geflüchtete sich für einen strategischen Rückzug in die Arbeitslosigkeit oder in eine Weiterbildung entschieden, wenn ihre Arbeitsverhältnisse unerträglich wurden. In alltäglichen Konfrontationen mit Jobcentern versuchen Geflüchtete, trotz der Tendenz zu stetiger Aktivierung und Arbeitszwang sowie in Ablehnung mancher Arbeitsverhältnisse die Sicherung ihrer sozialen Reproduktion autonom zu gestalten. Leiharbeitende lehnen entfernte Einsatzorte und schwierige Arbeitszeiten zunächst ab, um dadurch Kündigungen zu erwirken, die nicht zu einer Sperre ihrer Leistungen führen. Daraus ergeben sich Verhandlungen mit Institutionen, die in

Form von Austausch und Unterstützung durch Beratungsstellen, mit Anwält*innen und Ehrenamtlichen ausgefochten werden. Ghiath erzählte mir von Problemen mit seinem Jobcenter wegen einer Weiterbildung und der Kostenübernahme für seine Miete. Diese Probleme konnte er mithilfe einer Anwältin lösen. Daraufhin eignete er sich ein sorgfältiges und selbstbestimmtes Verhalten gegenüber den Angestellten des Jobcenters an. Er versucht nun, Interaktionen mit ihnen weitgehend zu vermeiden, denn sie fragten ihn ständig: „Was machst du, was ist dein Ziel und warum bist du nicht so motiviert?“ (Ghiath 2018). Deshalb entschied er sich, seine Ausbildung ohne vorherige Absprache abzubrechen. Ihm war bewusst, dass das Jobcenter die Schuld bei ihm suchen würde. Dabei griff er einerseits auf Taktiken zurück, die ihn für Institutionen unerreichbar und unverfügbar machen, und andererseits auf staatliche Logiken und Narrative der individuellen Motivation, um seine Forderungen zu unterfüttern. Ghiath führt aus:

„Der Mindestlohn hier ist wenig. [...] Man kann sich eigentlich beim Jobcenter anmelden und Sozialleistungen kriegen und es ist genauso, wie wenn man für Mindestlohn arbeitet, und das gibt den Leuten keine Motivation zu arbeiten. [...] Das ist die Sache, das ist sozusagen die Schuld der Regierung.“

(Ghiath 2018)

Ähnlich argumentieren auch andere Interviewpartner*innen. Sie erkennen im Arbeitskräftemangel ein Verhandlungsmittel. Obwohl viele Verweigerungen individuell verhandelt werden, beruhen sie auf geteiltem und gemeinsamem Wissen. Dieses wird oftmals in denselben Infrastrukturen ausgetauscht, die für die Arbeitsvermittlung erdacht wurden. Solche Infrapolitiken, die seit dem Sommer der Migration vermehrt von Ehrenamtlichen unterstützt werden, entziehen sich zwar nicht den vorherrschenden Machtverhältnissen, die von hierarchisierenden und paternalisierenden Beziehungen geprägt sind. Sie können aber dennoch als präfigurierend für kollektive Subjektivierung und Solidarität angesehen werden (Karakayali 2018). Geflüchtete und Migrant*innen erleben und erkennen die rassifizierte Hierarchie und Arbeitsteilung, die selbst unter ihnen unterscheidet und spaltet. Dennoch schweißen die gemeinsamen Erfahrungen der Arbeitsmarktteilhabe sie zusammen

und können so zu einer Überwindung von Differenzen führen, wie David eindrücklich erzählt:

„Er machte denselben Orientierungskurs wie ich. Ich erzählte ihm, dass ich nach einem Job suche und er teilte den Kontakt der Leiharbeitsfirma. Und so habe ich mich dort beworben und der Rest ist Geschichte. Jedenfalls, ist er dann gegangen, er hat selbst gekündigt. Er ist ursprünglich aus der Ukraine und deshalb sage ich, dieser Ort ist ein Schmelztiegel von uns. Ich meine Leute mit verschiedenen kulturellen Hintergründen. Und er ist eine sehr coole Person, er hat gekündigt, weil er ähnliche Erfahrungen mit der Firma gemacht hatte wie ich. Glücklicherweise fand er dann einen Job in einem der Hotels, wo wir eingesetzt waren. So blieb er mein Kollege, weil ich dort auch immer noch arbeitete. Der einzige Unterschied war, dass er nun direkt bei der Firma angestellt war. Das hat einen großen Unterschied gemacht, denn er war nun mein Vorgesetzter. Ich meine, wenn du einen Freund als Vorgesetzten hast, das ist wirklich cool. Ich habe mich dann darauf gefreut zu arbeiten, wenn sie mich dort eingesetzt haben, ich habe mich glücklich und sicher gefühlt.“

(David 2019)

In der wertschätzenden Beschreibung seiner Beziehung zu einem Kollegen verweist David auf die vielen Unterschiede zwischen Menschen, die sich in Integrationskursen wiederfinden und trotz verschiedener Herkunft und Lebensläufe Gemeinsamkeit und Gemeinschaftlichkeit aufrechterhalten können. Selbst als sich die Positionen Davids und seines Kollegen im Arbeitsverhältnis hierarchisieren, kann David sich auf die gewachsene Beziehung verlassen. Dadurch kann er sich eine Sicherheit bewahren, die er an anderen Einsatzorten mit rassistischen Vorgesetzten nicht verspürt. Die fortwährende Differenz wirkt sich nicht nachteilig aus, sondern beide verstehen es, diese für ihre gemeinsame Situation und ihr Wohlbefinden zu nutzen. In David wecken die Arbeitsverhältnisse, die er erfährt, auch politische Forderungen. So empfindet er es als zentral, bei unangemessenen, schlechten oder ungerechten Arbeitsbedingungen kündigen zu können, ohne dafür sozialrechtliche Sanktionen zu erleiden oder als faul abgestempelt zu werden. Er ist, wie er beteuert, nicht gekommen, um „rumzusitzen“, denn er weiß genau, „was ich hier möchte, wofür ich gekommen bin und wovor ich wegrenne“ (David 2019). Davids

Fähigkeit, selbst in von Hierarchie und Spaltung geprägten Kontexten anhaltende, sorgende und solidarische Beziehungen aufzubauen, trägt sein autonomes Vorhaben des Ankommens und Weiterkommens. Autonomie liegt nicht in der Leistung, sich alleine durchzuschlagen, sondern in der Fähigkeit, sich mit anderen zu verbinden und die Realisierung von Plänen und Träumen untereinander zu verknüpfen und zu stützen (Avraham/Kubaczek 2018). Diese Fähigkeit führt schließlich dazu, dass Migration unter widrigen Umständen fortgesetzt wird und Ankommen gemeinsam verhandelt wird.

7. Schlusswort

In den erforschten Ankunftsstädten Berlin und Potsdam wurden seit dem Sommer der Migration urbane Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung ausgeweitet und mit Ressourcen ausgestattet. Dabei spielen die Bedarfe lokaler Arbeitsmärkte eine bedeutsame Rolle, aber auch der sozialrechtliche Aktivierungsdiskurs und -druck. Dieser macht die schnelle Aufnahme von Beschäftigung zu einer Priorität. Die analysierten lokalen Interessen und die darauf ausgerichteten Infrastrukturen können nicht von einem größeren globalen Kontext gelöst werden. Dieser ist geprägt von nationalstaatlichen Regulierungsweisen, globaler Arbeitsteilung und entsprechenden Ungleichheiten und Rassismen. Zwar schaffte die von den Städten Berlin und Potsdam verfolgte Politik mehr Zugänge zum Arbeitsmarkt und zu vermittelnden Infrastrukturen. Diese können aber Prekarität, rassifizierte Arbeitsteilungen und Spaltungen verstärken und verstetigen. Geflüchtete werden vor allem in Mangelbereiche vermittelt, zudem mit wenig Rücksicht auf bestehende Erfahrungen, Kenntnisse oder Wünsche. Gleichzeitig eignen sich Arbeitende und Arbeitssuchende Infrastrukturen der Arbeitsvermittlung im städtischen Raum auf eine Art und Weise an, die Autonomie und Verhandlungsmacht auf dem Arbeitsmarkt sowie in Arbeitsverhältnissen stärken kann. In diesem Sinne erachte ich die von Geflüchteten ausgeübten Infrapolitiken der Ablehnung und Mobilität zwischen Arbeitsverhältnissen und Arbeitslosigkeit als eine Taktik, um ungleiche und prekäre Arbeitsbedingungen zu umgehen und ihnen langfristig zu entkommen. Die Erfahrungen der Vermittlung und des Austauschs, die Erkenntnis des Arbeitskräftemangels und die Erschaffung solidarischer Infrastrukturen und Beziehungen wirken sich auf eine autonome Teilhabe am Arbeitsmarkt aus. Obgleich dies nicht immer zu einer unmittelbaren Verbesserung der individuellen

Kämpfe um Autonomie und Commons des Ankommens

Arbeitssituation führt, verdeutlichen solche Infrapolitiken, die fortwährende Verhandlung und Verweigerung der derzeitigen Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt und in Arbeitsverhältnissen. Diese Infrapolitiken werden durch die kollektiven Bezüge und Beziehungen erleichtert, die in Infrastrukturen der Bildung, Beratung und Vermittlung geschaffen werden und die Geflüchtete sich als Commons des Ankommens aneignen.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Ich bedanke mich bei den Herausgeber*innen, den Gutachter*innen sowie bei Dr. Helge Schwiertz und Jo Gerdes für ihre Kommentare und Verbesserungsvorschläge.
- [2] Meine Arbeit bei der „Fachstelle Migration und Gute Arbeit Brandenburg“ hat zu meinem Forschungszugang und -verständnis beigetragen. Die Fachstelle wird getragen vom Verein Arbeit und Leben e.V. (in Trägerschaft des Deutschen Gewerkschaftsbundes und des Volkshochschulverbandes) und seit 2016 von der Brandenburger Landesregierung gefördert.
- [3] Sämtliche Interviews wurden anonymisiert.
- [4] Seit Inkrafttreten des Integrationsgesetzes im Jahr 2016 unterliegen Asylantragstellende, anerkannte Schutzberechtigte und Geduldete für mindestens drei Jahre der Auflage, am jeweiligen Ort oder zumindest im Bundesland ihres gemeldeten Wohnsitzes zu verbleiben, solange sie Sozialleistungen beziehen. Für in Brandenburg gemeldete Geflüchtete bedeutet dies, dass sie zwar innerhalb von Brandenburg umziehen, aber nicht nach Berlin ziehen dürfen.
- [5] Die Einführung der administrativen Kategorie der Bleibeperspektive 2016, die Asylsuchende nach der Schutzquote ihrer Herkunftsländer unterscheidet, legitimiert die Stratifizierung von Ansprüchen. Eine gute Bleibeperspektive hatten bis 2019 Geflüchtete aus Eritrea, Iran, Irak, Somalia und Syrien. Seitdem gilt dies nur noch für Eritrea und Syrien.
- [6] Die Erteilung von Arbeitserlaubnissen untersteht den Ausländerbehörden und Arbeitsagenturen. Sie wird lokal unterschiedlich umgesetzt und dauert unterschiedlich lange.

Autor_innen

Mouna Maaroufi ist Soziologin. Sie beschäftigt sich mit der Aushandlung von Autonomie in Infrastrukturen der Arbeit und der Migration. Aktuell forscht sie zu lokalen Initiativen in Berlin und Hamburg und zu ihrer Erschaffung von Solidarität sowie intersektionalen und translokalen Verbindungen.
mouna.maaroufi@uni-hamburg.de

Literatur

Alberti, Gabriella (2014): Mobility strategies, „mobility differentials“ and „transnational exit“: The experiences of precarious migrants in London’s hospitality jobs. In: Work, Employment and Society 28/6, 865-881.

- Altenried, Moritz / Bojadžijev, Manuela / Höfler, Leif / Mezzadra, Sandro / Wallis, Mira (2018): Arbeit, Migration und Logistik. Vermittlungsinfrastrukturen nach dem Sommer der Migration. In: *movements* 4/2, 35-55.
- Ambrosini, Maurizio (2021): The urban governance of asylum as a battleground: Policies of exclusion and efforts of inclusion in Italian towns. In: *Geographical Review* 111/2, 187-205.
- Andrijasevic, Rutvica / Sacchetto, Devi (2016): From labour migration to labour mobility? The return of the multinational worker in Europe. In: *Transfer: European Review of Labour and Research* 22/2, 219-231.
- Apostolidis, Paul (2019): *The fight for time. Migrant day laborers and the politics of precarity.* New York: Oxford University Press.
- Avraham, Sheri / Kubaczek, Niki (2018): Die urbanen Undercommons: Autonomie der Migration und Politik der NachbarInnenschaft. In: Heidrun Aigner / Sarah Kumnig (Hg.), *Stadt für alle! Analysen und Aneignungen.* Kritik & Utopie Wien: Mandelbaum, 56-79.
- Berlin – Die Regierende Bürgermeisterin, Senatskanzlei (o. J.): *Solidarity Cities.* <https://www.berlin.de/rbmskzl/politik/internationales/staedtenetze/solidarity-cities/artikel.775077.php> (letzter Zugriff am 7.3.2023).
- Bertelsmann Stiftung (2023): *MySkills.* <https://www.myskills.de> (letzter Zugriff am 7.3.2023).
- Birke, Peter (2022): *Grenzen aus Glas. Arbeit, Rassismus und Kämpfe der Migration in Deutschland.* Wien: Mandelbaum.
- Brenner, Chris (2003): Labour flexibility and regional development: The role of labour market intermediaries. In: *Regional Studies* 37/6-7, 621-633.
- Casas-Cortés, Maribel (2014): A genealogy of precarity: A toolbox for rearticulating fragmented social realities in and out of the workplace. In: *Rethinking Marxism* 26/2, 206-226.
- Cohen, Nir / Fogelman, Tatiana / Lebuhn, Henrik (2022): Making cities through migration industries: Introduction to the special issue. In: *Urban Studies* 59/11, 2161-2178.
- Cranston, Sophie / Schapendonk, Joris / Spaan, Ernst (2018): New directions in exploring the migration industries: Introduction to special Issue. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 44/4, 543-557.
- Genova, Nicholas de / Garelli, Glenda / Tazzioli, Martina (2018): Autonomy of asylum? The autonomy of migration undoing the refugee crisis script. In: *South Atlantic Quarterly* 117/2, 239-265.
- Gutelius, Beth (2015): Disarticulating distribution: Labor segmentation and subcontracting in global logistics. In: *Geoforum* 60, 53-61.
- Gutiérrez Sánchez, Isabel (2022): Infrastructures from below. Self-reproduction and common struggle in and beyond Athens in crisis. In: Angelika Gabauer / Sabine Knierbein / Nir Cohen / Henrik Lebuhn / Kim Trogal / Tihomir Viderman / Tigran Haas (Hg.), *Care and the city: Encounters with urban studies.* New York: Routledge, 151-161.
- Harney, Stefano / Moten, Fred (2013): *The undercommons: Fugitive planning and black study.* Wivenhoe: Minor Compositions.
- Hess, Sabine / Lebuhn, Henrik (2014): Politiken der Bürgerschaft. Zur Forschungsdebatte um Migration, Stadt und Citizenship. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2/3, 11-34.
- Hutta, Jan / Schuster, Nina (2022): Infrastrukturen städtischer Intimität: Einladung zu einem Gedankenspiel. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 97-113.
- Karakayali, Serhat (2018): Volunteers: From solidarity to integration. In: *South Atlantic Quarterly* 117/2, 313-331.
- Karakayali, Serhat / Tsianos, Vassilis S. (2006): Knietief im Antira-Dispo oder: Do you remember capitalism? In: *Grundrisse* 6, 52-61.
- Kelley, Robin D. G. (1994): *Race rebels: Culture, politics, and the black working class.* New York: Free Press.

Kämpfe um Autonomie und Commons des Ankommens

- Kordes, Jan (2019): Anwerbeprogramme in der Pflege: Migrationspolitiken als räumliche Bearbeitungsweise der Krise sozialer Reproduktion. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 49/4, 551-567.
- Kourabas, Veronika (2021): Die Anderen gebrauchen. Bielefeld: transcript.
- Kreichauff, René / Mayer, Margit (2021): Negotiating urban solidarities: Multiple agencies and contested meanings in the making of solidarity cities. In: Urban Geography 42/7, 979-1002.
- Kreichauff, René / Rosenberger, Olivia / Strobel, Paul (2020): The transformative power of urban arrival infrastructures: Berlin's Refugio and Dong Xuan Center. In: Urban Planning 5/3, 44-54.
- Landeshauptstadt Potsdam (o. J.): Städte Sicherer Häfen. Das Bündnis. <https://www.potsdam.de/das-buendnis-0> (letzter Zugriff am 7.3.2023).
- Lambert, Laura / Wilcke, Holger (2015): Die Politik des O-Platzes. (Un-)sichtbare Kämpfe einer Geflüchtetenbewegung. In: movements 1/2, 1-23.
- Maaroufi, Mouna (2020): Zwischen Verwertung und Abwertung von Arbeitsvermögen: Aneignung und Aushandlung von Wissen in Integrationsinfrastrukturen. In: Widersprüche 40, 11-24.
- Marche, Guillaume (2012): Why infrapolitics matters: *Revue française d'études américaines* 131/1, 3-18.
- McDowell, Linda / Batnitzky, Adina / Dyer, Sarah (2008): Internationalization and the spaces of temporary labour: The global assembly of a local workforce. In: *British Journal of Industrial Relations* 46/4, 750-770.
- Meeus, Bruno / Karel Arnaut / Heur, Bas van (2019): *Arrival infrastructures*. Cham: Palgrave Macmillan.
- Mezzadra, Sandro / Neilson, Brett (2013): *Border as Method, or, the Multiplication of Labor*. Duke University Press.
- Neumann, Max E. (2021): *Arbeit, Ausbildung und Integration von Geflüchteten im kommunalen Spiegel: Erfahrungen aus fünf Jahren Pankower Runder Tisch*. Bonn: Friedrich Ebert Stiftung.
- Papadopoulos, Dimitris / Tsianos, Vassilis S. (2013): After citizenship: Autonomy of migration, organisational ontology and mobile commons. In: *Citizenship studies* 17/2, 178-196.
- Rinn, Moritz (2018): Ein Urbanismus der Ungleichheit: „Neue soziale Stadtpolitik“ in Hamburg als Strategie der Verbürgerlichung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 6/1, 9-28.
- Sarbo, Bafta (2022): Rassismus und gesellschaftliche Produktionsverhältnisse. In: Eleonora Roldán Mendivil / Bafta Sarbo (Hg.), *Die Diversität der Ausbeutung: Zur Kritik des herrschenden Antirassismus*. Berlin: Dietz, 37-63.
- Schammann, Hannes / Gluns, Danielle / Heimann, Christiane / Müller, Sandra / Wittchen, Tobias / Younso, Christin / Ziegler, Franziska (2021): Defining and transforming local migration policies: A conceptual approach backed by evidence from Germany. In: *Journal of Ethnic and Migration Studies* 47/13, 2897-2915.
- Schilliger, Sarah (2020): Challenging who counts as a citizen. The infrastructure of solidarity contesting racial profiling in Switzerland. In: *Citizenship Studies* 24/4, 530-547.
- Scott, James C. (2012): Infrapolitics and mobilizations: A response by James C. Scott. In: *Revue Française d'Etudes Américaines* 131/1, 112-117.
- Tsing, Anna (2009): Supply chains and the human condition. In: *Rethinking Marxism*, 21/2, 148-176.
- Xiang, Biao / Lindquist, Johan (2014): Migration infrastructure. In: *International Migration Review* 48/1, 122-148.
- Xiang, Biao / Lindquist, Johan (2018): Postscript: Infrastructuralization. Evolving sociopolitical dynamics in labour migration from Asia. In: *Pacific Affairs* 91/4, 759-773.
- Zechner, Manuela (2022): Childcare commons: Of feminist subversions of community and commune in Barcelona. In: *Ephemera* 22/2, 19-49.

Interviews

Bridge (2017). Interview mit einer Mitarbeiterin des Berliner Bleiberechtsnetzwerks (Bridge) vom 30.10.2017.

David (2019): Interview mit einem Leiharbeiter (ins Deutsche übersetzt) vom 25.1.2019.

Ghassan (2018): Interview mit einem Auszubildenden (ins Deutsche übersetzt) vom 9.8.2018.

Ghiath (2018): Interview mit einem Auszubildenden und Leiharbeiter vom 14.10.2018.

IHK Potsdam (2018): Interview mit einer Ansprechperson der IHK Potsdam vom 29.1.2018.

Jobcenter (2019): Interview mit einer Arbeitsvermittlerin des Jobcenters Berlin-Neukölln vom 15.4.2019.

Lehrkraft (2017): Interview mit einer Lehrkraft der Maßnahme „Perspektiven für Flüchtlinge“ (PerF) für Frauen vom 25.8.2017.

Lehrkraft (2018): Interview mit einer Lehrkraft der Maßnahme „Perspektiven für Flüchtlinge“ (PerF) vom 13.2.2018.

Struggles for autonomy and commons of arrival. Urban infrastructures and infrapolitics of labour brokerage

The article deals with changes in the mediation and negotiation of work since the summer of migration 2015. Based on the examples of Berlin and Potsdam, the increasing diversity and connections of labor market intermediaries such as employment agencies, job centers, education and counseling institutions, and temporary employment agencies are shown. These actors are presented in the form of infrastructures that network and mediate between state, private-sector and civil-society interests. In their functions of extracting information, activating and disciplining job seekers, (im-)mobilizing labor forces, and valuing or devaluing capacities, their intervention has implications for the concretization of local divisions of labor and working conditions. Refugees respond to these transformations with infrapolitics through which they attempt to gain autonomy in the infrastructures of arrival and labor mediation in urban spaces. In this respect, infrastructures of labor market participation are refused or appropriated in many imperceptible ways by workers and job seekers, which can enhance bargaining and mobility power in the labor market. Thus, I argue that mediating infrastructures of work spatially as well as politically become important sites of encounter, exchange, and negotiation, and thus can serve as commons of arrival.

Community als Ware

Eine ethnographische Untersuchung der
„Factory Berlin“ als urbanem Arbeitsort der
Innovationsproduktion

Annekathrin Müller

Der Artikel untersucht die „Factory Berlin“ als Ausdruck eines größeren urban-digitalwirtschaftlichen Diskurszusammenhangs sowie als neuen Arbeitsort im städtischen Raum. Anhand qualitativer Interviews und ethnographischer Beobachtungen arbeite ich heraus, wie das Berliner Unternehmen sich als Antwort auf die Anforderung an Unternehmen zur andauernden Produktion von Innovation als Community-Space generiert und die Serviceleistung einer „kuratierten“ Community anpreist. Das einst nicht-ökonomische Feld der Gemeinschaft wird somit einer ökonomisierten Perspektive unterworfen. Die Factory nutzt darüber hinaus das Image Berlins als einer kreativen und digitalaffinen Umgebung, um ihre Marke zu stärken und um ihre Community glaubwürdiger als innovativ präsentieren zu können.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

„Gegenüber des Görlitzer Parks, an der Grenze zu Berlin-Kreuzberg, findet sich an der Ecke zweier ruhiger Straßen die ‚Factory Berlin‘. Der Park und der Berliner Landwehrkanal, der sich an dieser Stelle verzweigt, schaffen im Juni eine besondere Atmosphäre: Licht flackert durch das grüne Blätterdach, sonnenwarme Steine und Sitzgelegenheiten erstrecken sich entlang des ruhig fließenden Gewässers. Schaut man sich um, so wird an einer Stelle Marihuana verkauft, als wäre es nichts Besonderes, während an anderer Stelle Parkbesucher_innen lesen, Bier trinken, Kinderwagen schaukeln und sich in Gespräche vertieft haben.

Am Rande dieser Zusammenkunft von Wasser, Park, Mensch und Straße ragt der fünfstöckige Bau der ‚Factory‘ empor, aufeinander-gesetzt aus roten Backsteinen, nahezu einen kleinen Straßenblock

ausfüllend. Ich stehe vor dem Gebäude, wo nicht nur zahlreiche Fahrräder oder wie in Eile abgestellte E-Scooter meine Blicke bündeln, sondern auch jene Menschen, die in das Haus ein- und austreten. Die Leute sind jung, zwischen Mitte zwanzig und um die dreißig, leger, aber ordentlich, schick, manchmal stylisch gekleidet. Während ich vorbeilaufe, höre ich Gesprächsfetzen von ‚Benefit‘ oder ‚geschickteste Lösung‘, was allzu gut zu meinen Erwartungen nach Business und Start-ups passt. ‚Factory. The Community of Innovators‘ begrüßt ein Schild vor der Eingangstür.

(Beobachtungsprotokoll, Juni 2019)

Was ich hier beschreibe, ist der zweite Standort der „Factory Berlin“, der 2018 in Berlin-Kreuzberg seinen Betrieb aufnahm. Das Unternehmen war einige Jahre zuvor in Berlin-Mitte gegründet worden, zunächst mit dem Ziel, aus einem Businesspark einen Co-Working-Space zu machen. Mittlerweile hat sich der Fokus im Co-Working auf die Community verlagert und man versteht sich heute als Community-Space. Das bedeutet, dass man Mitglied der Factory werden kann und gegen eine Gebühr Zugang zu Arbeitsräumen und einem digitalen Netzwerk erhält. Heute verfügt das Unternehmen über drei Standorte, davon zwei in Berlin. Der dritte eröffnete im Mai 2021 in Hamburg. 2022 umfasst die Factory-Community über 4.500 Mitglieder aus mehr als 70 Nationen. Neben Einzelmitgliedern sind auch etwa 150 Start-ups und viele größere Konzerne Teil dieser Community (Factory Berlin 2022), wobei es sich beispielsweise um digitalwirtschaftliche Großunternehmen (wie etwa „Google for Startups“) oder Konzerne der Automobilbranche (z. B. „Audi Denkwerkstatt“ oder „Daimler Mobility“) handelt (Beobachtungsprotokoll, Oktober 2019; siehe auch Factory Berlin o. J.). Das Berliner Unternehmen tritt an dieser Stelle als neuer urbaner Arbeitsort in Erscheinung, der eine unternehmenseigene Community zum Geschäftsmodell ausruft.

Um die Mitglieder, die Räumlichkeiten und die Infrastruktur kümmern sich im Unternehmen etwa 80 Mitarbeiter_innen, darunter neun sogenannte Community-Manager_innen. Letztere sollen sicherstellen, dass in der Factory nicht bloß irgendeine Form von Gemeinschaft entsteht, sondern eine „Community of Innovators“, wie das bereits beschriebene Schild vor dem Eingang besagt. Dabei bleibt es seitens des Unternehmens unklar, was diese Gemeinschaft an Innovator_innen genau ausmacht und dennoch wird diese von den Community-Manager_innen kuratiert.

Kuratieren nennt man hier die spezifische Form des Managements. Derweil ist es die Ausrichtung an der Innovation, welche die Factory als (Re-)Produzentin einer größeren zeitgenössischen Diskursformation (Foucault 1988) ausweist. Angeknüpft wird an die Idee, dass Unternehmen in Zukunft nur dann ökonomisch überleben können, wenn sie imstande dazu sind, kontinuierlich Neuerungen und Innovationen hervorzubringen (Staab 2016: 52). Im verdichteten urbanen Kontext kommt es vor diesem Hintergrund zu einem Boom neuer Arbeitsorte und Distrikte, die sich der Förderung von Innovation verschreiben (Clark 2020; Zukin 2020; Rossi/Di Bella 2017). Die Factory wird hier als Beispiel eines solchen Ortes in Berlin untersucht.

Wie tritt die Factory mit dem Leitbild der Innovationsproduktion als Arbeitsort in Erscheinung? Welche Rolle spielt dabei die Idee der Community? Wie versucht sie diese mit Bezug auf eine urbane Umgebung herzustellen? Diesen Fragen gehe ich in diesem Artikel nach. Ich werde zeigen, dass das Unternehmen die Community als Lösung für das Problem des Zwangs zur andauernden Innovationsproduktion präsentiert und zum Kern ihres Geschäftsmodells macht. Die Community wird dabei zum kommodifizierten Produkt. Da die Factory ihren Mitgliedern keine direkten Handlungsanweisungen geben kann, greift sie hierfür auf indirekte Techniken und Strategien zurück – diese werden als Kuratieren bezeichnet – die zur Herausbildung einer Innovationscommunity beitragen sollen. Eine dieser Strategien orientiert sich an der urbanen Umgebung. Das Unternehmen glaubt, von einer Nähe zu kreativen und digitalwirtschaftlichen Akteur_innen im städtischen Raum sowie einem dazugehörigen Image einer als kreativ geltenden Stadt profitieren zu können.

Der Artikel argumentiert in drei Schritten: In Abschnitt 2 verorte ich im ersten Schritt die Factory in einem größeren zeitgenössischen urban-digitalwirtschaftlichen Diskurszusammenhang. Dieser verdeutlicht, dass es sich beim Berliner Unternehmen nicht um ein singuläres Phänomen, sondern um den Ausdruck einer übergeordneten Entwicklung handelt. In Abschnitt 3 untersuche ich die Factory als konkretes Beispiel einer neuen Arbeitsstätte. Anhand meines empirischen Materials arbeite ich heraus, wie sich das Unternehmen zum Community-Space entwickelt und die Community als zentrales ökonomisches Produkt ausbildet. Im letzten Schritt gehe ich in Abschnitt 4 schließlich exemplarisch auf eine Technik des Kuratierens ein. Es geht um das Ziel der Factory, die Community

mit einer kreativ und digitalwirtschaftlich gelesenen Umgebung zu verflechten.

Die hier diskutierten Überlegungen basieren auf qualitativen Daten, die ich durch Expert_inneninterviews, teilnehmende Beobachtungen und eine Analyse von Websites und Textdokumenten (wie Presseerklärungen) gewonnen habe. Die Selbstpräsentationen des Unternehmens und insbesondere Interviews mit den fünf Community-Manager_innen Florence, Finn, Fiona, Frieda, Felix sowie dem inzwischen ausgestiegenen Mitgründer Florian liefern mir umfassende Einblicke.[1] Anhand dieser rekonstruiere ich die Denkweisen, Problemdiagnosen und -lösungsansätze der Factory und verorte sie in einer größeren Diskursformation (Faust 2019: 14; Foucault 1988). Ich bin selbst Mitglied der Factory geworden und habe von August 2019 bis Februar 2020 mehrere Wochen analog im Feld verbracht. Daneben habe ich auch die digitale Kommunikation der Factory erkundet.[2] Meine Anwesenheit vor Ort ermöglichte es mir nicht nur, informelle Gespräche zu führen, sondern auch durch teilnehmende Beobachtung das Nichtgeäußerte und Nichtsprachliche der Community in den Blick zu nehmen. Damit kann ich das Gebäude, das Innendesign und die Einbettung in die lokale Umgebung als Bezugsfelder der Factory für ihre Community besser erfassen (Breidenstein et al. 2013: 7).

2. Die Factory als Teil eines digitalwirtschaftlichen Urbanismus

Die Factory kann als Beispiel für einen weltweiten Trend in vielen Metropolen begriffen werden, der sich darin ausdrückt, dass immer mehr Räume für flexible Arbeitsarrangements sowie unternehmerische Verhaltenspraxen zum Zwecke von Digitalisierung und Innovation entstehen. Die internationale Stadtforschung beschäftigt sich damit etwa unter verschiedenen Schlagworten: Ugo Rossi und Arturo di Bella (2017) betrachten den „Start-up-Urbanismus“, Sharon Zukin (2020) den „Innovationskomplex“ und Jennifer Clark (2020) die „Smart City“. Da alle drei Konzeptionalisierungen große Übereinstimmungen aufweisen, werden sie hier im Begriff des digitalwirtschaftlichen Urbanismus zusammengeführt und die Berliner Factory darin verortet.

Alle genannten Autor_innen richten ihren Blick auf einen urbanen Wandel, in dem Technik, Innovation und „entrepreneuriale“[3] Verhaltensweisen als Strategien im Vordergrund stehen. Unter dem Stichwort der *new urban entrepreneurship* verhandelt Clark dabei eine Entwicklung, in der Städte nicht nur als Vermarkterinnen ihrer selbst

mit anderen Städten in Konkurrenz um qualifizierte Arbeitskräfte, Ressourcen und Produktion treten, sondern sich auch vermehrt an innovativer Produktion ausrichten (2020: 95, 99). Clark identifiziert verschiedene Dimensionen von *urban entrepreneurs*: Neben den Städten verweist sie auf eine „Form des individualisierten städtischen Unternehmertums, das an Prozesse einer Arbeitsflexibilität der letzten vierzig Jahre anknüpft und sie verräumlicht“ (ebd.: 96, Übers. d. A.). Auch Zukin macht eine umfassende urbane Innovationsorientierung aus und findet diese bei so unterschiedlichen Akteur_innen wie Einzelpersonen, Start-ups, Unternehmen, der Politik oder städtischer Verwaltungen vor. Sie wählt hierfür die Bezeichnung „Innovationskomplex“ (Zukin 2020: vii ff.). Ähnlich wie beim Paradigma der kreativen Stadt (Florida 2012, 2002) konkurrieren auch diesem Konzept zufolge Städte mit einer möglichst guten Lebensqualität um die besten Talente. Anders als im urbanen Kreativkonzept von Florida orientiert sich diese Konkurrenz jedoch nicht mehr am weiten Verständnis einer kreativen Klasse, sondern an Akteur_innen der Digital- und Start-up-Wirtschaft sowie der Innovationsentwicklung. Dies markiert Zukin (2020: 153) zufolge einen Paradigmenwechsel von der kreativen zur innovativen Stadt. Clark und Zukin führen als Beispiele für solche Produktionsorte von Innovationen neben Inkubatoren und Acceleratoren auch Co-Working-Spaces an (Clark 2020: 115; Zukin 2020: 4 ff.).

Die Factory Berlin kann als Verkörperung eines solchen Arbeitsortes in einer Smart City oder einem Innovationskomplex gelesen werden. Alle Tätigkeiten, die im Community-Space der Factory stattfinden, sollen dem Leitbild der Innovation zugeordnet werden können – so der Wunsch des Unternehmens. Angestrebt wird eine Community von Innovator_innen. Auch soll Raum für möglichst flexible Arbeitsarrangements geschaffen werden – so ein weiteres Anliegen der Factory, etwa indem sie ihren Mitgliedern weitgehend flexible Nutzungsmöglichkeiten in Aussicht stellt. Dabei zeichnet sich ein Shift vom Leitbild der Kreativität hin zu dem der Innovation ab. Dies ist zumindest in Form einer Fokussierung auf digitalwirtschaftliche Akteur_innen der Fall. Die Orientierung an der Kreativität scheint allerdings – wie sich noch zeigen wird – weniger abgelöst zu werden, als sich zu verschieben.

Während der Begriff der Innovation zunächst nichts Neues zu implizieren scheint – mit innovativen Entwicklungen beschäftigt man sich ökonomisch schon lange (Schumpeter 2005) – findet er in der aktuellen

Variante vor allem im Sinne digitaler Innovationen und Techinnovationen Verbreitung. Im digitalwirtschaftlichen Feld kristallisiert sich ein Fokus auf disruptive Neuerungen heraus. Damit sind Innovationen gemeint, die nicht mehr nur inkrementelle Verbesserungen darstellen, sondern imstande sind, Märkte komplett umzukrempeln (Staab 2016: 45).

Mit ihrem Begriff des „Start-up-Urbanismus“ erfassen Rossi und Di Bella (2017: 2, Übers. d. A.) den Prozess einer weltweiten Orientierung von Städten an diesen technologieintensiven Ökonomien. Letztere haben vor allem im Zuge des Techbooms Ende der späten 2000er Jahre und seit der Finanzkrise 2008 Aufwind erfahren. Dabei erläutern Rossi und Di Bella auch die Funktion von Städten als zentrale Orte des Wissens sowie einer offenen Innovation: Innovation findet ihren Weg raus aus den klassischen Forschungs- und Entwicklungsabteilungen von Unternehmen und hinein in eine innovative Umgebung diverser Akteur_innen (ebd.: 44 ff.). Neue Produktions- und Arbeitsstätten entstehen. Als Treiber dieser urbanen Entwicklungen und der damit einhergehenden Verdichtung innovativer Orte in innerstädtischen Bezirken machen die Forscher_innen einen Diskurs über räumliche Nähe und Spillover-Effekte aus (Clark 2020: 114; Rossi 2017: 44). Städte gelten hierbei an sich als innovationsförderliche Orte der Nähe, Dichtheit und Diversität (Zukin 2021: 8 ff.).

Es ist unerheblich, ob die urbane Nähe tatsächlich zu Interaktion und Kollaboration und somit zu neuen Ideen führt, solange dieser Zuschreibung Glauben geschenkt wird. Auch die Factory scheint dieses Konzept der Nähe nicht zu hinterfragen, sondern vor allem dessen Zugkraft zu folgen. Als Ort, der an Innovation orientiert ist und als Raum für flexible Arbeitsarrangements, tritt die Factory als Akteurin eines größeren Diskurszusammenhangs auf, als Teil eines digitalwirtschaftlichen Urbanismus. Vor diesem Hintergrund diskutiere ich das Berliner Unternehmen im Folgenden als neuen Arbeitsort mit einer funktionalen Perspektive auf die Herstellung einer Community zum Zwecke der Innovationsproduktion.

3. Neue Arbeitsstätten: Vom Co-Working zum Community-Space

„Da gab es ja einfach einen Haufen Vorreiter, Sankt Oberholz[4] und so weiter, die das schon gemacht haben, aber die Factory hätte es damals als erster auf großem Niveau machen können. Wobei auch das wieder so ein bisschen Quatsch ist, weil es gibt zum Beispiel ja so was wie Regus[5], was seit Jahrzehnten so was wie Co-Working

Community als Ware

anbietet, es aber nicht so nennt oder ganz anders vermarktet [...] und da [gab es] gar nicht dieses Gefühl von: ‚Ja, hier wird Innovation betrieben‘, sondern das ist halt mein ‚Office to go‘ sozusagen, das ist aber noch so vom Feeling irgendwie so ‚Windows 95‘, [...] und das, was die Factory gemacht hat, dann eher so trendy, fresh, neu, hip, teuer und alles verschmilzt und bla.“

(Interview Florian: 11)

Die Aussagen darüber, was andere „gemacht“ haben oder die Factory hätte „machen können“, bezieht sich auf die Arbeitsform des Co-Workings. Anhand der drei genannten Beispielsorte – Regus, Sankt Oberholz und Factory – illustriert Mitbegründer Florian, inwiefern das Modell der Factory über ein bloßes Nebeneinander-Arbeiten hinausweist und sich an ökonomischer Innovation ausrichtet. Im Folgenden bespreche ich, wie sich die Factory zum Arbeitsort der Innovation entwickelt und wie sie dabei ihre Community zu einem ökonomischen Produkt ausgestaltet. Es wird sich zeigen, dass das Berliner Unternehmen nicht nur bemüht ist, eine Community in Wert zu setzen, sondern diese auch herstellt, anreizt, führt und mit „weichen“ Mitteln steuert, was mit besonderen Herausforderungen verbunden ist.

Die Factory wurde zunächst als Co-Working-Space gegründet, also als ein Arbeitsort, an dem Raumressourcen geteilt und flexibel nebeneinander gearbeitet wurde (Merkel 2015: 121 ff.). Der erste Co-Working-Space sei im Jahr 2005 auf Initiative des Open-Source-Anhängers Brad Neuberg in San Francisco entstanden, der damit das Ziel verfolgt habe, einen alternativen Arbeitsort jenseits klassischer Unternehmensstrukturen zu gestalten (Spinuzzi et al. 2019: 4). Heute sind Co-Working-Spaces in Großstädten ein längst verbreitetes Phänomen. Viele dieser Arbeitsorte würden sich dabei immer noch in der Open-Source-Bewegung und jenseits kapitalistischer Verhältnisse verorten. Großgeschrieben würden Werte wie Kollaboration, Offenheit, Gemeinschaft, Zugänglichkeit und Nachhaltigkeit. Verschriftlicht finde sich dies im sogenannten „Coworking Manifesto“ von 2014, dem sich viele der Orte freiwillig verpflichteten (Coworking wiki 2020; Merkel 2017: 35). Das Soziale und Gemeinschaftliche ist also fest in der Co-Working-Kultur verankert. Insofern ist auch das Konzept der Community in der Co-Working-Landschaft nicht neu (Spinuzzi 2012; Butcher 2016; Spinuzzi et al. 2019).

Was sich mittlerweile aber verändert zu haben scheint, ist die Ökonomisierung des Anliegens. So seien inzwischen die meisten Co-Working-Spaces kommerziell ausgerichtet (de Peuter/Cohen/Saraco 2017: 6). Während also in den frühen Jahren des Co-Workings vor allem Aspekte des Empowerments, der Kollektivität und der Alternative zur kapitalistischen Ökonomie eine wichtige Rolle spielten, macht die kritische Co-Working-Forschung etwa zehn Jahre später auf den Zusammenhang zwischen einer unsicherer werdenden Arbeitswelt und einer Verbreitung der neuen Arbeitsstätten aufmerksam. Vor allem seit der Finanzkrise 2007/2008 sowie der damit einhergehenden Rezession und Prekarisierung von Arbeit sei es zu einem Boom gekommen (de Peuter/Cohen/Saraco 2017: 2; Gandini 2015: 193). Der Co-Working-Forscher Tim Butcher macht insofern auch eine Ungleichzeitigkeit und einen immanenten Widerspruch der Entwicklung aus: Während einige Menschen mit Co-Working-Spaces weiterhin die Möglichkeit einer Emanzipation von konventionellen Organisationen verbänden, versuchten andere, aus dem Gemeinschaftsaspekt vor Ort Kapital zu schlagen (Butcher 2016: 4; siehe auch Rief/Stiefel/Weiss 2016). Letzteres trifft auch auf die Factory zu.

Laut Mitbegründer Florian kam die Anregung, einen Co-Working-Space zu eröffnen, vom Besitzer der Immobilie. Nach verschiedenen Anlaufschwierigkeiten sei das Vorhaben schließlich geglückt.[6] Damals – so erzählt er mir – waren vor Ort vor allem Freelancer_innen, Selbstständige und kleine Start-ups zwischen zwei und zehn Personen anzutreffen. Diese suchten vor allem einen Arbeitsplatz, jedoch nicht unbedingt Kontakt oder Interaktion. Anders als heute – mittlerweile verfügt die Factory über einen aufwendigen Bewerbungsprozess – habe man sich zu dieser Zeit die Bewerber_innen auch nur kurz und sporadisch angeguckt. Das Gebäude sei zwar immer ausgebucht, aber ständig leer gewesen. Das wurde als Problem wahrgenommen, denn man wollte „ja eine inhaltliche Vision umsetzen, [...] wo Innovation stattfindet“. Es habe ein bestimmter *vibe* gefehlt, weswegen man das Konzept nochmals verändert habe. In diesem Zusammenhang wurde auch medienwirksam die Botschaft „Coworking is dead“ verkündet (Interview Florian: 11, 13). Die Community-Managerin Frieda beschreibt die Entwicklung mit folgenden Worten:

„Erst war es [Factory] ein Co-Working-Space mit Fokus auf Community und jetzt ist es eine Community, die auch einen Arbeitsplatz bietet für Leute.“

(Interview Frieda: 8)

Seither funktioniert das Berliner Unternehmen wie ein *membership club* (Interview Florian: 9), das heißt über ein Mitgliedermodell, bei dem das Netzwerken und die Kollaboration im Vordergrund stehen: „Die Factory strebt vor allem nach Connections, nach Community und kreativer Zusammenarbeit“, erzählt Mitarbeiter Finn (Interview Finn: 6). Ein entscheidender Unterschied sei, dass nun nicht mehr nur Freelancer_innen und kleine Start-ups anwesend seien, sondern auch große Unternehmen und Konzerne. Großunternehmen zahlten dabei „deutlich viel mehr Geld [als andere], damit sie in der Factory sein können“ (Interview Finn: 5). Die Community in der Factory umfasst also unterschiedliche ökonomische Akteur_innen.

Aber was versteht die Factory eigentlich unter einer Community? Obwohl das Unternehmen den Begriff ubiquitär verwendet, sucht man vergeblich nach einer eigenen Definition. Vielmehr präsentiert es ein Wissen, das die Idee einer Community unmittelbar mit Kreativität und Innovation verknüpft. Das scheint die Gemeinschaftserzählungen der frühen Co-Working-Spaces – mit den erwähnten Werten gemeinschaftlicher Arbeit und kreativer Spielräume – aufzugreifen. Zugleich spiegelt sich darin aber auch ein Narrativ wieder, das Matthias Stuhr (2010) veranlasste, in seiner Dissertation über den *Mythos der New Economy* der späten 1990er Jahre zu schreiben und im Zusammenhang mit gemeinschaftlichem Arbeiten von einer „Produktionsfamilie“ zu sprechen (ebd.: 189). Diese habe sich in den damaligen Start-ups herausgebildet, als Antwort auf ein emotionales und soziales Bedürfnis von Mitarbeiter_innen, das in traditionellen Arbeitsverhältnissen nicht befriedigt wurde. Orientiert am Vorbild von Künstler_innen sollte diese Arbeitsform nicht nur kreative und kommunikative, sondern auch soziale und emotionale Elemente beinhalten (ebd.: 186). Diese Vorstellungen von Arbeit finden sich durch die Factory aufgegriffen.[7] Indem es seine Mitglieder als Community bezeichnet, dockt das Unternehmen an mythische Erzählungen der frühen *new economy* an.

Zugleich verwenden aber auch Wissenschaftler_innen den Begriff Community, um das zu benennen, was an neuen Orten wie

Co-Working-Spaces, Hackerspaces, Makerspaces, Acceleratoren oder Inkubatoren auftritt. Als Hackerspace gilt gemeinhin ein Ort, an dem sich Leute zum Hacken einfinden. Ein Makerspace greift die Idee des Co-Workings auf, ist aber projektzentrierter. Ein Accelerator ist wiederum ein Programm oder eine Institution, das oder die Start-ups konkret zu einer schnellen Entwicklung verhelfen will (Business Insider 2019a). Ein Inkubator unterstützt allgemein bei der Existenzgründung (Business Insider 2019b). Für all diese unterschiedlichen Orte und Konzepte, die in Hinblick auf Innovationsorientierung, Digitalwirtschaft und Gemeinschaft große Gemeinsamkeiten aufweisen, prägt Suntje Schmidt (2019: 3) den Oberbegriff „open creative lab“. Die Factory weist verschiedene Charakteristika dieser genannten Orte auf oder beherbergt diese als Elemente in ihrer Community. Daher ordne ich sie diesem Überbegriff *open creative lab* zu. Auch diese Zuordnung macht deutlich, dass es sich bei der Factory nicht um einen Einzelfall handelt. Dasselbe gilt für die Ausrichtung an einer Community, die Schmidt und Verena Brinks (2017: 291) als eine Gemeinsamkeit all dieser Orte herausstellen.

Die Forschung knüpft Schmidt (2019: 5) zufolge im Kontext von *open creative labs* oft an das Konzept von *communities of practices* von Jean Lave und Etienne Wenger (1991) an, um Communitys als Kollektivität von Individuen zu fassen, die ein gemeinsames Anliegen teilen. Alternativ bezögen sich Forscher_innen auf Wissenscommunitys, um das existierende Gemeinschaftliche zu fassen (Schmidt 2019: 5). Der Begriff Community findet also auch in der Wissenschaft Anwendung. Laut Schmidt und Brinks (2017: 291) erfuhre er im digitalen Zeitalter eine Art Wiederbelebung, allerdings mit veränderter Bedeutung: Er bezeichne nicht mehr eng-verknüpfte soziale Konstellationen von Menschen, sondern einen Bezugsrahmen für unterschiedliche Menschen mit ähnlichen Praktiken. Auch die Community in der Factory kann so verstanden werden, dass sie sich über Praktiken konstituiert. Allerdings geht es mir in diesem Artikel nicht um eine möglichst passende Beschreibung der Community des Berliner Unternehmens. Stattdessen möchte ich zeigen, wie die Community hier ins Zentrum des eigenen wirtschaftlichen Interesses gerückt wird – auch wenn die tatsächliche Vorstellung, was diese genau ausmacht, diffus bleibt.

Wenn also die Factory die Community in den Mittelpunkt ihres Geschäftsmodells rückt, dann mag zwar der Begriff definitorisch unbestimmt bleiben. Dennoch stellt die Community das Resultat aller

möglichen Anstrengungen des Unternehmens dar. Die Community-Managerin Florence erklärt mir, „das Besondere an der Factory“ sei, dass „unsere Kund_innen auch unser Produkt sind“. Die „Menschen, die in die Factory kommen, [sind] im Grunde das, was wir an alle anderen [...] verkaufen. Also die Community ist wirklich unser Kerngeschäft“ (Interview Florence: 50). Die Factory stellt auch ihre Gebäude sowie Infrastruktur zur Verfügung – aber das gewisse Extra, die *vibes* und die Gelegenheit für Innovation und Interaktion entstünden erst durch die Community. Profitieren sollen davon auch die Konzerne und großen Unternehmen, die viel Geld für den Zutritt zur Factory zahlten. Deswegen müsse man dafür Sorge tragen, dass diese auch wirklich großen Nutzen aus der Community ziehen könnten, so Florence (ebd.: 36). Auch ihr Kollege Finn betont, die Community müsse „funktionieren, sonst bricht das gesamte Businessmodell zusammen“ (Interview Finn: 12). Florence erläutert zudem: „Natürlich streben wir danach, eines Tages ein Full-Profit-Unternehmen zu sein“ (Interview Florence: 70). Die Factory wird hier also als ein gewinnorientiertes Unternehmen präsentiert, das einerseits auf die Werte der Co-Working-Bewegung Bezug nimmt und andererseits ein Geschäftsmodell verfolgt, das die Community als Ware ökonomisiert und unter anderem großen Konzernen als Dienstleistung anbietet.

Auf diese Weise wird die Community auch zu einem Objekt kontinuierlicher Regulierungsanstrengungen.[8] Damit werden Fragen der Kalkulierbarkeit relevant. Dementsprechend versucht die Factory, nicht nur eine zufällige Ansammlung von Menschen in Wert zu setzen, sondern diese ihren eigenen Vorstellungen einer „Community of Innovators“ entsprechend zusammenzubringen. Das Berliner Unternehmen beschränkt sich dabei auf eine passive Rolle: Es spricht von sich selbst als „Community Plattform“ (Factory Berlin 2020, 2018; Interview Florian: 85) und betont die Begrenzung des eigenen Serviceangebots auf ein Minimum. Auch Anfragen von Mitgliedern nach unmittelbarer Unterstützung für eigene Projekte liefen ins Leere, so Community-Managerin Clara: „Wir machen keine der spezifischen Dinge, die mit dem Business der Leute zu tun haben.“ (Interview Clara: 25). Stattdessen gehe es der Factory darum, einen Raum zu schaffen und „eine Verknüpfung herzustellen, die vorher nicht stattgefunden hat und die [sich] auf der Plattform der Factory jetzt als Erfolgsgeschichte“ ereignen kann (Interview Florian: 85). Florian vergleicht das Unternehmen metaphorisch mit einem Theater: „Wir stellen einfach die Bühne zur Verfügung, auf der die Community stattfinden

kann“ (Interview Florian: 71). Auch darin kommt der Plattformcharakter des Unternehmens zum Ausdruck.

Die Betrachtung der Factory als Plattform erscheint mir angemessen. Das Unternehmen verfügt über einen im Verhältnis zur Zahl der Mitglieder vergleichsweise kleinen Stab an Mitarbeiter_innen. Diese kümmern sich um den Erhalt der Infrastruktur und die Betreuung der Mitglieder. Das eigentliche Serviceangebot in Form der Community wird aber durch die Vielfalt der Mitglieder bestimmt. Insofern nimmt die Factory eher eine Vermittlungsposition ein, als selber Ressourcen zur Verfügung zu stellen. Allerdings ist das Unternehmen durchaus bestrebt, über eine neutrale Positionierung hinaus zu wirken: Neben der reinen Vermittlung, die „Leute mit den richtigen Leuten“ zusammenzubringen (Interview Fiona: 25), sollen auch anregende Räume, Reize und Gelegenheiten für Innovation geschaffen werden. Die Rolle der Factory changiert also zwischen passiver Vermittlungsstruktur und aktiver Anregung.

Um diese besondere Organisationsform einer intervenierenden Plattform begrifflich zu fassen, beziehe ich mich auf das Konzept der Intermediäre, das Janet Merkel und Lech Suwala (2021) im Zusammenhang mit kreativen und innovativen Arbeitsorten wie Co-Working-Spaces oder Inkubatoren verwenden. Ähnlich wie Schmidt und Brinks befassen sich Merkel und Suwala mit den neuen kreativen Arbeitsstätten – und zwar auf Grundlage empirischer Forschung in Berlin. Allerdings legen Merkel und Suwala ihren Schwerpunkt auf die Organisationsstruktur dieser Orte. Diese sei maßgeblich vermittelnd angelegt, gehe aber zugleich darüber hinaus: Eine wesentliche Funktion von Intermediären sei es, soziale und ökonomische Beziehungen hervorzubringen sowie eine Arbeitsatmosphäre herzustellen, die Interaktion, Kollaboration und Wissensaustausch anregt (ebd.: 57). Die Rolle der vermeintlich passiven Vermittlung umfasst also auch aktive Komponenten des Einwirkens auf Verhaltensweisen.

Dabei kommt es zu spezifischen Strategien der Verhaltenssteuerung. Schmidt (2019: 11) weist im Zusammenhang mit *open creative labs* auf eine Besonderheit der Organisationsform hin, die mit einer Praxis des Managens ohne klassische Verwaltungsstrukturen einhergeht. In ähnlicher Weise widmen sich auch Merkel und Suwala den Managementtechniken von Intermediären (2021). Diese verfolgten oftmals eine sozialräumliche Strategie, die auf das Kreieren von Räumen,

Situationen und affektiven Arbeitsatmosphären abziele – ein Vorgehen, das von den Autor_innen als Kuratieren bezeichnet wird. Dies weist über ein bloßes Managen hinaus und bezeichnet vielfältige Praktiken, mit denen Co-Working-Spaces zu kreativen Räumen werden sollen (ebd.: 57 ff.). Mit dem Begriff des Kuratierens wird insofern eine einst im kulturellen Feld entstandene Kulturtechnik aufgegriffen. Ursprünglich aus dem Kunst- und Kulturbereich kommend, beschreibt Kuratieren eine zusammenhangstiftende Tätigkeit des Auswählens, Zusammenstellens und Präsentierens. Dieser Praxis wird schon länger ein Wandern in andere, vor allem digitale Felder attestiert (Weber/Ziemer 2023: 63 ff., 77). Auch in der Factory bezeichnet Kuratieren eine Praxis, die eine umfassende Form von Verhaltenssteuerung anstrebt und vielfältige Strategien des Herstellens einer Innovationscommunity umfasst.

Das Berliner Unternehmen kuratiert also, weil es ohne klassische administrative Strukturen agiert und kaum Handlungsvorschriften machen kann – ihm fehlen die Weisungsbefugnis und die Sanktionierungsmacht eines klassischen Arbeitgebers. Deshalb sucht die Factory nach Wegen der indirekten Einflussnahme, etwa durch eine sorgfältig und anregend gestaltete Arbeitsumgebung, durch die bedachte Auswahl und Komposition der Community oder durch eine Vielzahl von Events und sozialen Anlässen wie sogenannten *meetups* oder Hackathons (Factory Berlin 2022; Interview Florian: 17, 65 ff.). Im nächsten Textabschnitt möchte ich exemplarisch auf eine Technik des Kuratierens der Factory eingehen, die ich bei der Analyse meines empirischen Materials herausgearbeitet habe. Diese bezieht sich auf die städtische Umgebung.

4. Umgebung als Technik des Kuratierens: Die Platzierung in der digitalwirtschaftlichen Stadt

„Ich denke die Marke ‚Factory‘ selbst ist sehr eng an Berlin gebunden. Und ich denke auch, [...] Berlin bringt ein hohes Maß an internationalen und aufgeschlossenen Menschen mit sich. Als Stadt zieht es Talente an und so kommen Leute allein der Stadt wegen nach Berlin und finden erst in zweiter Linie einen Job. Man hat also eine ganze Menge an Leuten aus der ganzen Welt, die von der Kulturszene der Stadt angezogen werden, oder von irgendeinem *vibe* in der Stadt.“

(Interview Florence: 58)

Diese Äußerung der Community-Managerin der Factory zeugt von der Bedeutsamkeit des urbanen Kontexts der Stadt Berlin für das Unternehmen. Gemeinhin besitzt Berlin die Reputation einer „hippen“ Stadt (Manske 2016: 256). Die Factory baut auf dieses Verständnis auf und will „sich von der Stadt selbst inspirieren lassen“ (Interview Fiona: 68). Neben der Inspiration geht es jedoch auch um einen Prozess semantischer Filterung: Das Unternehmen stützt sich auf bestimmte Erzählungen über die Metropole, während es andere Realitäten der Stadt ausblendet – etwa die unmittelbare Nachbar_innenschaft oder andere Teile der kreativen Szene. Wenn die Factory also unter Bezugnahmen auf den urbanen Raum ihre Community herstellt, etabliert sie zugleich Ausschlussprozesse, die den einstigen Co-Working-Werten von Offenheit und Zugänglichkeit entgegenstehen.

Die Verflechtung der Factory mit Berlin zeigt sich bereits am Beispiel der Namensgebung. So wird mir erzählt, dass sich das Unternehmen vor einiger Zeit von „Factory“ in „Factory Berlin“ umbenannte. Der Namenswandel solle unterstreichen, „wo wir herkommen und auch sehr prägt, was die Factory ist“ (Interview Felix: 50). Mehrere Passagen in meinen Interviews deuten darauf hin, dass hierbei vor allem die Vorstellung ausschlaggebend war, dass Berlin sich durch ein besonderes, kreatives Potenzial auszeichnet. Community-Managerin Florence sagt in diesem Zusammenhang, Berlin sei „eine kreative Stadt, in der so viele coole Dinge passieren“ (Interview Florence: 58). Diese Seite von Berlin erweise der „Marke, unserem Unternehmen und unserer Community einen großen Dienst“ (ebd.). Das Wissen um die kreative Stadt Berlin setzen die Interviewten meist als allgemeingültig voraus. Das ist nicht überraschend, existiert doch der Ruf Berlins als Stadt der Künstler_innen nicht erst seit gestern. Seit dem 19. Jahrhundert galt die Metropole immer wieder als Sammelbecken für Kreative aus der ganzen Welt (Manske 2016: 221). Seit Beginn der 2000er Jahre wird die Hauptstadt auch explizit als kreative Stadt vermarktet (Colomb 2012).

Für den Standort der Factory ist dieses Image ausschlaggebend, ansonsten könne das Unternehmen laut Florian „ja in Dessau stehen oder so“ (Interview Florian: 167). Er erzählt weiter, dass es eben Städte wie Berlin seien, in denen „soziale Regeln das erste Mal aus den Angeln gehoben“ würden. Er unterstreicht die Pionierfunktion der Stadt, denn „irgendwann tanzen dann halt auch in anderen Städten ältere Leute zu Techno, aber [...] ich glaube, dass es halt in einer Stadt wie Berlin eher

passiert“ (ebd.). Die Factory bindet sich in diesen Äußerungen explizit an die Zugkraft eines kreativen Pionierprestiges und platziert sich in Orientierung daran im urbanen Raum. Weder die Außenpräsentation der Factory noch die von mir interviewten Community-Manager_innen erläutern jedoch genauer, was man sich davon verspricht.

An dieser Stelle möchte ich darauf hinweisen, dass die Bezugnahme auf die kreative Stadt eigentlich eine Bezugnahme auf die digitalwirtschaftliche Stadt ist. So spricht die Factory zwar immer wieder von einer kreativen Community, benennt zugleich aber einen Unterschied zwischen Start-up-Pionier_innen und klassischen Kreativen, wie etwa Künstler_innen. Bislang sei es noch „kaum [zu] Kooperation der Start-ups mit der Kreativen Szene in der Stadt“ gekommen (Factory Berlin 2016a). Dabei sei Berlin „eine so kreative Stadt, wir wären dumm, wenn wir keine Programme für Kreative machen würden“, erläutert eine Mitarbeiterin (Interview Florence: 50). Implizit heißt das, dass klassische Kreative erst noch in die eigene Community integriert werden müssten. Bislang beherbergt die Factory vornehmlich digitalwirtschaftliche Akteur_innen. Das zeigt auch ihre Selbstbeschreibung als „tech“, „digital“ oder „tech community“ (Factory Berlin 2020, 2020). Der eigentliche Fokus der Factory liegt also auf der Digitalwirtschaft.

In diesem Sinne knüpft das Unternehmen vor allem an die Erzählung einer Erfolgsgeschichte von Berlin als Start-up-Metropole an. In der medialen Debatte wird die Hauptstadt immer wieder in den Top 10 globaler Start-up-Orte gelistet. Sie gilt als digitalwirtschaftliches Zentrum mit ausgeprägter Gründungskultur (Bundesverband Deutsche Startups 2020: 12 ff.). Die Stadt übe, so der Startup Monitor Berlin, weltweit eine Anziehungskraft auf talentierte Entrepreneur_innen aus. Seit einigen Jahren habe der Digitalektor zu Wachstum und zusätzlichen Arbeitsplätzen geführt (ebd.: 7 ff.; Bundesverband Deutsche Startups 2021). Auch der Berliner Senat betont die große ökonomische Bedeutung der Digitalwirtschaft (SenWi 2018, 2021, 2022). Die Factory scheint dem beizupflichten.

Das Berliner Unternehmen affirmiert also das Bild einer digitalwirtschaftlichen Stadt und möchte von der räumlichen Nähe zu dieser profitieren. Anlässlich der Eröffnung des Standorts am Görlitzer Park erklärt es Berlin zum wichtigsten Innovationsstandort außerhalb des Silicon Valleys (Factory Berlin 2016b). Dabei zeigt man sich überzeugt davon, selbst dazu beizutragen, Start-ups, Konzerne und Mittelstand

zusammenzubringen, um gemeinsam die digitale Welt der Zukunft zu formen (Factory Berlin 2016b). Auch wenn Mitarbeiter_innen des Unternehmens die Pionierposition des Silicon Valleys letztlich nicht infrage stellen, heben sie in den Interviews immer wieder die Vorteile Berlins hervor. Hier gehe es „verspielter“ zu als etwa im Silicon Valley oder in London und es sei „nicht so extrem abgedreht wie manchmal woanders“, aber „gleichzeitig doch sehr Berlin und Partys und kreativ und irgendwie neue Arten des Denkens und Ausprobierens“ (Interview Frieda: 102). Dabei verspricht sich das Unternehmen von der Nähe zu einer städtischen Techcommunity offenbar, dass diese sich auch im eigenen Haus widerspiegelt. Mitarbeiter_innen gehen einfach davon aus, dass sich die „größeren Dynamiken des Start-up-Ökosystems in Berlin“ in der Factory wiederfinden (Interview Finn: 91). Mit der Platzierung in einer Stadt, der eine rege Start-up-Szene nachgesagt wird, erhofft sich die Factory also Vorteile für Image und Markenbildung sowie Zugang zu digitalwirtschaftlichen Akteur_innen.

Der Fokus auf die Kreativen in der Stadt entpuppt sich bei genauerer Betrachtung als Fokus auf die Akteur_innen der Digitalwirtschaft. Darin kommt eine Verengung eines Kreativitätsverständnisses zum Ausdruck. Generell erweist sich die Factory weniger als „Tor zur Stadt“, wie es ein Mitarbeiter erzählt (Interview Finn: 53), sondern eher als Türsteherin. Das ist auf gewisse Weise wörtlich zu verstehen: Am Eingang der Factory sind Personen oder digitale Türöffner positioniert, die kontrollieren, wer hineinkommt und wer nicht (Beobachtungsprotokolle Juni 2019; November 2019). Das markiert meines Erachtens einen großen Unterschied zu einer Konzeptionierung von Co-Working-Spaces als Interfaces, also als technische Schnittstellen der Kommunikation, wie sie Co-Working-Forscherin Merkel entworfen hat, wenn sie schreibt, dass Co-Working „als Interface mit dem kreativen Milieu der Stadt“ interagiere (Merkel 2015: 133). Merkel geht davon aus, dass Co-Working-Spaces in ihrem spezifischen Set an Sozialstrukturen Städten ähneln. Ihrer Meinung nach ermöglichen sie nicht nur Begegnung und Interaktion zwischen Nutzer_innen, sondern auch mit Nachbar_innen oder anderen sozialen Gruppen in der Stadt, was zu neuen Vergemeinschaftungen beitrage. In diesem Sinne seien viele Spaces nicht nur Arbeitsorte und potenziell neue Orte für Innovation (ebd.: 132 ff.), sondern eine Art Nachbarschaftscafé (Merkel 2017: 37, 40). Mit Blick auf die Factory wird schnell klar, dass es sich bei dieser nicht um ein Nachbarschaftscafé handelt.

Die Factory erweist sich keinesfalls als Abbild ihrer Nachbar_innenschaft. Das möchte ich anhand von Interviewaussagen deutlich machen. So erzählt mir beispielsweise Community-Manager Florian, dass zwar niemand absichtlich „white males“ priorisiert habe, diese aber dennoch „dort genauso wie überall anders“ besonders stark repräsentiert seien (Interview Florian: 49). „Wie überall anders“ muss in diesem Zusammenhang auf die Techcommunity bezogen werden. Denn die lokale Umgebung des Bezirks Kreuzberg, auf den die Befragten wesentlich Bezug nehmen, ist stark migrantisch geprägt. Der Bezirk hat einen hohen Anteil von Bewohner_innen mit türkischem und arabischem Migrationshintergrund (Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg 2020). Dies spiegelt sich in der Factory nicht wider.

Insofern deutet sich auch eine hierarchisierende Bewertung unterschiedlicher internationaler Hintergründe an. So betonen Mitarbeiter_innen des Unternehmens die große Bedeutung einer internationalen Zusammensetzung der Mitglieder (Interview Florence: 44), beziehen sich dabei allerdings vornehmlich auf Menschen aus dem EU-Ausland, die den Hauptanteil nicht-deutscher Personen an der Community der Factory ausmachen (Interview Frieda: 68). Auf meine Nachfrage nach der Einbindung lokaler Nachbar_innen in diese Community erzählt mir Community-Managerin Frieda unmittelbar von Charity und Zugangsmöglichkeiten für Geflüchtete und verweist auf Integrationsprogramme für Einzelpersonen (ebd.: 102). Damit vermittelt sie einerseits klar die Botschaft, dass die lokalen Nachbar_innen nicht die Zielgruppe des Unternehmens sind. Andererseits geht sie davon aus, dass in der Umgebung vor allem Geflüchtete wohnen. Sie macht deutlich, dass diese nicht dem anvisierten Talentpool der Factory entsprechen. Das zeigt einmal mehr die Ausschlüsse, die mit der ökonomisierten Perspektive auf eine Community einhergehen.

Das Berliner Community Unternehmen situiert sich also absichtsvoll in der Nähe der Digitalwirtschaft, um eine eigene Community glaubwürdiger als digital und innovativ darstellen zu können. Die Technik des Kuratierens über die Umgebung erfolgt also unter anderem über ein digitalwirtschaftliches Image, das mit Ausschlussprozessen verbunden ist.

5. Fazit

Die Factory Berlin präsentiert sich als Community-Space zum Zweck der Innovationsproduktion und damit als Teil einer Diskursformation, die

man als digitalwirtschaftlichen Urbanismus bezeichnen kann. Insofern ist das Berliner Unternehmen ein geronnenes Beispiel eines neu entworfenen Arbeitsortes, der aktuelle urbane Innovationsdebatten mit vorantreibt und Lösungen für aufgeworfene Problemzusammenhänge sucht. Als Lösung für ein Innovationsproblem, hier verstanden als konstatierte Herausforderung des permanenten Hervorbringens von Neuerungen, führt die Factory ihr Konzept einer innovativen Community ins Feld. Diese Indienstnahme von Gemeinschaft kann als Beispiel für die Vereinnahmung einst nicht ökonomischer Felder – etwa des Sozialen – zum Zwecke ökonomischer Verwertbarkeit verstanden werden.

Im Ausblick auf weitergehende Untersuchungen verstehe ich die Factory zudem als einen „entrepreneurialen“ Ort mit der Erwartung an ein unternehmerisches Mindset (Interview Florence: 24). Diese Erwartung adressiert nicht nur die vor Ort anwesenden sogenannten Entrepreneur_innen, also potenzielle Gründer_innen von Start-ups, sondern alle Mitglieder der Factory (Interview Frieda: 46). Das markiert wiederum die Zugehörigkeit der Factory zum Diskurszusammenhang des digitalwirtschaftlichen Urbanismus. Denn dieser ist nicht nur innovationsorientiert, sondern auch unternehmerisch. Laut Rossi und Di Bella (2017) steht im Hightechsektor häufig im Vordergrund, dass möglichst jede Person unternehmerisch tätig werden soll, wobei Techentrepreneur_innen zum Leitbild dieser Subjektivierungsform werden. Das unternehmerische Selbst wird somit zum Subjektideal von immer mehr Menschen in immer mehr Lebensbereichen (ebd.: 3 ff.; Bröckling 2007) – so auch in der Factory.

Dabei erhält dieses Subjektideal im Berliner Unternehmen durch den starken Fokus auf die Community eine zusätzliche Dimension: Propagiert wird eine Subjektivierungsweise, die zugleich individuell unternehmerisch und kollektiv, also an der Community ausgerichtet ist. Diese Gleichzeitigkeit widersprüchlich anmutender Anrufungen bringe ich im Begriff der Communitypreneur_in zusammen. Wie genau, gilt es noch zu erkunden.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Bei den Namen handelt es sich um Pseudonyme zum Zwecke der Anonymisierung.
- [2] Die ethnographischen Beobachtungen und Interviews habe ich im Rahmen meiner Doktorarbeit mit dem Arbeitstitel „Community als Arbeitsorganisation und Produktionsweise. Eine ethnographische Untersuchung der ‚Factory Berlin‘“ durchgeführt.
- [3] Der englische Begriff „entrepreneurial“ wird an mehreren Stellen dieses Artikels nicht übersetzt. Damit wird über die Bedeutung der deutschen Übersetzung „unternehmerisch“ hinaus auf einen Kontext von Digitalwirtschaft und Start-ups verwiesen. Da der Begriff unabhängig davon eine unternehmerische Verhaltensweise beschreibt, fungieren die beiden Begriffe aber auch als Synonyme.
- [4] Das 2005 gegründete Sankt Oberholz gilt als einer der mythischen Ursprünge des digitalen Arbeitens in Berlin, bei dem es sich zunächst um ein Café handelte (Friebe/Lobo 2006: 150). Mittlerweile zeigt sich auch das Sankt Oberholz als professionalisiert (St. Oberholz 2021).
- [5] Regus ist ein Unternehmen das seit vielen Jahren flexibel Büros und mittlerweile auch Co-Working-Plätze vermietet.
- [6] An dieser Stelle sei angemerkt, dass die Factory mit der Eröffnung des Standortes am Görlitzer Park vorherige Mieter_innen verdrängte, was damals auch zu Protesten führte. So waren in dem ehemaligen Bürogebäude, in das die Factory einzog, zuvor neben einem großen Bildungsträger etwa 150 Kreative, Gewerbetreibende, Solo-Selbstständige, Journalist_innen, Wissenschaftler_innen, Künstler_innen, Musikstudios, Lektor_innen, Filmschaffende, Übersetzer_innen, Dolmetscher_innen, Grafiker_innen und Psychotherapeut_innen ansässig. Laut einem Blog zur „Entmietung der Lohmühlenstraße 65“ wurde allen Mietparteien im Frühsommer 2016 aufgrund eines geplanten Nutzungswechsels kurzfristig gekündigt, wobei die Mieter_innen erst mit der Vertragskündigung überhaupt vom Verkauf des Gebäudes unterrichtet wurden. Damalige Versuche der Kontaktaufnahme mit der Factory, um über Bleibeperspektiven zu verhandeln, seien ins Leere gelaufen. Bis Herbst 2016, in Einzelfällen bis Ende 2016, hätten alle Mieter_innen ausziehen müssen (Entmietung Lohmühlenstraße 65 2016).
- [7] Das illustriert beispielsweise der sogenannte „Playground“ der Factory: ein Raum mit Bällebad, Tischtennisplatte und Tischkicker. Letzterer gilt als wesentlicher Bestandteil von Arbeitsorten der frühen new economy (Stuhr 2010: 187). Insgesamt zeigt sich die Factory dabei ebenfalls um eine emotionale Arbeitsatmosphäre bemüht (Interview Florian: 17; Beobachtungsprotokoll Oktober 2019).
- [8] In diesen Anstrengungen zeigt sich eine Entwicklung, die Niklas Rose (2000) mit Hinblick auf Staatlichkeit und Reformulierung neoliberaler Governance-Konzepte bereits Anfang der 2000er Jahre beschrieben hat.

Autor_innen

Annekathrin Müller ist Sozialwissenschaftlerin und arbeitet zu Feminismus, Digitalisierung und Arbeit. Ihr Fokus liegt derzeit auf der urbanen Digitalwirtschaft.
annekathrin-mueller@posteo.de

Literatur

- Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg (2020): Friedrichshain-Kreuzberg in Zahlen. https://www.berlin.de/ba-friedrichshain-kreuzberg/politik-und-verwaltung/service-und-organisationseinheiten/bezirkliche-planung-und-koordinierung/sozialraumorientierte-planungskoordination/flyer/flyer_2020__friedrichshain_kreuzberg_in_zahlen.pdf (letzter Zugriff am 10.3.2023).
- Breidenstein, Georg / Hirschauer, Stefan / Kalthoff, Herbert / Nieswand, Boris (2013): Ethnografie: Die Praxis der Feldforschung. Konstanz: UTB.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst: Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bundesverband Deutsche Startups (Hg.) (2020). Berlin Startup Monitor 2020. <https://deutschestartups.org/wp-content/uploads/2020/06/Berlin-Startup-Monitor-2020.pdf> (letzter Zugriff am 10.4.2022).
- Bundesverband Deutsche Startups (Hg.) (2021). Berlin Startup Monitor 2021. https://deutschestartups.org/wp-content/uploads/2021/10/Deutscher-Startup-Monitor_2021.pdf (letzter Zugriff am 11.4.2022).
- Business Insider (2019a): Accelerator. In: Gründerszene Lexikon, 1.1.2019. <https://www.businessinsider.de/gruenderszene/lexikon/begriffe/accelerator/> (letzter Zugriff am 25.1.2023).
- Business Insider (2019b): Inkubator. In: Gründerszene Lexikon, 1.1.2019. <https://www.businessinsider.de/gruenderszene/lexikon/begriffe/inkubator/> (letzter Zugriff am 25.1.2023).
- Butcher, Tim (2016): Co-working communities: Sustainability citizenship at work. In: Ralph Horne / John Fien / Beau B. Beza / Anitra Nelson (Hg.), Sustainability citizenship in cities. Theory and practice. London/New York: Routledge, 93-103.
- Clark, Jennifer (2020): Uneven innovation: The work of smart cities. New York: Columbia University Press.
- Colomb, Claire (2012): Pushing the urban frontier: Temporary uses of space, city marketing, and the creative city discourse in 2000s Berlin. In: Journal of Urban Affairs 34/2, 131-152.
- Coworking wiki (2020): FrontPage. <https://wiki.coworking.org/w/page/16583831/FrontPage> (letzter Zugriff am 10.7.2022).
- Entmietung Lohmühlenstraße 65 (2016): Entmietung Bürohaus Lohmühlenstraße 65. <https://lohmuehle65.wordpress.com/> (letzter Zugriff am 29.4.2022).
- Factory Berlin (o. J.) Factory Community Handbook. <https://factoryberlin.zendesk.com/hc/en-us> (letzter Zugriff am 15.3.2023).
- Factory Berlin (2016a): Booming Berlin. Factory Berlin und IFSE präsentieren Studie über die Berliner Startup-Szene. Pressemitteilung. https://factoryberlin.com/app/uploads/2020/06/20160406_Pressemitteilung_IFSE_.pdf (letzter Zugriff am 10.3.2023).
- Factory Berlin (2016b): Factory Berlin stellt neues Membership-Modell vor. Pressemitteilung. https://factoryberlin.com/app/uploads/2020/06/20160608_Factory-Berlin-launcht-Membership-Modell.pdf (letzter Zugriff am 10.3.2023).
- Factory Berlin (2020): The community of innovators and creators. <https://factoryberlin.com/> (letzter Zugriff am 27.8.2020).
- Factory Berlin (2022): The community of innovators and creators. <https://factoryberlin.com/> (letzter Zugriff am 19.6.2022).
- Faust, Friederike (2019): Fußball und Feminismus: Eine Ethnografie geschlechterpolitischer Interventionen. Opladen: Budrich.
- Florida, Richard (2002): The rise of the creative class. And how it's transforming work, leisure, community and everyday life. New York: Basic Books.
- Florida, Richard (2012): The rise of the creative class, revisited. New York: Basic Books.
- Foucault, Michel (1988): Archäologie des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Friebe, Holm / Lobo, Sascha (2006): Wir nennen es Arbeit: Die digitale Boheme oder: Intelligentes Leben jenseits der Festanstellung. München: Heyne.

Community als Ware

- Gandini, Alessandro (2015): The rise of coworking spaces: A literature review. In: *Ephemera: theory & politics in organization* 15/1, 193-205.
- Lave, Jean / Wenger, Etienne (1991): *Situated learning: Legitimate peripheral participation*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Manske, Alexandra (2016): *Kapitalistische Geister in der Kultur- und Kreativwirtschaft. Kreative zwischen Zwang und künstlerischen Drang*. Bielefeld: transcript.
- Merkel, Janet (2015): Coworking in the city. In: *Ephemera: theory & politics in organization* 15/1, 121-139.
- Merkel, Janet (2017): Coworking: das Arbeitsmodell der Zukunft? In: Harald Pechlaner / Elisa Innerhofer (Hg.), *Temporäre Konzepte. Coworking und Coliving als Perspektive für die Regionalentwicklung*. Stuttgart: Kohlhammer, 33-44.
- Merkel, Janet / Suwala, Lech (2021): Intermediaries, work and creativity in creative and innovative sectors: The case of Berlin. In: Hracs, Brian J. / Brydges, Taylor / Haisch, Tina / Hauge, Atle / Jansson, Johan / Sjöholm, Jenny: *Culture, creativity and economy*. London / New York: Routledge, 56-69.
- Peuter, Greig de / Cohen, Nicole S. / Saraco, Francesca (2017): The ambivalence of coworking: On the politics of an emerging work practice. In: *European Journal of Cultural Studies* 20/6, 687-706.
- Rief, Stefan / Stiefel, Klaus-Peter / Weiss, Agnes (2016): *Harnessing the potential of coworking*. Fraunhofer Institut für Arbeitswirtschaft und Organisation. <https://www.spencerandco.com/wp-content/uploads/2018/04/The-Power-of-Coworking.pdf> (letzter Zugriff am 6.4.2022).
- Rose, Nikolas (2000): Community, citizenship, and the third way. In: *American Behavioral Scientist* 43/9, 1395-1411.
- Rossi, Ugo (2017): *Cities in global capitalism*. Cambridge/Malden: Polity Press.
- Rossi, Ugo / Di Bella, Arturo (2017): Start-up urbanism: New York, Rio de Janeiro and the global urbanization of technology-based economies. In: *Environment and Planning A: Economy and Space* 49/5, 999-1018.
- St. Oberholz (2021): *Sankt Oberholz*. <https://sanktoberholz.de/> (letzter Zugriff am 5.2.2022).
- Schmidt, Suntje (2019): In the making: Open creative labs as an emerging topic in economic geography? In: *Geography Compass* 13/9, 1-16.
- Schmidt, Suntje / Brinks, Verena (2017): Open creative labs: Spatial settings at the intersection of communities and organizations. In: *Creativity and Innovation Management* 26/3, 291-299.
- Schumpeter, Joseph Alois (2005): *Business cycles: A theoretical, historical, and statistical analysis of the capitalist process*. Chevy Chase: Martino Fine Books.
- SenWi – Senatsverwaltung für Wirtschaft, Energie und Betriebe (2018): *Startups und Digitalwirtschaft*. <https://www.berlin.de/sen/wirtschaft/wirtschaft/digitalisierung/startups-und-digitalwirtschaft/artikel.380972.php> (letzter Zugriff am 3.1.2022).
- SenWi – Senatsverwaltung für Wirtschaft, Energie und Betriebe (2021): *Digitalstrategie*. <https://www.berlin.de/sen/wirtschaft/digitalisierung/digitalstrategie/> (letzter Zugriff am 3.1.2022).
- SenWi – Senatsverwaltung für Wirtschaft, Energie und Betriebe (2022): *Gründungs- und Startup-Förderung*. <https://www.berlin.de/sen/wirtschaft/gruenden-und-foerdern/gruendungs-und-startup-foerderung/> (letzter Zugriff am 3.1.2022).
- Spinuzzi, Clay (2012): Working alone together: Coworking as emergent collaborative activity. In: *Journal of Business and Technical Communication* 26/4, 399-441.
- Spinuzzi, Clay / Bodrožić, Zlatko / Scaratti, Giuseppe / Ivaldi, Silvia (2019): „Coworking is about community“: But what is „community“ in coworking? In: *Journal of Business & Technical Communication* 33/2, 112-140.
- Staab, Philipp (2016): *Falsche Versprechen: Wachstum im digitalen Kapitalismus*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Stuhr, Mathias (2010): *Mythos New Economy: Die Arbeit an der Geschichte der Informationsgesellschaft*. Bielefeld: transcript.

Weber, Vanessa / Ziemer, Gesa (2023): Die digitale Stadt. Kuratierte Daten für urbane Kollaborationen. Bielefeld: transcript.

Zukin, Sharon (2020): The innovation complex: Cities, tech, and the new economy. New York: Oxford University Press.

Zukin, Sharon (2021): Planetary silicon valley: Deconstructing New York's innovation complex. In: Urban Studies 58/1, 3-35.

Interviews

Interview mit Felix, Community-Manager der Factory, vom 18.12.2019.

Interview mit Finn, Community-Manager der Factory, vom 19.11.2019.

Interview mit Fiona, Community-Managerin der Factory, vom 6.12.2019.

Interview mit Florence, Community-Managerin der Factory, vom 6.12.2019.

Interview mit Florian, Mitgründer der Factory, vom 13.6.2019.

Interview mit Frieda, Community-Managerin der Factory, vom 26.11.2019.

Community as commodity. An ethnographic exploration of „Factory Berlin“ as an urban workspace of innovation production

The article examines “Factory Berlin” as an expression of larger urban-digital economic discourses and as a new workspace within urban space. Drawing on qualitative interviews and ethnographic observations, I explore how the Berlin-based company answers the problem of innovation by presenting itself as a community space and offering the service of a “curated” community. Thus, the originally non-economic field of community is subjected to an economic view. Moreover, Factory leverages Berlin's image as a creative and digital-oriented environment to strengthen its brand and to gain more credibility to present its community as innovative.

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

Einblicke in die affektive Aushandlung
von Positionalitäten in Nairobis Techszene

Alev Coban

Die Jahre 2007/2008 markieren einen Wendepunkt in der kenianischen Technikentwicklung: Eine Open-Source-Technologie zur Kartierung zivilgesellschaftlicher Missstände erlangte damals globale Aufmerksamkeit. Seitdem fungiert Nairobi als internationales Vorbild für Innovationen *made in Africa* und zieht als *Silicon Savannah* die zweithöchsten Investitionen in Afrika an. Auf Grundlage (auto-)ethnographischer Forschung von Affekten und Positionalitäten in innovativen Arbeitsplätzen in Nairobi argumentiere ich, dass Technikentwicklung in Kenia neben dem Codieren, Modellieren und 3-D-Drucken vor allem daraus besteht, Nairobi als einen Ort zu inszenieren, der mit den Normen des globalen Technokapitalismus mithalten kann. Empirische Einblicke in geführte Rundgänge durch Co-Working-Spaces zeigen, welcher affektiven Arbeit der Aushandlung es bedarf, um in einer technokapitalistischen Ökonomie der Versprechen und Performanzen den ersehnten Zukünften des wirtschaftlichen Fortschritts und der dekolonialen Emanzipation näherzukommen. Das Unterfangen, Nairobis Positionalität als postkoloniales Anderes neu zu skripten, ist ambivalent: Emanzipatorische Momente ergeben sich, während globale Machtasymmetrien stetig reproduziert werden.

An English abstract can be found at the end of the document.

„Unsere Stadt ist bekannt für ihre herzlichen und fröhlichen Menschen, als Heimat der besten Läufer*innen der Welt und wurde sowohl als ‚Mutter des mobilen Geldes‘ als auch als ‚Mekka der Innovation und Vielfalt‘ bezeichnet. Wir sind stolz darauf, das Herz Silicon Savannahs zu sein.“

(Startup Guide World 2020: 11; Übers. d. A.)

Mit diesen Worten beschreibt Esther Mwikali Muia, die Managerin eines kenianischen Co-Working-Spaces, Nairobi – die Stadt, in der sie lebt und arbeitet. Es ist die Stadt, die das mobile Bezahlen mit dem Handy berühmt gemacht hat (Marchant 2015: 8) und die Stadt, die seither als Vorbild für

Innovationen *made in Africa* fungiert (Ndemo 2016). Der rasant wachsende Technologiesektor in Nairobi ist beispielhaft für viele andere Orte auf dem afrikanischen Kontinent: 2016 wurden in Afrika 173 Tech Hubs gezählt (Weltbank 2016). Nur drei Jahre später waren es schon 618 (Giuliani/Ajadi 2019). Der Begriff Tech Hub umfasst Inkubatoren, Akzeleratoren, universitäre Innovationszentren, Makerspaces[1], Technologieparks und Co-Working-Spaces – also Arbeitsplätze, die Unternehmensberatung, Weiterbildungen und Raum zum Netzwerken anbieten, um beginnende unternehmerische Bestrebungen zu unterstützen (ebd.; Friederici 2016: 18). In Nairobi wurde 2010 *iHub* eröffnet, der erste und größte Tech Hub in Subsahara-Afrika. Kurz danach bezeichnete das *Times Magazine* Nairobi als *Silicon Savannah*[2]. Diese Bezeichnung hält sich hartnäckig und die internationale Medienberichterstattung über technologische Erfolgsgeschichten aus Kenia reißt nicht ab. Auch globale Techgurus zeigen Interesse an dem sagenhaften Ort der Technikentwicklung: Im August 2016 besuchte Mark Zuckerberg Start-ups in Nairobi, um sich über Technologien zu informieren, die mobilen Geldtransfer nutzen (Macharia 2016).

Nairobis Techsektor steht nicht nur im Rampenlicht internationaler Medien, sondern weckt auch das Interesse von Wagniskapitalist*innen, Organisationen der Entwicklungszusammenarbeit und Techunternehmen wie Google, IBM oder Microsoft. All diese Akteur*innen investieren in hohem Maße in kenianische Start-ups sowie in kreative Arbeitsplätze der Technikentwicklung (Disrupt Africa 2021: 10; Microsoft 2019; Mwago 2021). Diese Investitionen, vor allem in den Software-Sektor, bewirken, dass Kenias Hauptstadt als ein Realexperiment des Techunternehmertums benannt wird (Morris et al. 2018: 4). Dieses Experiment beinhaltet die Frage, ob digitale Technologien hierarchische Strukturen, wie den ungleichen Zugang zu Wissen, den exklusiven Prozess der Technikentwicklung und die Abhängigkeit von Importen aus sogenannten Zentren der Wissensproduktion aufbrechen können. Kenias Regierung ist sich jedenfalls sicher, dass Technikentwicklung vielversprechende Möglichkeiten bietet, die wirtschaftliche Entwicklung anderer Länder „aufzuholen“ (MIED 2015: 6).

In diesem Artikel zeige ich, dass Nairobi als Silicon Savannah einerseits das regionale Zentrum der medialen Aufmerksamkeit und der finanziellen Investitionen[3] darstellt (Disrupt Africa 2021: 18) und andererseits die Position eines postkolonialen Anderen im globalen Technokapitalismus

innehat. Unter Technokapitalismus verstehe ich die Inwertsetzung immaterieller Güter wie Kreativität und Wissen mit dem Ziel, die Innovation neuer Technologien voranzutreiben (Birch 2017: 440; Suarez-Villa 2001: 4; Wajcman 2006: 14). Im Folgenden ist für mich vor allem eine technokapitalistische Ambivalenz von Interesse: Das verführerische Versprechen, Kapitalismuskrisen durch (kapitalistische) Technikentwicklung zu lösen, erzeugt zwar wirtschaftliche Möglichkeiten für marginalisierte Staaten, zugleich reproduzieren technokapitalistische Praktiken jedoch die zu überwindenden globalen Machtasymmetrien (Birch 2017: 433; Suarez-Villa 2001: 5).

Auf der Grundlage (auto-)ethnographischer Forschung in Nairobis Techszene argumentiere ich, dass Kenias relativ periphere Positionalität im Technokapitalismus zu Diskursen, Affekten und Materialitäten führt, die Nairobi in ein technikdeterministisches Fortschrittsverständnis einordnen und Kenia als defizitären Ort exotisieren und diskriminieren. Konkret bedeutet dies, dass kenianische Technikentwickler*innen zusätzlich zum Codieren, Modellieren und 3-D-Drucken ihrer Ideen Nairobi als einen Ort inszenieren müssen, der mit westlichen Orten der Wissensproduktion mithalten kann. Die Erforschung von Affekten (Ahmed 2014 [2004]) durch eigene Körperempfindungen, die Emotionen meiner Forschungspartner*innen und affektive Sprache in Geschichten über Nairobi führte mich zu den drängendsten Anliegen der kenianischen Techszene: die Sehnsucht nach gesellschaftlichem Fortschritt und dem Verlangen nach einem Abstreifen der postkolonialen Peripheralität Kenias im globalen Technokapitalismus. Anhand empirischer Beispiele werde ich zeigen, dass kenianische Technikentwickler*innen, um Legitimität zu erlangen, allzu optimistische Versprechen über ihre Technologien verbreiten und die Erwartungen ihres Publikums körperlich wie affektiv inszenieren müssen. Nur durch das Versprechen und die Inszenierung von Zukunftsvisionen entlang hegemonialer Normen des Technokapitalismus sowie exotisierender Vorstellungen über *ein* Afrika sind kenianische Technikentwickler*innen in der Lage, die entscheidende politische, finanzielle und zivilgesellschaftliche Unterstützung für die Umsetzung ihrer Arbeit zu erhalten. Daher bezeichne ich den Technokapitalismus als *Ökonomie der Versprechen und Performanzen*.

Im Folgenden werde ich zunächst meinen (auto-)ethnographischen Zugang zur Erforschung von Affekten und Positionalitäten der Techszene Nairobis darlegen. Anschließend erläutere ich, welche Positionalitäten

ehemals kolonisierte Orte im globalen Technokapitalismus besitzen, um dann auf die materiellen Auswirkungen der relativ peripheren Positionalität Nairobis einzugehen. Als weitere Kontextualisierung dient ein kurzer historischer Abriss über die Verwobenheit wirtschaftlicher Vorhaben mit gesellschaftspolitischen Bedürfnissen in Kenia. Damit verdeutliche ich den Ursprung des politisch durchzogenen neo-liberalen Techunternehmertums sowie die Situiertheit dekolonialer Bestrebungen kenianischer Technikentwickler*innen, sich intellektuell und wirtschaftlich von technokapitalistischen Zentren zu emanzipieren. Empirisch werde ich anschließend zeigen, wie die technokapitalistische Positionalität Nairobis eines postkolonialen Anderen neu geskriptet werden soll – durch das Herumführen weit gereister Besucher*innen durch Co-Working-Spaces. Der gewünschte internationale Wissensaustausch und die Gewinnung von Unterstützer*innen werden getrübt von Gefühlen der Wut und der Irritation arbeitender Menschen, die zu Anschauungsobjekten für Besucher*innen gemacht werden. Abschließend argumentiere ich, dass das ambivalente Streben nach dekolonialer Unabhängigkeit durch kapitalistische Technologien diese affektive Inszenierung von Technikentwicklung finanziell notwendig macht und daher globale Machtasymmetrien eher reproduziert als überwindet.

1. Das Erforschen von Affekten und Positionalitäten

Die geographische Forschung über digitale Technologien und deren Innovation auf dem afrikanischen Kontinent betrachtet meist nur die Metaebene: So werden etwa die Rolle von Information- und Kommunikationstechnologien (ICT) für die Entwicklung (Kleine/Unwin 2009; Verne 2014), die tatsächliche und imaginierte Konnektivität durch Unterwasser-Glasfaserkabel (Graham/Mann 2013), die gesamtgesellschaftlichen Auswirkungen von Plattformarbeit (Anwar/Graham 2021), die infrastrukturelle Kontextspezifität smarter Urbanität (Guma 2022) oder die allgemeinen Potenziale und Gefahren von Digitalisierung (Doevenspeck/Hollstegge 2019) thematisiert.[4]

Als Erweiterung zu diesen bisherigen Forschungen lege ich einen (auto-)ethnographischen Fokus auf die alltägliche Arbeit von Technikentwickler*innen. Damit stelle ich den wissenschaftlich vernachlässigten affektiven Anteil von Technikentwicklung in den Vordergrund (Waldby et al. 2006: 3). Ich schließe an das Plädoyer der *workplace*

geographies an, nicht den großen Erzählungen vom Arbeitswandel und dessen ortsunabhängigen Wissensarbeiter*innen zu verfallen, sondern konkrete Arbeitsplätze mit ihren Identitäten, Körpern und Affekten zu betrachten (Crang 1994; McDowell 2009). Die alltägliche Arbeit von Start-ups in den Fokus der Aufmerksamkeit zu rücken, bedeutet aufzuzeigen, welche körperlichen Anstrengungen und Emotionen Technikentwickler*innen in die Herstellung globaler Normen des Techunternehmertums investieren (Cairns 2013; Cockayne 2016).

In diesem Sinne wandte ich vor allem die Methode der *working participant observation* (McMorran 2011, 2012) an, indem ich im ersten Makerspace Kenias und im berühmtesten Tech Hub Afrikas mitarbeitete.[5] Während meiner insgesamt sechs Monate Forschungsaufenthalt in Nairobi zwischen 2015 und 2017 erledigte ich alle anfallenden Arbeiten – sei es das Schreiben von Blogartikeln, das Tragen von Maschinen oder das Brainstormen über neue Technikprojekte. Bei diesen Tätigkeiten verwendete ich meinen *weißen*, cis-weiblichen, nicht behinderten Körper als multisensorisches Forschungsinstrument (Longhurst/Ho/Johnston 2008; Schurr/Strüver 2016: 88; Vannini 2015: 321), um zu verstehen, welche Art der Arbeit Kenias Positionalität als Technikentwicklungsstandort herstellt, aufrechterhält und verändert. Das autoethnographische Erleben von Gerüchen, Geräuschen und sozio-materieller Intimität an innovativen Arbeitsplätzen – etwa der ständige Lärm der Metallbearbeitung, der Geruch gefährlicher Chemikalien, die allgegenwärtigen Ablenkungen durch andere Mitarbeiter*innen, gemütliche Sofas oder Kaffeebars – erlaubte es mir, heikle Themen wie stressige Arbeitsbedingungen oder Gefühle der Liebe und der Angst während der Entwicklung neuer Technologien leichter zu verstehen, zu besprechen und durch mein eigenes sinnliches Wissen zu erweitern (Carr/Gibson 2017; Ehn 2011; Farias/Wilkie 2015).[6]

Mein ethnographischer Forschungsansatz schärft den Blick für die Ambiguität und Prozesshaftigkeit der Positionalitäten von Forschenden, Forschungspartner*innen, Technologien, Unternehmen und Nationen (England 1994; Law 1994; Taylor 2011; Ouma 2012). Der Fokus auf die Gefühle und Körper alltäglicher Arbeit bringt einerseits zum Vorschein, wie Affekte gesellschaftliche und geopolitische Positionalitäten (re-) produzieren (Ahmed 2014 [2004]; Pedwell/Whitehead 2012: 120) und andererseits, wie diese sich durch den Aufbau fragiler und temporärer Beziehungen verändern können (Laliberté/Schurr 2016: 75; Thrift 2003:

108). Somit liegt mein Forschungsinteresse auf dem relationalen und veränderlichen Charakter von Positionalitäten – beispielsweise die Verschiebung Kenias aus der Peripherie des Technokapitalismus hin zum Zentrum „afrikanischer“ Technikentwicklung oder die Veränderung meiner Positionalität als ausbeuterische Besucherin hin zu einer fürsorglichen Person. Somit wird sichtbar, welche affektive Arbeit benötigt wird, um die Veränderung von Positionalitäten in eine gewünschte Richtung anzustoßen und dass einige Positionalitäten und Affekte wie *Weißsein* oder koloniale Imaginationen an bestimmten Körpern und Orten „kleben“ [7] (Ahmed 2014 [2004]) bleiben.

2. Postkoloniale Positionalitäten technokapitalistischer Orte

Eine Betrachtung der Positionalitäten eines Ortes ist deshalb relevant, weil kenianische Technikentwickler*innen Tag für Tag ihre geographische Situiertheit spüren und bewerten. Sie selbst, aber auch Medienberichte vergleichen kontinuierlich die Bedingungen ihrer Arbeit in Nairobi mit denen im Silicon Valley, in China oder in südostasiatischen Ländern. Begriffe wie Silicon Savannah, „aufholende Entwicklung“ oder *leapfrogging* kennzeichnen solche diskursiven Vergleiche (siehe u.a. Cessou 2018; Schubert 2018; Köckritz 2017). Technikentwickler*innen in Nairobi beklagen oft, dass ihre Arbeit an einem anderen Ort einfacher wäre, da ihre periphere Positionalität innerhalb des Technokapitalismus ihre Arbeitsmöglichkeiten, aber auch kenianische Zukünfte im Allgemeinen negativ beeinflusse.

Positionalitäten prägen, wie feministische Theoretiker*innen herausgearbeitet haben, unsere Handlungsmöglichkeiten – zum Beispiel die Möglichkeit, sich Zukünfte vorzustellen, zu affizieren und betroffen zu sein oder Zugang zu Forschungspartner*innen zu erhalten (England 1994; Rose 1997; Tolia-Kelly 2006). Positionalitäten werden in erster Linie entlang sozial konstruierter Kategorien wie Geschlecht oder *race* definiert und beschreiben somit die Situiertheit einer Person oder Gruppe innerhalb eines bestimmten Kontexts (Rose 1997). Um die Positionalität eines Ortes innerhalb der globalen Ökonomie zu erfassen, bezieht sich Eric Sheppard (2002: 318) auf feministische Theoretisierungen der Relationalität, Performativität und inhärenter Machtasymmetrien von Positionalitäten. Er erweitert diese um eine sogenannte geographische Situiertheit. Sheppard stellt fest, dass die Machtasymmetrien, die die Positionalität eines Ortes definieren, zwar meist pfadabhängig sind,

Positionalitäten jedoch topologisch sind (ebd.: 324). Er argumentiert, dass geographische Kategorien unterschiedliche Positionalitäten innehaben können, indem er auf die feministische Konzeptualisierung multipler Positionalitäten eines Individuums verweist, die vom Körper bis zu einer Weltregion reichen können (ebd.: 322).

Im Folgenden zeige ich, dass Nairobi als Standort für Technikentwicklung variable Positionalitäten innehat. Einerseits fungiert die Stadt als zentraler Ballungsort technologischer Erfolgsgeschichten und internationaler Investitionsströme (Marchant 2014: 18). Andererseits manövrieren komplizierte Warenimporte und eurozentrische Diskurse Nairobi in die Peripherie des globalen Technokapitalismus. Um die Situiertheit Nairobis zu verdeutlichen, gehe ich auf die historische und diskursive Einbettung kenianischer Technikentwicklung ein. Darauf aufbauend zeige ich, wie Technikentwickler*innen räumliche Positionalitäten in ihrer alltäglichen Arbeit konstruieren, repräsentieren und verhandeln.

Nairobis periphere Positionalität im Technokapitalismus

In sozial- und gesellschaftswissenschaftlichen Forschungen zu Technikentwicklung und Tech-Start-ups sind es interessanterweise vor allem Forschungspartner*innen an ehemals kolonisierten Orten, die über ihre geographische Situiertheit sprechen. Ob in Brasilien, Peru, Indien, Kenia, Südafrika, Ghana, Jamaika oder China – Technikentwickler*innen, Forschungseinrichtungen und innovative Arbeitsplätze in diesen Ländern ringen mit ihrer peripheren Positionalität in globalen Ökonomien, in technowissenschaftlichen Diskursen und Geschichtsschreibungen (Avle/Lindtner/Williams 2017; Chan 2013; Coban 2018; Irani 2019; Pollio 2020; Takhteyev 2012).

Ein Grund für die Peripheralität von Technikstandorten sind eurozentrische Historisierungen und Theoretisierungen von (Technik-) Entwicklung als linear und teleologisch (Mavhunga 2017: 8f.). Das resultierende Verständnis unzähliger Orte und Menschen als passive Technikakteur*innen drückt sich in vielfältiger Art und Weise aus: Zum einen gibt es nur sehr wenig akademische Literatur über Technikentwicklung und Innovation im Globalen Süden, und das obwohl diese Praktiken dort sowohl lange vor als auch zeitgleich mit dem Aufstieg der Maker*innenbewegung[8] im Westen stattfanden (Braybrooke/Jordan 2017: 30). Diese akademische Vernachlässigung von Technikentwicklung außerhalb des Silicon Valleys führt dazu, dass

vielen Forschungen die Legitimität abgesprochen wird (Takhteyev 2012: 1). So wurde beispielsweise Chan (2013: 8) dafür kritisiert, dass sie digitale Arbeit in Peru erforscht, einem südamerikanischen Land, das dem Kritiker zufolge weit weniger für technologische Innovationen als für seine alten Inkaruinen und hohen Andengipfel bekannt sei. Zum anderen werden Technologien im Globalen Süden häufig als *frugale Innovationen* bezeichnet – also als kostengünstige Technologien, die mit einem minimalen Einsatz von Ressourcen entwickelt wurden – und dadurch diskursiv abgewertet (Radjou/Prabhu 2015). Während für Praktiken im Globalen Norden Begriffe wie *Making* oder *Innovation* verwendet werden, werden innovative Praktiken in vermeintlichen Peripherien des Technokapitalismus als informalisierte *hack arounds* beschrieben, etwa durch den Hindi-Begriff *jugaad*[9] (Butoliya 2018) oder auf Kiswahili als *jua kali*[10] (King 1996).

Jedoch ist bei diesen Begriffen die zweideutige Verwendung interessant. *Jua kali* beispielsweise beschreibt informalisierte Unternehmer*innen und Handwerker*innen, die 80 bis 90 Prozent des kenianischen verarbeitenden Gewerbes ausmachen (King 1996: 24ff.; Makerspace-Mitarbeiterin, Forschungstagebuch, 6.11.2015). Meine Forschungspartner*innen charakterisieren den *Jua-kali*-Sektor einerseits als ineffizient und geringqualifiziert, da die dazugehörigen Mikrounternehmen darauf ausgelegt sind, so viele Arbeitsplätze wie möglich zu schaffen (Forschungstagebuch, 6.11.2015 und 25.11.2015). Andererseits wird der Begriff *jua kali* auch als positiver Bezug auf die jahrhundertelange Handwerksgeschichte Kenias verwendet. Schon 1938 verfasste Jomo Kenyatta (1971 [1938]), der erste Präsident des unabhängigen Kenias, eine Ethnographie der Kikuyu mit dem ausdrücklichen Ziel, eine positive Identifikation mit kenianischen Handwerkstraditionen zu erwirken. Auch die heutige Maker*innenbewegung in Kenia führt ihre Expertise darauf zurück, dass manuelle Arbeit nicht neu erlernt werden muss, wie in post-industriellen Ländern, sondern seit jeher praktiziert wird. Diese oft konträren Bedeutungszuschreibungen illustrieren die Differenzierung und unterschiedliche Inwertsetzung von Hand- und Wissensarbeit (Boeva 2018: 73) sowie den Versuch einer antikapitalistischen (Grimme/Bardzell/Bardzell 2014; Maxigas 2014) und dekolonialen Aneignung von Technikentwicklung und anderer Fertigungsprozesse. Die Aushandlung von technokapitalistischen Normen und emanzipatorischen Idealen ist ein steter Begleiter

kenianischer Technikentwicklung und zugleich ein Hauptargument dieses Artikels (siehe Abschnitt 4).

Trotz der Bestrebungen, Handarbeit ebenso wie dezentrale, kleinteilige Technikentwicklung positiv zu besetzen, ist der Alltag von Technikentwickler*innen in Nairobi bestimmt von essentialisierenden Dichotomien, wie der Aufteilung in moderne und aufstrebende Länder, in das Silicon Valley und dessen Kopien oder in Hightech und Handwerk. Eine kenianische Technikexpertin erklärt, dass sie enorme Geduld aufbringen muss, um mit den Weltanschauungen internationaler Investor*innen zurechtzukommen:

„Wir müssen mit vielen eurozentrischen Sichtweisen umgehen. Wir haben es mit Menschen zu tun, die noch immer an das Bild eines armen Afrikas, eines mangelnden Afrikas, eines Afrikas, das nicht für alle aufstrebt, glauben.“

(Technikforscherin, Interview, 23.11.2015; Übers. d. A.)

Bezüglich der Entwicklung neuer Technologien in afrikanischen Kontexten herrscht laut Paul Dourish und Scott Mainwaring (2012: 135 f.) weiterhin eine Logik des Mangels, der zufolge innovative Technologien ausschließlich von einem westlichen Zentrum in dessen Peripherien diffundieren. Das daraus resultierende teleologische Verständnis von Entwicklung führt zur einer Nicht-Anerkennung und einem *Othering* (Spivak 1985) von Praktiken der Technikentwicklung im Globalen Süden.

Die globale Peripheralität des Techniksektors Nairobis ist nicht nur durch Diskurse und Imaginationen erfahrbar, sondern auch materiell zu spüren: „Hardware ist tough“, beschwerten sich insbesondere Entwickler*innen von Hardware oft (Hardware-Unternehmer, Interview, 6.5.2016; Übers. d. A.). Mit dieser Aussage ist der Mangel an Ressourcen aufgrund fehlender staatlicher Unterstützung und geringer Investitionen gemeint. Kenias Start-ups haben zwar mit insgesamt knapp 1,3 Milliarden US-Dollar zwischen 2015 und 2022 nach Nigeria die zweithöchste Investitionssumme Afrikas eingeworben und ihr jährliches Investitionsvolumen von 2021 zu 2022 verdoppelt (Disrupt Africa 2022: 15). Jedoch landet das meiste Geld bei nur wenigen Start-ups (Disrupt Africa 2021: 27) und zudem vor allem in Software-Technologien, etwa im Fintechsektor (Disrupt Africa 2022: 18). Obwohl die Entwicklung von Hardware in vielen Kontexten von anspruchsvollen Bedingungen

gekennzeichnet ist, erschwert Kenias spezifische Positionalität die lokale Technikentwicklung zusätzlich. In Bezug auf Investitionen erklärte mir ein Start-up-Gründer:

„Hardware macht den Menschen Angst. Und diejenigen, die bereit sind, in Hardware zu investieren, haben ernsthafte Angst vor Afrika. Es ist also eine Herausforderung, Investor*innen zu finden, die keine Angst vor Hardware und keine Angst vor Afrika haben.“

(Start-up-Gründer, Interview, 18.11.2015; Übers. d. A.)

Hardwareinnovationen sind für Menschen ohne ingenieurswissenschaftlichen Hintergrund schwer zu verstehen und zu bewerten. Daher ist es schon für ein Hardwareunternehmen in den USA oder in Europa schwierig, Investor*innen zu finden. Aber in einem afrikanischen Land zu arbeiten, das als politisch und ökonomisch krisenhafter Kontext stigmatisiert ist (Chouliaraki 2010; Nothias 2014), macht die Suche nach Investor*innen zu einer noch größeren Herausforderung. Außerdem scheint *race* eine ausschlaggebende Kategorie für Investitionsentscheidungen in Kenia zu sein: 2020 gingen die höchsten Investitionen an Start-ups mit *weißen* Gründer*innen oder CEOs (Disrupt Africa 2021: 20).[11] Abgesehen von den rassistischen Stigmata besitzt Kenia auch keine nennenswerte lokale Investitionslandschaft wie Nigeria oder Südafrika (Disrupt Africa 2022: 38), da die Priorität kenianischer Investor*innen auf dem renditesicheren Immobilienmarkt liegt (Start-up-Gründer, Interview, 6.4.2017).

Die Kritik an der fehlenden staatlichen Unterstützung wird oft an den hohen Importzöllen festgemacht. Die Steuern auf importierte Materialien wie Lötdraht oder kleine 3,5-mm-Schrauben für elektrische Schaltkreise, aber auch auf eine Computerized-Numerical-Control-Maschine (CNC-Maschine) machen importierte Waren in der Anschaffung teuer (Mungai 2015). Die hohen Kosten für Materialien und Produktionsprozesse werden als Einschränkung der lokalen Entwicklung von Technologien angesehen: „Unsere Hardware wird hier entwickelt, aber in Kalifornien produziert. Selbst wenn wir sie dort herstellen und nach Kenia bringen, ist das immer noch billiger, als sie in Kenia produzieren zu lassen. Die Produktionslizenz hier, nur eine Lizenz, ein Stück Papier, kostet zehntausend Dollar,“ erklärte ein Start-up-Mitarbeiter (Start-up-Mitarbeiter, Interview, 11.11.2015; Übers. d. A.). Auch viele andere Technikentwickler*innen nehmen sich als abgekoppelt von globalen

Ökonomien wahr und somit als Antithese der Warenströme im Silicon Valley. Dort wird die Besorgung von Materialien als einfach beschrieben, weil Komponenten bei Onlinehändler*innen bestellt werden können und dann auch schnell ankommen (Mellis 2011: 54).[12] Der schwierige Zugang zu globalen Warenströmen sowie der Mangel an Investor*innen, die es wagen, in Start-ups in einem afrikanischen Land zu investieren, führen dazu, dass Prozesse der Technikentwicklung zeit- und kostenintensiver sind als an privilegierteren Orten des Technokapitalismus.

3. Die Verwobenheit dekolonialer und kapitalistischer Visionen in kenianischer Technikentwicklung

Staatliche Institutionen und Technikentwickler*innen sehen den Ausbau des kenianischen Techsektors und dessen Inklusion in den globalen Technokapitalismus als Mittel um problematisierte postkoloniale Machtasymmetrien – darunter Ressourcenknappheit, den Mangel an Investor*innen oder diskriminierende Imaginationen – aufzulösen. Diese Verwobenheit (emanzipatorischer) Politik mit Wirtschaft ist ein beständiger Teil Kenias Geschichte und tritt seit jeher in nationalen Entwicklungsagenden und unternehmerischen Visionen auf. Im Folgenden zeige ich daher, dass sich die ersehnte kenianische Zukunft auf eine lange Geschichte von Unternehmertum in Afrika, von kolonialer Ausbeutung und dem hegemonialen Glauben an gesellschaftliche Entwicklung durch ökonomisches Wachstum bezieht. Technowissenschaftliche Zukünfte sind generell stets historisch situiert und daher kontextspezifisch (Anderson 2002; Dourish/Mainwaring 2012).

Ebenso wie die Industriepolitik nach Kenias Unabhängigkeit verfolgt auch die heutige Techszene eine technikdeterministische Teleologie von Entwicklung sowie gleichzeitig eine dekoloniale Vision der Emanzipation von globalen Zentren der Technologie- und Wissensproduktion. Daher definiere ich Techunternehmertum in Nairobi als politisch durchgezogene neoliberale Arbeit, die kapitalistisches und dekoloniales Denken miteinander vereint. Dass diese Vereinigung eine höchst ambivalente Unternehmung darstellt und ständig affektiv ausgehandelt werden muss, beleuchte ich im empirischen Teil dieses Artikels.

Während der britischen Kolonialherrschaft in Kenia wurde industrielle Entwicklung nur gefördert, wenn sie den Bedürfnissen der Kolonisierenden diente (Swainson 1976: 79). Folglich wurde die kenianische Industrie eher als eine Ergänzung, denn als Konkurrenz zum

Akkumulationsprozess des britischen Empires betrachtet (Mkandawire 1988: 10). Die Kolonie diente lediglich als Quelle von Primärrohstoffen, während die lokale Herstellung von Waren für den nationalen und globalen Markt unterbunden wurde (ebd.: 9). Vor dem Hintergrund dieser wirtschaftlichen Unterdrückung ist es nicht verwunderlich, dass Unabhängigkeitskämpfende das „Recht auf Industrialisierung“ forderten (ebd.: 13).

Nachdem Kenia 1963 seine Unabhängigkeit erlangte, veröffentlichte das kenianische Ministerium für wirtschaftliche Planung und Entwicklung ein Sitzungspapier, das die Industrialisierung des Landes im Sinne eines *African socialism* vorsah (Speich 2009: 450). Die Agenda des afrikanischen Sozialismus versprach, dass die staatliche Planung der Industrialisierung zu wirtschaftlichem Wachstum führe (Mkandawire 2014: 173). Sie kombinierte Elemente der freien Marktwirtschaft mit starker staatlicher Kontrolle sowie einer Verstaatlichung von Schlüsselsektoren (Speich 2009: 457). Der sozialistische Aspekt des Industrialisierungsvorhabens war inspiriert von Gesellschaften in Afrika, in denen soziale Interaktionen nicht durch die Institution des Privateigentums strukturiert werden, sondern sich auf die reziproke Verantwortung innerhalb einer Gemeinschaft berufen (ebd.: 460). Daher zielte die Industrialisierung im afrikanischen Sozialismus darauf ab, die Lebensbedingungen aller Kenianer*innen zu verbessern.

Auch historische Abhandlungen über Unternehmer*innen in Afrika erwähnen den Einbezug nicht-profitorientierter Belange in wirtschaftliche Vorhaben. Vorkoloniales Unternehmertum war nicht auf Profit ausgerichtet, heißt es, sondern existierte in Symbiose mit den Bedürfnissen lokaler Gemeinschaften. Der Historiker Moses Ochonu (2020) erklärt, es sei eine ungeschriebene, aber wohlbekannte Geschäftsmaxime in vorkolonialen afrikanischen Gesellschaften gewesen, die Erwirtschaftung von individuellen Gewinnen immer mit sozialen Verpflichtungen einhergehen zu lassen. Vor diesem Hintergrund kann das neoliberale Verständnis von Unternehmertum, das eine Trennung von wirtschaftlichen und politischen Sphären proklamiert (ebd.), unternehmerische Bestrebungen in afrikanischen Kontexten nicht fassen. Denn bei diesen geht es oft nicht nur um Geld, Waren und unpersönliche Begegnungen, sondern um komplexe zwischenmenschliche Beziehungen (Ouma 2016).

Diese kurzen historischen Einblicke machen verständlich, weshalb viele kenianische Technikentwickler*innen mit ihrer Arbeit

gesellschaftspolitische Ziele verfolgen, nämlich die intellektuelle und wirtschaftliche Emanzipation von (ehemals) kolonisierenden Staaten. Ein Designer behauptet beispielsweise, der Techniksektor in Nairobi verkörpere *Ubuntu*, da die Menschen darauf bedacht seien, zusammenzuarbeiten und sich jeden Morgen auf Twitter zu begrüßen (Nyamweya, zitiert nach Bristow 2017: 287). Mit dem Verweis auf die *Ubuntu*-Philosophie hebt der Designer einen Unterschied zwischen Kenia und den Techszenen außerhalb Subsahara-Afrikas hervor. *Ubuntu* stehe für „I am because you are“ (Stassen, interviewt in Kohtala et al. 2020: 139) und verstehe jegliches Leben als relational – so wie es auch andere indigene Ontologien tun (Escobar 2015: 341). In diesem Zusammenhang erklärt ein Start-up-Gründer, dass sich kenianische Technikentwickler*innen der Tatsache bewusst sind, dass sie in einer Gemeinschaft arbeiten und leben, weshalb sie deren Wohlergehen in den Vordergrund stellen:

„Hier ist es anders als in Europa oder den USA, wo die Menschen wettbewerbsorientierter sind und Dinge für sich behalten. Sie wollen nicht teilen, also teilen sie auch keine Investor*innen. Ich habe das Gefühl, dass die Leute hier es eher als Gewinn für Nairobi oder Kenia ansehen, wenn jemand investiert. Wir kennen viele Start-ups, die uns Investor*innen empfehlen oder sie direkt an uns weiterleiten. [...] Es herrscht eine große Offenheit und Zusammenarbeit zwischen kenianischen Start-ups, was sehr schön ist.“

(Start-up-Gründer, Interview, 6.4.2017; Übers. d. A.)

Dieses Zitat macht deutlich, dass unternehmerischer Erfolg als kollektives Unterfangen verstanden wird. Techunternehmer*innen betrachten ihre Investor*innen als ein gemeinsames Gut, das der Durchsetzung ihrer gesamtgesellschaftlichen Ideale dient. In diesem Sinne beschreibt ein Hardwareunternehmer die Technikentwickler*innen in Nairobi als eine „Gemeinschaft von Unternehmer*innen, die sich für den Erfolg anderer einsetzt und dafür, dass Kenia vom Erfolg dieser Unternehmen profitiert“ (Hardwareunternehmer, Interview, 18.11.2015; Übers. d. A.).[13]

Die gesellschaftspolitischen Ambitionen, die mit Technikentwicklung verfolgt werden, sind im *African Maker Manifesto* festgehalten, das die Organisator*innen der „Maker Faire Africa“ formulierten. Darin heißt es:

„1. Wir werden auf niemanden warten. 2. Wir werden die Dinge herstellen, die Afrika braucht. 3. Wir werden Herausforderungen als Möglichkeit des Erfindens sehen und Erfindungen als Mittel, um den afrikanischen Einfallsreichtum zu beweisen. [...] 5. Wir werden der Welt zeigen, wie sexy afrikanische Produktion sein kann. [...] 10. Wir werden Afrika mit unseren eigenen Händen neu erschaffen.“

(Maker Faire Africa 2012; Übers. d. A.)

Das Manifest macht deutlich, dass die Entwicklung neuer Technologien sowohl lokale Expertise als auch Fürsorge für lokale Gemeinschaften symbolisiert. Ziel ist es, manuelle Herstellungspraktiken umzudeuten: von informalisierten und improvisierten *hacks* hin zu Hightecharbeit. Diese Art von Technikentwicklung in Kenia wird als kontinentale afrikanische Errungenschaft angesehen, die für die Emanzipation von externer Unterstützung und vom Bild eines verarmten, passiven Globalen Südens steht.

Da sich kenianische Techunternehmer*innen durch ihre Arbeit für ein gesellschaftliches Wohl ermächtigt fühlen, sind sie Sinnbilder sogenannter „entrepreneurial citizens“ (Irani 2015: 801), die neoliberale Logiken der Technikentwicklung und dekoloniale Visionen der Unabhängigkeit miteinander vereinen. In diesem Sinne sagen auch Avle et al. (2019: 2), dass die Arbeit von Techunternehmer*innen an Orten mit wenig materiellen Ressourcen besonders komplex ist, da diese staatlich vernachlässigte Probleme angehen, ihre eigenen Existenzgrundlagen sichern und gleichzeitig gegen globale Exklusionen kämpfen müssen.

Auf diese Weise historisch situiert arbeitet die Techszene Nairobis also daran, nationale Agenden zu verwirklichen, ausreichendes Einkommen zu generieren und Kenias Positionierung im Technokapitalismus performativ umzuschreiben. Dies geschieht unter anderem durch die affektive und körperliche Praktik des Geschichtenerzählens während der geführten Rundgänge durch Co-Working-Spaces. Bei der folgenden Beleuchtung dieser Performanzen beziehe ich mich theoretisch auf Geograph*innen, die argumentieren, dass Geschichten (*stories*) nicht nur einen bestimmten Status quo von Menschen, Orten und Dingen repräsentieren, sondern zugleich affizieren und materialisieren (Cameron 2012: 581, 586). Die narrative Arbeit des Geschichtenerzählens kann – wenn sie kritisch angewandt wird – emanzipatorische Effekte haben, etwa indem sie Hegemonie entgegenwirkt und oppositionelle Politiken

marginalisierter Gruppen aufbaut (Boyce 1996: 21; Cameron 2012: 580). J. K. Gibson-Graham (2002: 36) nennt dieses emanzipatorische Potenzial von Geschichten „Resubjektivierung“ und meint damit die Schaffung und Aufrechterhaltung alternativer – in ihrem Fall nicht kapitalistischer – Institutionen, Praktiken und Diskurse. In Bezug auf Orte verwendet Crang (2004: 76) das Konzept der „scripting places“, um zu argumentieren, dass Bilder, Texte und Praktiken in der Lage sind, Orte zu erschaffen und somit auch deren Geschichte und Geographie umzuschreiben.

4. Das Skripten von Positionalitäten durch Co-Working-Space-Rundgänge

Orte und Körper, die als technologisch defizitär gelesen werden, sehen sich nach Positionalitäten, die ihre alltägliche Arbeit vereinfachen. Technikentwickler*innen in Kenia verwenden ihren Status als Vorbild „afrikanischer“ Innovation und die daraus resultierende internationale mediale Aufmerksamkeit, um Geschichten zu schreiben, die Nairobis Techszene so inszenieren, dass Zweifelnde von der vorhandenen Expertise überzeugt werden. Es ist also nicht nur das Designen, Programmieren und Bauen neuer Technologien, das politische Unterstützung und Investitionen für Technikentwicklung mobilisiert, sondern auch die alltägliche Arbeit, in Blogs, Newslettern und Social-Media-Einträgen Geschichten zu erzählen und Technologien als *made in Africa, for Africa* zu vermarkten (Coban 2018). All diese Praktiken führen dazu, Kenias Positionalität in globalen Machtasymmetrien auszuhandeln und neu zu skripten.

Öffentliche Inszenierungen technologischer Visionen stehen weltweit in Techszenen auf der Tagesordnung. *Hackathons*, Co-Working-Spaces, Aufzüge^[14] und Twitter sind nur einige der Orte, an denen Techunternehmer*innen regelmäßig sich selbst, ihre Visionen und ihre Technologien als revolutionär und heldenhaft präsentieren, um mit potenziellen Investor*innen und Kund*innen in Kontakt zu kommen (Davies/Horst 2016).

Die Tatsache, dass öffentliche Selbst- und Projektpräsentationen strategisch eingesetzt werden, um technikwissenschaftliche Arbeit voranzutreiben, hat unter anderem die *sociology of expectations* herausgearbeitet (Brown/Rip/van Lente 2003; Felt/Fochler 2012; Wynne et al. 2007). So stellen Wynne et al. (2007: 24) fest, dass Wissensschaffende der Öffentlichkeit Geschichten über ihre Projekte erzählen müssen, um aus ihrer eigenen

Berufsgruppe, von der Politik sowie Geldgeber*innen Unterstützung zu erhalten. Dabei sei das Erzählen über technologische Lösungen für gesellschaftliche Probleme essenziell, um die Projekte sichtbar zu machen und zu legitimieren (Brown 2003; Davies/Horst 2016; Dickel/Schrabe 2017; Felt/Fochler 2012). Für die Techszene Südafrikas analysiert Pollio (2020: 2717 ff.), dass nicht nur Geschichten, sondern auch Zahlen, Listen, Karten und Reklameartikel die Existenz des *Silicon Capes* ontologisch herstellen.

Im Weiteren möchte ich Einblicke in die wohl körperlichste Art und Weise des Geschichtenerzählens geben: das Herumführen von Besucher*innen durch Co-Working-Spaces. Das Ziel, (weit gereiste) Besuchende zu empfangen und durch die kreativen Arbeitsplätze der kenianischen Technikentwicklung zu führen, ist eine körperliche, also anfassbare und beobachtbare Inszenierung von Geschichten über die kenianische Techszene. Auf diese Weise werden die Besuchenden – meist internationale Investor*innen – von der Existenz hochwertiger Ideen überzeugt.

Aufgrund der Notwendigkeit, über vielversprechende technologische Zukünfte zu berichten, um Unterstützer*innen davon zu überzeugen, stimme ich mit Wynne et al. (2007: 24) überein, dass Wissens- und Technikproduktion eine globale Ökonomie technikwissenschaftlicher Versprechen darstellt. Die Ökonomisierung vielversprechender Geschichten lässt sich jedoch noch erweitern: Ich nehme daher nicht nur Narrationen und Texte in den Blick, sondern auch die körperlichen, affektiven und materiellen Performanzen technologischer Unternehmungen. Damit zeige ich, dass der Technokapitalismus eine Ökonomie der Versprechen *und* Performanzen über noch zu verwirklichende Technologien ist.

Rundgänge und die Inszenierung von Nairobis Techsektor

Das Empfangen von Besucher*innen ist für Co-Working-Spaces auf der ganzen Welt eine Selbstverständlichkeit. Einem Interviewpartner zufolge ist die Möglichkeit, dass jeder Mensch die kreativen Arbeitsplätze Nairobis betreten kann, ein Zeichen für die „Kultur der Offenheit“, die in Techcommunities auf der ganzen Welt gefeiert wird (User-Experience-Designer, Interview, 11.11.2015; Übers. d. A.). Er erklärt, dass das Offenlassen der Türen eine hierarchiefreie Art des Wissensaustauschs repräsentiert.[15] Ähnlich wie dieser User-Experience-Designer betonen viele, dass es in Kenias Co-Working-Spaces vor allem um Zusammenarbeit,

Offenheit, Gemeinschaft, Kreativität und Diversität geht (Friederici 2019: 194). Wie bereits erläutert, dienen die Besuche zum informellen Kennenlernen, aber auch zur Präsentation von Technikprojekten, um finanzielle Förderer*innen zu finden. So bricht beispielsweise Hektik aus, wenn über den Flurfunk bekannt wird, dass am selben Tag noch Gäste der Weltbank kommen werden, der eigene Prototyp aber noch nicht fertig ist (Forschungstagebuch, 29.6.2016). Mit diversen Absichten werden tagtäglich Besucher*innen an den kenianischen Arbeitsplätzen der Technikentwicklung willkommen geheißen: berühmte Technologieunternehmer*innen wie Zuckerberg, Politiker*innen, Vertreter*innen von Geberorganisationen, internationale Investor*innen, Tourist*innen, die eine „Get to know Kenyan startups“-Tour auf Airbnb gebucht haben sowie Studierende aus Kenia und der ganzen Welt, die sich einen Eindruck von den neuesten Technologien verschaffen wollen.

Die Anzahl der täglichen Besucher*innen ist enorm. An jedem einzelnen Tag besuchen externe Menschen die Co-Working-Spaces. Dieser Zulauf von Besuchenden zeigt, dass Nairobi ein Vorbild für die Technikentwicklung auf dem afrikanischen Kontinent ist. Für gewöhnlich sind es neue oder junge Angestellte eines Unternehmens oder eines Co-Working-Spaces, die Besucher*innen herumführen. Während des Rundgangs erzählen sie die Entstehungsgeschichte des Techniksektors und heroische Geschichten über kenianische Technologien, die marginalisierten Menschen in Afrika helfen.[16] Manchmal werden auch einzelne Nutzer*innen der Co-Working-Spaces ausgewählt, den Besucher*innen ihr aktuelles Projekt zu *pitchen*. Die Besucher*innen kommen meist nicht allein, sondern in Gruppen von drei bis zehn Personen. Wie schon dargestellt sind die Hintergründe und Interessen der Besucher*innen vielfältig, aber zwei Dinge haben vor allem internationale Besuchende gemein: Sie sind mit Kameras ausgestattet und haben keine nennenswerten Vorkenntnisse über die Techszene Nairobis.

Um zu verdeutlichen, wie Besucher*innen die Arbeit in Co-Working-Spaces affektiv verständlich gemacht wird, beschreibt die folgende Vignette sehr verkürzt, wie sie durch das Magua-Bishop-Gebäude geführt werden. Dieses Gebäude war 2010 der Geburtsort des *iHubs* und versammelte bis 2017 die bekanntesten Start-ups, Co-Working-Spaces und Tech-NGOs in Nairobi.

Technikentwicklung in Nairobi erfahren

Vier Designstudierende und zwei Professoren einer britischen Universität folgen Peter[17] in den vierten Stock des Magua-Bishop-Gebäudes. Vor der Tür des *iHubs* beginnt er zu erzählen. Er erwähnt die Gewaltausbrüche nach den Wahlen in Kenia 2007/2008 und dass die Open-Source-Software Ushahidi[18] dabei half, durch Kartierungen gewalttätige Vorkommnisse transparent zu machen. Ushahidi und Technikentwicklung in Nairobi wurden global populär und der *iHub* konnte gegründet werden. Nach diesen einleitenden Worten zur Entstehungsgeschichte der Techszene betritt die Besucher*innengruppe den Co-Working-Space und wird neben Gemurmel und Kaffeeduft von John begrüßt, dem *space manager*. Langsam schlendern die sechs Besucher*innen zwischen den Tischen der arbeitenden Menschen umher, die über ihre Laptops gebeugt programmieren, schreiben oder YouTube-Videos schauen.

Nach wenigen Minuten gibt Peter ein Handzeichen und führt die Gruppe hinunter in den dritten Stock, wo unter anderem Microsoft ein Büro hat. Der zweite Stock birgt die größten Attraktionen für diese Besucher*innen: den ersten Makerspace Kenias sowie das Büro eines erfolgreichen Hardware-Start-ups. Vor der Bürotür zählt Peter all die Probleme auf, die das Start-up mit seinem Produkt eines mobilen Modems gelöst hat – beispielsweise das aufgrund von Stromausfällen instabile Internet. Während er spricht, läuft Peter ins Büro, um zu fragen, ob sich die Besucher*innen die Technologie ansehen können. Er kehrt zurück und gibt der Gruppe das Zeichen zum Eintreten. ‚Wow! Dieser Ort ist riesig und sieht zu 100 Prozent aus wie ein kreativer Arbeitsplatz in den USA‘, ruft eine der Studierenden aus. Die Gruppe versammelt sich um Peter, der die Produkte des Start-ups in den Händen hält. Hinter ihm an der Wand steht in verschnörkelter Schrift: ‚You can do hard things‘.

Beim nächsten Halt im gegenüberliegenden Makerspace ist das Gefühl der Verwunderung unter den Besucher*innen weiterhin sehr präsent. Eine CNC-Maschine, ein Schweißgerät, 3-D-Drucker und Holzsägen – die Besuchenden sind erstaunt, dass ein Makerspace in Kenia besser ausgestattet ist als ihrer an einer britischen Universität.

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

Sie zücken ihre Kameras und Smartphones und machen Fotos von den Arbeitsplätzen.

Die letzte Station des Rundgangs ist Pete's, das berühmte Burrito-Café im Erdgeschoss des Gebäudes. Es heißt, dies sei der Ort, an dem die wirklichen Innovationen stattfinden. Bei erfrischendem Saft und Kaffee tauschen die Besucher*innen sich über ihre neu gewonnenen Eindrücke aus.

(Forschungstagebuch, 3.11.2015; 30.6.2016; 26.7.2016)

Diese Vignette soll veranschaulichen, dass die Rundgänge Geschichten ebenso greifbar wie fühlbar inszenieren. Besucher*innen wird die Möglichkeit gegeben, durch die Arbeitsplätze der Technikentwicklung zu flanieren, Menschen und Maschinen bei der Arbeit zu betrachten, technologischen Ideen zu lauschen und dort zu essen, wo vermeintlich alle kenianischen Technikentwickler*innen essen, denken und sich vernetzen.[19] Das Eintauchen in die Geschmäcker, Gerüche und Geräusche des täglichen Lebens von Technikentwickler*innen lässt die Besucher*innen spüren, wie sich die Arbeit in der Techszene Nairobis anfühlt.[20]

Die affektive Inszenierung von Technikentwicklung erinnert an McDowells (2009) Beschreibung von Arbeit im Dienstleistungssektor. Ihr zufolge sind Gefühle wie Ekel, Verachtung, Scham, Demütigung, Wut, Empathie, Überraschung, Vergnügen, Genuss und Aufregung – einzeln oder in Kombination miteinander – Teile einer Dienstleistung, die immer den Verkauf eines Körpers beinhaltet (ebd.: 225). Die Selbstpräsentationen und das Geschichtenerzählen im Techniksektor Nairobis sind daher dem Dienstleistungssektor ähnlich: Die Frage, wie sich unterschiedliche Körper zueinander verhalten (oder auch nicht), steht auch hier im Mittelpunkt (ebd.). In diesem Sinne argumentieren auch die Wissenschaftskommunikationswissenschaftlerinnen Sarah Davies und Maja Horst (2016: 214), dass Geschichten affektive Errungenschaften sind. Für sie ist Wissenschaftskommunikation ein Dschungel voller Farben, Gerüche, verschiedener Bestien und seltsamer Dinge, die im Schatten lauern; also niemals rational und vorhersehbar. Inspiriert von den Perspektiven der *workplace geographies* (Cragg 1994; McDowell 2009) möchte ich einen Blick darauf werfen, wie an Arbeitsplätzen das Intime mit dem Globalen verwoben ist. Welche Affekte werden an kreativen Arbeitsplätzen mobilisiert und welche Auswirkungen hat die kontinuierliche verkörperte Inszenierung der eigenen Arbeit?

Rundgänge und Gefühle der Objektifizierung

Die Performanzen für Besuchende werden begleitet von Gefühlen der Angst, als Techunternehmer*in nicht bestehen zu können, von der Fürsorge für die eigene Gemeinschaft und von der Wut darüber, während der Rundgänge als Anschauungsobjekt zu fungieren. Ein Smartphonebild (Abb. 1) und der dazugehörige Tagebucheintrag von mir geben einen Einblick darin, wie es sich anfühlt, tagtäglich während der Arbeit besucht zu werden:

„Irgendwann kamen [ein bekannter Seriengründer] und eine Gruppe von 15 schicken Personen, die ich als *weiß* lese, herein. Sie gingen nicht sehr weit in den Makerspace hinein, sondern standen nur im Eingangsbereich und sahen uns an. Ich schämte mich für zwei Frauen, die sich von der Gruppe lösten und ungefragt Fotos von den Bildschirmen und arbeitenden Menschen machten. [...] Brian, der mir gegenüber saß, beugte sich über den Tisch und fragte mich flüsternd: ‚Kommen die hier her, weil Sie nicht glauben, dass so etwas in Afrika passiert?‘“

(Forschungstagebuch, 23.6.2016; Übers. d. A.)

Das Foto und der Tagebuchauszug verweisen auf eine bestimmte räumliche Anordnung: Die Besucher*innen halten sich in der Regel in der Nähe des Eingangs auf, hören der herumführenden Person zu und beobachten



Abb. 1 Schnappschuss einer Besucher*innen-gruppe im Makerspace (Quelle: Autorin)

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

die arbeitenden Menschen aus der Ferne. Brian konnte die räumliche Distanz zwischen ihm und den Besucher*innen am Eingang spüren, da er den Zweck ihres Besuchs nicht hören konnte. Brians Verwunderung und Irritation über die Besuche *weißer* Menschen verdeutlichen zudem sein Empfinden einer körperlichen Grenze – zwischen den Körpern der Besucher*innen und seinem eigenen (Ahmed/Schmitz 2014).

Diese empfundene Andersartigkeit kam auch in einem Gespräch zwischen zwei ehemaligen Co-Working-Space-Mitarbeitenden auf, die ihren Arbeitsplatz einen Zoo nannten:

„Joseph: ‚Für mich ist das Nervigste an den Touren, dass einfach ganze Teams reinkommen und filmen: Wer seid Ihr?! Warum filmt Ihr mich?‘

Glory: ‚Das ist sogar bei einem der *Kids Hacker Camps* passiert. [...] Wir mussten Menschen davon abhalten, einfach Fotos von Kindern zu machen. ‚Was ist nicht in Ordnung mit Euch!?‘ – ‚Oh, ich finde, Ihr macht da etwas sehr Cooles.‘ Sie sehen Kinder in einem Tech Hub und denken sofort es sei etwas Cooles.‘

Joseph: ‚Ein Zoo.‘“

(Co-Working-Space-Mitarbeitende,
Interview, 24.3.2017; Übers. d. A.)

Durch ungefragtes Fotografieren fühlen sich Technikentwickler*innen objektiviert – wie Tiere im Zoo. Hierbei gilt es die Blickrichtungen während der Rundgänge zu beachten: Wer darf beobachten und schauen und wer wird betrachtet? Die fehlende (verbale) Interaktion zwischen arbeitenden Menschen und den vornehmlich *weißen* Besucher*innen sowie das Schießen von Fotos verfestigen den sogenannten kolonialen Blick (*colonial gaze*), der seit der Kolonialzeit Menschen in (ehemaligen) Kolonien exotisiert und als anders darstellt (Melber 2001).

Die empfundene Einschüchterung der beobachteten Arbeiter*innen entwickelt sich oft zur Wut über Unbekannte, die die Privatsphäre und das Bedürfnis nach Ruhe der Arbeitenden nicht respektieren. Es wird kritisiert, dass Angestellte und Mitglieder der Co-Working-Spaces durch die Besuche keine Vorteile erlangen: „Was haben *wir* davon? Wollt Ihr etwas finanzieren? Wollt Ihr mit uns zusammenarbeiten? Bitte sagt nicht einfach ‚Tschüss‘“ (Co-Working-Space-Mitarbeiterin, Interview, 24.3.2017; Übers. d. A.). Die meist fehlende Kommunikation über die

Verwendung der von Besuchenden gesammelten Informationen löst auch Widerstand gegen Interviewanfragen internationaler Journalist*innen oder Forscher*innen aus (PR-Manager, Interview, 17.4.2017).[21]

Die Zweifel an der Sinnhaftigkeit der Rundgänge stehen im Widerspruch zu der Begeisterung der Besucher*innen, wie mein Forschungstagebuch zeigt:

„Für die [Design]-Studierende waren die fünf Tage in Nairobi ein großartiges Erlebnis. Die circa Zwanzigjährigen erklärten, dass sie noch ihren Enkelkindern von der Reise erzählen würden und dass sie nicht erwartet hätten, dass es hier so schön ist. Ich fragte sie, was sie erwartet haben und ein Student antwortete, dass er weniger Ausstattung und nicht so nette und gleichgesinnte Leute erwartet hat.“

(Forschungstagebuch, 3.7.2016)

Vor allem Besucher*innen aus Großbritannien, den USA oder Deutschland vergleichen die Inneneinrichtung und die technische Ausstattung der Arbeitsplätze in Nairobi mit Co-Working-Spaces in ihren Herkunftsländern und äußern ihr Erstaunen über die bloße Existenz einer Techszene in Kenia. Die ständige Verwunderung über den kenianischen Techniksektor und dessen unerwartete Vergleichbarkeit mit Hightecharbeitsplätzen im Globalen Norden veranlasst viele kenianische Technikentwickler*innen zu der Annahme, dass die Besuche der internationalen Besucher*innen von kolonialen Stereotypen geprägt sind.

Einer Tech-Hub-Mitarbeiterin zufolge sind „weiße Besuchende“ einfach schon davon fasziniert, „junge afrikanische Techniknerds an Computern eine App programmieren zu sehen“ (Tech-Hub-Mitarbeiterin, Interview, 24.3.2017; Übers. d. A.). Oftmals hatten meine Forschungspartner*innen das Gefühl, dass für die Mehrheit der Besucher*innen der touristische Eventcharakter des Besuchs eines von der westlichen Technikgeschichte vernachlässigten Ortes wichtiger zu sein scheint als das Hören einer detaillierten persönlichen Geschichte:

„Es ist so einfach immer wieder die gleiche Geschichte zu erzählen, denn das ist, wonach die meisten *weißen* Menschen hier suchen. Ich erinnere mich, dass ich von Projekten erzählte, die wir vor Jahren gemacht haben. Sie sagten: ‚Wow! Das ist so cool, ey!‘ Niemand

fragt, was *ich* mache. Es kümmert sie nicht, sie wollen nicht wirklich etwas über uns erfahren – sie wollen nur wissen, dass in Afrika ein paar coole Projekte gemacht werden. [...] Sie wollen eine Tour, dasselbe wie bei BBC, aber diesmal von einer Person erzählt, die dort arbeitet.“

(ehemalige *iHub*-Mitarbeiterin, Interview, 24.3.2017; Übers. d. A.)

Die Interviewpartnerin ist wütend und traurig darüber, dass die Besucher*innen, die sie herumführt, keine Fragen über sie, ihre Arbeit, Motivation und Ausbildung stellen. Sie empfindet das Entzücken über eine entpersonalisierte Geschichte von „coolen Projekten in Afrika“ (ebd.) als Beleidigung, da es auf diskriminierenden Vorstellungen von einem singulären und defizitären Afrika beruht. Das fehlende Interesse an Geschichten, die von Medienberichten abweichen, erinnert an touristische Veranstaltungen, bei denen Orte in Ländern des Globalen Südens gezielt für die Interessen privilegierter Reisenden inszeniert werden (d’Hauteserre 2004: 238). Vor diesem Hintergrund behaupten Tourismuswissenschaftler*innen, dass westliche Tourist*innen afrikanische Kontexte als Tabula rasa wahrnehmen, als exotischen, empfänglichen, zeitlosen Raum, der darauf wartet, mit imperialistischen Imaginationen gefüllt zu werden (van Eeden 2004: 21).

Selbstverständlich sind nicht alle Besucher*innen unfreundliche, sensationslustige Personen. Ein Rundgangsleiter hat zum Beispiel das Gefühl, dass seine Besucher*innen manchmal mehr Fragen stellen wollen, dies aber nicht tun, weil sie bemerken, dass sie ihn von seiner eigentlichen Arbeit abhalten (Interview, 17.4.2017). Seine Einschätzung spiegelt meine Scham wider, die ich während meines Rundgangs empfand: Meine Anwesenheit zwang Menschen, mit mir zu reden, obwohl diese gar keine Zeit für ein Gespräch hatten (Forschungstagebuch, 3.11.2015). Außerdem entschuldigen sich einige Besucher*innen auf Geschäftsreise dafür, dass sie wahllos Fotos machen und keine Zeit für Interaktionen haben. Ihre Zeitpläne seien eng getaktet und die geschossenen Fotos notwendig, um ihre Aktivitäten zu belegen (Forschungstagebuch, 28.6.2016; 30.3.2017).

Mir geht es jedoch nicht darum, individuelle Besuchende der Techszene Nairobis entweder als interessierte und selbstreflexive oder als unempathische und rassistische Wesen zu bewerten. Es geht mir

darum, postkoloniale Machtasymmetrien aufzuzeigen, die sich in Reiserichtungen, Blickrichtungen und Wissensabschöpfung ausdrücken.

Rundgänge und ihre performative und affektive Ambiguität

Die empirischen Einblicke in die Rundgänge durch Co-Working-Spaces zeigen, dass diese ihre Funktion erfüllen, nämlich Zweifelnde davon zu überzeugen, dass es in Kenia Technikentwicklung gibt. Jedoch sind die unterschiedlichen Gefühle angesichts ein und derselben Situation bedeutsam: Besucher*innen genießen die sinnliche Erfahrung der kenianischen Techszene, indem sie Arbeiter*innen, Technologien und Maschinen beobachten, berühren und fotografieren. Im Gegensatz dazu fühlen sich die Arbeitenden genervt, wenn sie mehrmals am Tag die gleiche Geschichte erzählen müssen; irritiert, wenn sie beobachtet und verärgert, wenn sie ohne Erlaubnis fotografiert werden. Bei den besuchten Technikentwickler*innen hinterlassen die Rundgänge also häufig nur die Hoffnung auf Investitionen, den Verlust von Arbeitszeit und eher Irritation und Einschüchterung als Inspiration, Wissensgewinn oder ein greifbares finanzielles Ergebnis.

Diese unterschiedlichen Empfindungen deuten auf die performative Ambiguität der Praktiken des Geschichtenerzählens hin. Einerseits bergen die narrative Arbeit der Technikentwickler*innen und die affektiven Zustände des Staunens und der Begeisterung der Besucher*innen ein emanzipatorisches Potenzial: Die Positionalität Kenias kann neu geskriptet werden, indem koloniale Stereotype eines vermeintlich a-technologischen Ortes widerlegt werden. Andererseits materialisieren die voyeuristischen Besuche die Machtasymmetrien, die schon vor langer Zeit begonnen haben, Menschen in (ehemaligen) Kolonien zu exotisieren, zu *othern* und zu betrachten.

Die Ursache der Ambiguität ist das ambivalente Streben nach dekolonialer Unabhängigkeit mittels kapitalistischer Technologien: Die Rundgänge sollen Wissensaustausch fördern und lokale Technikentwickler*innen zur Mitarbeit ermutigen, gleichzeitig werden sie jedoch für die finanziellen Bedürfnisse der Techszene benötigt. So sind Geschichten über technologische Projekte Dienstleistungen für potenzielle Investor*innen und müssen demnach die Erwartungen des vornehmlich internationalen und *weißen* Publikums erfüllen. Das bedeutet: Kenias rassistische koloniale Vergangenheit und gegenwärtige globale Ungerechtigkeiten führen dazu, dass Gefühle des Erstaunens an den Körpern und Technologien der

innovativen Arbeitsplätze in Nairobi „kleben“ (Ahmed 2004b: 120) bleiben und diese gesamtgesellschaftlich entlang historisch gewachsener Machtstrukturen organisieren. Die gegenläufigen klebrigen Affekte wie Begeisterung und Wut handeln kontinuierlich Nairobis Positionalität als postkoloniales Anderes im globalen Technokapitalismus aus.

5. Fazit: Technokapitalismus – eine Ökonomie der Versprechen und Performanzen

Ein Co-Working-Space in Nairobi ist ein Ort, an dem Technikentwickler*innen Prototypen und Erzählungen schaffen, um Zukünftigen der Unabhängigkeit und Industrialisierung näherzukommen. Der empirische Fokus auf das Geschichtenerzählen für Besucher*innen dieser Arbeitsplätze macht eine alltägliche Arbeit sichtbar, die auf den ersten Blick nicht Teil von Innovationsprozessen zu sein scheint. Die Selbstdarstellung von Technikentwickler*innen und ihren Projekten dient als Instrument, Besuchende davon zu überzeugen, dass auch Orte außerhalb des Silicon Valleys Erfolgsgeschichten zu erzählen haben. Durch die Widerlegung abwertender Imaginationen technologischer Arbeit in einem afrikanischen Kontext möchten Technikentwickler*innen ihre Positionalitäten neu skripten. Die Rundgänge durch Co-Working-Spaces und das dortige Geschichtenerzählen sind also performative Arbeit mit dem Ziel, am Bestehen technokapitalistischer Zentren und Peripherien zu rütteln. Hieran wird deutlich, dass Positionalitäten körperliche Errungenschaften sind und keine essenziellen Entitäten.

Des Weiteren zeigt der Artikel, dass Nairobis technokapitalistische Positionalitäten in der Historie und Gegenwart Kenias situiert sind. Das bedeutet, dass Technikentwicklung in Kenia durch Kolonialismus und die darauffolgenden Entwicklungsexperimente mit importierten Technologien beeinflusst ist. Außerdem ist die Techszene Nairobis in globale Innovationsdiskurse eingebettet, die nationalen Fortschritt durch neue Technologien versprechen sowie in postkoloniale Pfadabhängigkeiten, die sich in Kenias Peripheralität in Technikwarenströmen und eurozentrischer Technikgeschichte ausdrücken. Diese Situiertheit hat einen Einfluss darauf, wie Technikentwickler*innen handeln, arbeiten und über Zukünfte nachdenken (Müller-Mahn 2020: 157). Kenias periphere Positionalität im Technokapitalismus ruft Zukunftswünsche einer selbstbestimmten Volkswirtschaft hervor. So wird in einem Kontext, in dem die Entwicklung von Hightech keine Selbstverständlichkeit ist, das

Streben nach technikwissenschaftlicher Modernität zu einem emanzipatorischen Akt der Loslösung von hegemonialen Imaginationen eines verarmten, passiven Globalen Südens. Daher argumentiere ich, dass kenianische Technikentwicklung die neoliberale Selbsterfüllung des unternehmerischen Selbst, aber auch technikdeterministische Vorstellungen von wirtschaftlichem Fortschritt mit politischen Vorhaben einer dekolonialen Emanzipation vereint. Die Auflösung epistemologischer und materieller Ungleichheit soll durch kapitalistische Marktintegration und die gleichzeitige Schaffung fürsorglicher panafrikanischer Technikentwickler*innen erreicht werden.

Die Verbindung emanzipatorischer mit kapitalistischen Logiken geschieht nicht ohne Ambivalenzen: Die alltäglichen Erzählungen über revolutionäre Innovationen während der Rundgänge durch kenianische Co-Working-Spaces dienen nicht nur als Mittel, um Positionalitäten neu zu skripten, sondern sind auch Ausdruck einer Ökonomie, die technologische Versprechen und Performanzen in Wert setzt. Da Technikentwickler*innen für ihre Arbeit auf Investitionen angewiesen sind, müssen sie technokapitalistischer Inwertsetzung gerecht werden und antizipierende Versprechen über technologische Zukünfte mobilisieren. Wie in diesem Artikel aufgezeigt, scheint das bloße Versprechen von technologischem Fortschritt nicht ausreichend zu sein, um Vertrauen zu erlangen und internationale Investor*innen von der Arbeit kenianischer Technikentwickler*innen zu überzeugen. Orte und Körper, die im Technokapitalismus ein postkoloniales Anderes darstellen, müssen ihre Arbeit als sinnliches, touristisches Event inszenieren, in dem das vornehmlich *weiße* Publikum mehr Handlungsmacht besitzt als die Erzähler*innen. Dadurch werden die emanzipatorischen Bestrebungen, koloniale Machtasymmetrien in globalen Technopolitiken abzuschaffen, torpediert.

Die Auseinandersetzung mit kontextspezifischen Affekten wie Wut, Scham und Freude an Arbeitsplätzen der Technikentwicklung macht die Bedeutung und die Prekarität beim Entwickeln von Technik und bei der Schaffung ersehnter Zukünfte deutlich. Auf die Existenz alltäglicher Formen des Widerstands (Scott 2008[1986]) gegen koloniale Blicke und Wissensabschöpfung konnte ich in diesem Artikel nicht eingehen, daher möchte ich im Ausblick erwähnen: Es gibt verschiedene Strategien, um den unangenehmen Situationen der Rundgänge aus dem Weg zu gehen. Eine sogenannte „Überlebensstrategie“ ist das Erzählen einer

standardisierten Geschichte, um die Rundgänge so kurz und formell wie möglich zu halten, aber dennoch nicht durch Verweigerung den eigenen Job zu verlieren (Technikentwickler*innen, Interviews, 24.3.2017; 17.4.2017). Auch treffen Technikentwickler*innen Schutzvorkehrungen wie das Tragen unübersehbarer Kopfhörer, um nicht ansprechbar zu wirken oder das Aufstellen von Whiteboards zwischen Tür und Schreibtischen, um für eintretende Besucher*innen nicht sichtbar zu sein. Durch lautes Seufzen, Augen rollen und das auffällige Einschalten eines 45-minütigen Timers zeigen Technikentwickler*innen ihre Missgunst gegenüber ständigen Störungen (Forschungstagebuch, u.a. 11.11.2015). Diese alltäglichen Widerstände gegen die Inszenierung der eigenen Arbeit zeigen emanzipatorische Momente der Aushandlung von technokapitalistischen Normen innovativer Arbeit, Technologien und Wissen, einer möglichen „afrikanischen Art“ der Technikentwicklung (Cofie 2019; Jackson 2017) sowie der richtigen Kompliz*innen – Besucher*innen, Investor*innen, Mitarbeitende oder Maschinen.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Makerspaces sind kollaborative Werkstätten, in denen digitalisierte Maschinen wie 3-D-Drucker und Computerized-Numerical-Control-Maschinen (CNC-Maschinen), aber auch Sägen und Lötkolben für die manuelle Herstellung von Prototypen oder die Reparatur von Dingen zur Verfügung stehen.
- [2] Auch andere aufstrebende bzw. vom Globalen Norden neu entdeckte Orte der Technikentwicklung werden mit Bezug zum Silicon Valley bezeichnet: So gilt Shenzhen als *Silicon Valley for Hardware*, Kapstadt als *Silicon Cape* und Bangalore als *Silicon Plateau*.
- [3] 2020 erhielten kenianische Start-ups afrikaweit die meisten Investitionen, obwohl es in Kenia weniger Start-ups gibt als in Nigeria, Ägypten und Südafrika (*Disrupt Africa 2021*: 18). Die Aussagen über Techinvestitionen in diesem Artikel basieren auf den jährlichen Finanzberichten von *Disrupt Africa*, einem Nachrichtenportal über Techszenen in Afrika. Die Berichte inkludieren nur Investitionen aus dem Privatsektor, keine (entwicklungspolitischen) Fördermittel.
- [4] Zu den wenigen ethnographischen Analysen digitaler Praktiken und Technologien in afrikanischen Kontexten gehören Jack/Avle (2021), Pollio (2020) und Tristl (i.E.).
- [5] Weitere empirische Erhebungsmethoden waren teilnehmende Beobachtungen an Orten und bei Veranstaltungen, an denen ich nicht explizit mitgearbeitet habe, daneben leitfadengestützte Interviews mit Start-up-Gründer*innen und Kenias berühmtesten Techakteur*innen sowie Fokusgruppendifkussionen mit langjährigen Forschungspartner*innen.

- [6] Ich verwendete hauptsächlich meinen Körper als affektives Forschungsinstrument, da ich technisch zu schlecht ausgestattet war für experimentellere affektive Forschungsmethoden. So scheiterte beispielsweise mein Versuch, die auditive Dimension von Technikentwicklung durch Aufnahmen der Geräuschkulisse im Makerspace fassbar zu machen, an der Qualität der Tonaufnahmen.
- [7] Sara Ahmed konzeptualisierte die „stickiness“ von Affekten (2014 [2004]: 8). Ihr zufolge kleben Gefühle an manchen Körper und Objekten, während sie über andere hinweggleiten. An welchen Körpern und Objekten Gefühle wie beispielsweise Angst kleben bleiben, werde durch die Geschichte von Begegnungen bestimmt (Ahmed 2004b: 120). Daraus schließt Ahmed, dass Emotionen Körper gesamtgesellschaftlich organisieren und Grenzen entlang historisch gewachsener Machtstrukturen herstellen (Ahmed 2004a: 33).
- [8] Als Maker*innen werden Menschen bezeichnet, die Dinge bauen, reparieren oder sich aneignen. Die Maker*innenbewegung bezieht sich auf nicht-institutionelle Formen der Innovation wie *hacking* und *do it yourself* und wurde 2005 durch die Gründung des Magazins *Make* ins Leben gerufen (Dougherty 2012). Maker*innen und Makerspaces sind von unterschiedlichen Ideologien geprägt, die von Autarkie, antikapitalistischer Produktion und demokratischem Wissenstransfer bis hin zu kommerziellen und unternehmerischen Zielen reichen (Dickel et al. 2019). Heutiges Making bezieht sich vor allem auf die Herstellung von Dingen mithilfe digitaler Technologien wie 3-D-Druckern oder Laserschneidern.
- [9] Das Wort *jugaad* beschreibt auf Hindi einen *hack around*, also eine innovative, improvisierte Lösung eines Problems (Radjou/Prabhu/Ahuja 2012: 4).
- [10] *Jua kali* bedeutet auf Kiswahili heiße Sonne. Der Begriff wird verwendet, um den informalierten Sektor in Kenia zu beschreiben (King 1996).
- [11] Die Gründe für die speziell in Kenia auftretenden rassistischen Investitionen müssen noch wissenschaftlich belegt werden.
- [12] Die Beschreibung der USA oder anderer Industrieländer als problemfreie Orte des Techunternehmertums ist eine Homogenisierung. Avle et al. (2019) beschreiben etwa, wie Klasse und race den Zugang zu Finanzierung und materiellen Ressourcen in einkommensschwachen Gegenden in Detroit bestimmen. Daneben gibt es auch Forschungen zu geschlechtsspezifischen Ungleichheiten in Techszenen weltweit (Jiménez 2019; Eckhardt et al. 2021).
- [13] Wie in allen kapitalistischen Systemen gibt es auch zwischen kenianischen Technikentwickler*innen Konkurrenzverhalten. Dieses ist vor allem auf die Knappheit von Ressourcen zurückzuführen und drückt sich in Angst vor dem Scheitern einer unternehmerischen Idee aus. Siehe Coban (2019) für eine Ausführung von Praktiken in Co-Working-Spaces, die durch ein Gefühl der Angst entstehen.
- [14] Aufzüge sind die Orte des sagenumwobenen *elevator pitch* – einer 30-sekündigen Zusammenfassung eines Projekts, die potenzielle Förderer*innen während einer gemeinsamen Fahrt im Aufzug von einer Investition überzeugen soll (Denning/Dew 2012: 38).
- [15] Das Wissen wird in analoger Form geteilt; zu einem großen Teil aber auch über digitale Plattformen wie GitHub, auf denen Maker*innen und Programmierer*innen ihre Projekte global transparent machen.
- [16] Siehe Coban (2016) für eine Analyse der erzählten Geschichten und deren normative Auswirkungen auf Geschichten, Technikentwickler*innen und Innovationen.

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

- [17] Ich habe meine Forschungspartner*innen und ihre Start-ups anonymisiert und verwende daher ihre beruflichen Positionen oder Pseudonyme.
- [18] Ushahidi bedeutet auf Kiswahili Beweis. Zu der Open-Source-Software siehe Goldstein/Rotich (2008); Manske (2014).
- [19] Das Gerücht, dass sich alle Innovationen bei Pete's zutragen, hält sich hartnäckig, obwohl die Angestellten und Mitglieder von Co-Working-Spaces nur selten dort zu Mittag essen, da Pete's teurer ist als andere Restaurants in der Umgebung.
- [20] Der öffentliche Zugang zu den Techarbeitsplätzen variiert je nach gesellschaftlicher Position: Während ich als privilegierte weiße Wissenschaftlerin oft direkt zu den Personen geführt wurde nach denen ich fragte (selbst wenn das bedeutete, dass ich damit ein Treffen von Führungskräften unterbrach), musste ein kenianischer Student zwei Stunden warten, bis ein Makerspace-Mitarbeiter mit ihm sprach (Forschungstagebuch, 9.11.2015; 28.6.2016). Des Weiteren bekam ich zum Beispiel gleich an meinem ersten Tag im iHub eine Führung durch das Gebäude, während einem Makerspace-Kollegen ein solcher Rundgang erst nach drei Monaten Arbeit angeboten wurde (Forschungstagebuch, 30.6.2016).
- [21] Zu Beginn meiner Forschung wurde ich in die Kategorie weißer Besucher*innen, die Wissen und Arbeitszeit abschöpfen, eingeordnet. Auf mich wurde mit Gefühlen der Verärgerung und Einschüchterung reagiert, bis ich mich durch meine Mitarbeit von einer ausbeutenden zu einer fürsorglichen Besucherin wandelte (Makerspace-Mechanikerin, Interview, 24.4.2017).

Autor_innen

Alev Coban ist Humangeographin und beschäftigt sich mit Affekten und Macht an innovativen Arbeitsplätzen der Technikentwicklung.
coban@geo.uni-frankfurt.de

Literatur

- Ahmed, Sara (2004a): Collective feelings: Or, the impressions left by others. In: *Theory, Culture and Society* 21/2, 25-42.
- Ahmed, Sara (2004b): Affective economies. In: *Social Text* 22/2, 117-139.
- Ahmed, Sara (2014 [2004]) *The cultural politics of emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Ahmed, Sara / Schmitz, Sigrid (2014): Affect/emotion: Orientation matters. A conversation between Sigrid Schmitz and Sara Ahmed. In: *Freiburger Zeitschrift für GeschlechterStudien* 20/2, 97-108.
- Anderson, Warwick (2002): Introduction – postcolonial technoscience. In: *Social Studies of Science* 32/5-6, 643-658.
- Anwar, Mohammad Amir / Graham, Mark (2021): Between a rock and a hard place: Freedom, flexibility, precarity and vulnerability in the gig economy in Africa. In: *Competition & Change* 25/2, 237-258.
- Avle, Seyram / Hui, Julie / Lindtner, Silvia / Dillahaunt, Tawanna (2019): Additional labors of the entrepreneurial self. In: *Proceedings of the Association for Computing Machinery on Human-Computer Interaction* 3/CSCW, 1-24.
- Avle, Seyram / Lindtner, Silvia / Williams, Kaiton (2017): How methods make designers. In: *Proceedings of the 2017 CHI Conference on Human Factors in Computing Systems*, 472-483.
- Birch, Kean (2017): Techno-economic assumptions. In: *Science as Culture* 26/4, 433-444.

- Boeva, Yana (2018): Break, make, retake: Interrogating the social and historical dimensions of making as a design practice. Toronto: York University. <https://yorkspace.library.yorku.ca/xmlui/handle/10315/35785> (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Boyce, Mary E. (1996): Organizational story and storytelling: a critical review. In: *Journal of Organizational Change Management* 9/5, 5-26.
- Braybrooke, Kat / Jordan, Tim (2017): Genealogy, culture and technomyth. Decolonizing Western information technologies, from open source to the maker movement. In: *Digital Culture & Society* 3/1, 25-46.
- Bristow, Tegan (2017): Post African futures: positioning the globalized digital within contemporary African cultural and decolonizing practices. In: *Critical African Studies* 9/3, 281-301.
- Brown, Nik (2003): Hope against hype. Accountability in biopasts, presents and futures. In: *Science Studies* 16/2, 3-21.
- Brown, Nik / Rip, Arie / Lente, Harro van (2003): Expectations in & about science and technology. www.york.ac.uk/satsu/expectations/Utrecht%202003/Background%20paper%20version%2014May03.pdf (letzter Zugriff am 14.11.2019).
- Butoliya, Deepa (2018): Critical jugaad: A (post) critical investigation into marginal making practices from beyond the Anglo-European sphere. In: *Making Futures* 5, 1-16.
- Cairns, Kate (2013): The subject of neoliberal affects: Rural youth envision their futures. In: *The Canadian Geographer/Le Géographe canadien* 57/3, 337-344.
- Carr, Chantel / Gibson, Chris (2017): Animating geographies of making: Embodied slow scholarship for participant-researchers of maker cultures and material work. In: *Geography Compass* 11, e12317.
- Cameron, Emilie (2012): New geographies of story and storytelling. In: *Progress in Human Geography* 36/5, 573-592.
- Cessou, Sabine (2018): Das digitale Glück der Kenianer. In: *Le Monde diplomatique* 12/2018, 14.
- Chan, Anita Say (2013): *Networking peripheries. Technological futures and the myth of digital universalism.* Cambridge/London: MIT Press.
- Chouliaraki, Lilie (2010): Post-humanitarianism – humanitarian communication beyond a politics of pity. In: *International Journal of Cultural Studies* 13/2, 107-126.
- Coban, Alev (2016): Same, same but different: Storytelling of innovative places and practices in Nairobi. In: Julia Engelschalt / Arne Maibaum / Franziska Engels / Jakob Odenwald (Hg.), *Schafft Wissen – Gemeinsames und geteiltes Wissen in Wissenschaft und Technik. Proceedings der 2. Tagung des Nachwuchsnetzwerks „INSIST“, München*, 139-152. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-58220-7> (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Coban, Alev (2018): Making hardware in Nairobi: Between revolutionary practices and restricting imaginations. In: *Journal of Peer Production* 12, 60-76.
- Coban, Alev (2019): Calculative making: The fear of failure in Kenya's makerspaces. www.4sonline.org/calculative-making-the-fear-of-failure-in-kenyas-makerspaces (letzter Zugriff am 14.1.2023).
- Cockayne, Daniel G. (2016): Entrepreneurial affect: Attachment to work practice in San Francisco's digital media sector. In: *Environment and Planning D* 34/3, 456-473.
- Cofie, Ethel (2019) Why is it important that African startups build for Africa first (Part 1). <http://blog.ethelcofie.com/2019/07/18/why-is-it-important-that-african-startups-build-for-africa-first-part-1/#.XuUXRedCS70> (letzter Zugriff am 13.6.2020).
- Crang, Mike (2004): Cultural geographies of tourism. In: Alan A. Lew / C. Michael Hall / Allan M. Williams (Hg.), *A companion to tourism.* Malden u. a.: Blackwell, 74-84.
- Crang, Philip (1994): It's showtime. On the workplace geographies of display in a restaurant in southeast England. In: *Environment and Planning D* 12/6, 675-704.
- Davies, Sarah R. / Horst, Maja (2016): *Science communication. Culture, identity and citizenship.* London: Palgrave Macmillan.

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

- Denning, Peter J. / Dew, Nicholas (2012): The myth of the elevator pitch. Instead of pitching, listen and offer. In: *Communications of the Association for Computing Machinery* 55/6, 38-40.
- d'Hauteserre, Anne-Marie (2004): Postcolonialism, colonialism, and tourism. In: Alan A. Lew / C. Michael Hall / Allan M. Williams (Hg.), *A Companion to tourism*. Malden u. a.: Blackwell, 235-245.
- Dickel, Sascha / Schneider, Christoph / Thiem, Carolin / Wenten, Klara-Aylin (2019): Engineering publics: The different modes of civic technoscience. In: *Science & Technology Studies* 32/2, 8-23.
- Dickel, Sascha / Schrape, Jan-Felix (2017): The logic of digital utopianism. In: *Nanoethics* 11, 47-58.
- Disrupt Africa (2021): African tech startups. Funding report 2020. <https://disrupt-africa.com/funding-report> (letzter Zugriff am 16.4.2021).
- Disrupt Africa (2022): The Kenyan startup ecosystem. Report 2022. <https://disruptafrica.gumroad.com/l/bqyjt> (letzter Zugriff am 12.1.2023).
- Doevenspeck, Martin / Hollstegge, Julian (2019): Digitalisierung in Ostafrika. In: *Geographische Rundschau* 71/11, 30-33.
- Dougherty, Dale (2012): The maker movement. In: *Innovations: Technology, Governance, Globalization* 7/3, 11-14.
- Dourish, Paul / Mainwaring, Scott D. (2012): Ubicomp's colonial impulse. In: *Proceedings of the 2012 Association for Computing Machinery Conference on Ubiquitous Computing*, 133-142.
- Eckhardt, Jennifer / Kaletka, Christoph / Pelka, Bastian / Unterfrauner, Elisabeth / Voigt, Christian / Zirngiebl, Marthe (2021): Gender in the making: An empirical approach to understand gender relations in the maker movement. In: *International Journal of Human-Computer Studies* 145, Article 102548.
- Eeden, Jeanne van (2004): The colonial gaze: Imperialism, myths, and South African popular culture. In: *Design Issues* 20/2, 18-33.
- Ehn, Billy (2011): Doing-It-Yourself – autoethnography of manual work. In: *Ethnologia Europaea – Journal of European Ethnology* 41/1, 53-63.
- England, Kim V. L. (1994): Getting personal: Reflexivity, positionality, and feminist research. In: *The Professional Geographer* 46/1, 80-89.
- Escobar, Arturo (2015): Commons im Pluriversum. In: Silke Helfrich / David Bollier / Heinrich-Böll-Stiftung (Hg.), *Die Welt der Commons. Muster gemeinsamen Handelns*. Bielefeld: transcript, 334-345.
- Farias, Ignacio / Wilkie, Alex J. (2015): Studio studies – notes for a research programme. In: Ignacio Farias / Alex J. Wilkie (Hg.), *Studio studies: Operations, topologies & displacements*. London: Routledge, 1-21.
- Felt, Ulrike / Fochler, Maximilian (2012): What science stories do. Rethinking the multiple consequences of intensified science communication. Department of Social Studies of Science, University of Vienna. https://sts.univie.ac.at/fileadmin/user_upload/i_sts/Ueber_uns/pdfs_Felt_Felt_Fochler_Stories.pdf (letzter Zugriff am 13.6.2020).
- Friederici, Nicolas (2016): Innovation hubs in Africa. Assemblers of technology entrepreneurs. Unveröffentlichte Dissertation, Oxford Internet Institute, Oxford: University of Oxford.
- Friederici, Nicolas (2019): Hope and hype in Africa's digital economy. The rise of innovation hubs. In: Mark Graham (Hg.), *Digital economies at global margins*. Cambridge/London: MIT Press, 193-221.
- Giuliani, Dario / Ajadi, Sam (2019): 618 active tech hubs: The backbone of Africa's tech ecosystem. www.gsma.com/mobilefordevelopment/blog/618-active-tech-hubs-the-backbone-of-africas-tech-ecosystem (letzter Zugriff am 9.10.2020).
- Gibson-Graham, J. K. (2002): Beyond global vs. local: Economic politics outside the binary frame. In: Andrew Herod / Melissa W. Wright (Hg.), *Geographies of power: Placing scale*. Malden u. a.: Blackwell, 25-60.

- Goldstein, Joshua / Rotich, Juliana (2008): Digitally networked technology in Kenya's 2007-2008 post-election crisis. Berkman Center Research Publication. https://cyber.harvard.edu/publications/2008/Digitally_Networked_Technology_Kenyas_Post-Election_Crisis (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Graham, Mark / Mann, Laura (2013): Imagining a Silicon Savannah? Technological and conceptual connectivity in Kenya's BPO and software development sectors. In: *The Electronic Journal of Information Systems in Developing Countries* 56/2, 1-19.
- Grimme, Shannon / Bardzell, Jeffrey / Bardzell, Shaowen (2014): We've conquered dark: Shedding light on empowerment in critical making. In: *Proceedings of the 8th Nordic Conference on Human-Computer Interaction: Fun, Fast, Foundational*. Association for Computing Machinery, 431-440.
- Guma, Prince K. (2022): Nairobi's rise as a digital platform hub. In: *Current History* 121/835, 184-189.
- Irani, Lilly (2015): Hackathons and the making of entrepreneurial citizenship. In: *Science, Technology, & Human Values* 40/5, 799-824.
- Irani, Lilly (2019): *Chasing innovation. Making entrepreneurial citizens in modern India*. Princeton/Oxford: Princeton University Press.
- Jack, Margaret / Avle, Seyram (2021): A feminist geopolitics of technology. In: *Global Perspectives* 2/1, 24398.
- Jackson, Tom (2017): What does it mean for technology to be innately African? <http://disrupt-africa.com/2017/01/what-does-it-mean-for-technology-to-be-innately-african> (letzter Zugriff am 13.6.2020).
- Jiménez, Andrea (2019): Inclusive innovation from the lenses of situated agency: Insights from innovation hubs in the UK and Zambia. In: *Innovation and Development* 9, 41-64.
- Kenyatta, Jomo (1971 [1938]): *Facing Mount Kenya. The tribal life of the Gikuyu*. Nairobi: Heinemann Educational Books.
- King, Kenneth (1996): *Jua Kali Kenya: Change and development in an informal economy, 1970-1995*. Nairobi: East African Educational.
- Kleine, Dorothea / Unwin, Tim (2009): Technological revolution, evolution and new dependencies: What's new about ICT4D? In: *Third World Quarterly* 30/5, 1045-1067.
- Kohtala, Cindy / Boeva, Yana / Holm, Felix / Stassen, Suné (2020): Makers and design in South Africa. Technology and craft cultures and their antecedents. In: *Digital Culture & Society* 6/1, 135-152.
- Köckritz, Angela (2017): Bits and bytes in Kenia. In: *DIE ZEIT*, 30.3.2017, 8.
- Laliberté, Nicole / Schurr, Carolin (2016): The stickiness of emotions in the field: Complicating feminist methodologies. In: *Gender, Place and Culture* 23/1, 72-78.
- Law, John (1994): *Organizing modernity*. Oxford u. a.: Blackwell.
- Longhurst, Robyn / Ho, Elsie / Johnston, Lynda (2008): Using „the body“ as an „instrument of research“: kimchi and pavlova. In: *Area* 40/2, 208-217.
- Macharia, Ken (2016): Facebook's Zuckerberg in Kenya, to meet tech entrepreneurs. www.capitalfm.co.ke/business/2016/09/facebooks-zuckerberg-kenya-meet-tech-entrepreneurs (letzter Zugriff am 17.3.2021).
- Maker Faire Africa (2012) *Our maker manifesto*. <http://makerfaireafrica.com/2012/10/20/our-maker-manifesto> (letzter Zugriff am 30.11.2020).
- Manske, Julia (2014): *Innovations out of Africa. The emergence, challenges and potential of the Kenyan tech ecosystem*. Vodafone Institute for Society and Communications. https://www.vodafone-institut.de/wp-content/uploads/2015/09/VFI_InnovationsAfrica_EN.pdf (letzter Zugriff am 16.7.2021).
- Marchant, Eleanor (2014): The geography of technology creation: An ethnographic look at two technology communities. www.academia.edu/6683126/The_Geography_of_Technology_Creation_An_Ethnographic_Look_at_Two_Technology_Communities (letzter Zugriff am 14.2.2023).

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

- Marchant, Eleanor (2015): Who is ICT innovation for? Challenges to existing theories of innovation, a Kenyan case study. <https://ora.ox.ac.uk/objects/uuid:413e3b42-bbe5-4234-9988-6192b24cb837> (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Mavhunga, Clapperton Chakanetsa (2017): Introduction: What do science, technology, and innovation mean from Africa? In: Clapperton Chakanetsa Mavhunga (Hg.), *What do science, technology, and innovation mean from Africa?* Cambridge/London: MIT Press, 1-27.
- Maxigas (2014): Hacklabs and hackerspaces: Shared machine workshops. www.researchgate.net/publication/265378243_Hacklabs_and_Hackerspaces_Shared_machine_workshops (letzter Zugriff am 12.7.2017).
- McDowell, Linda (2009): *Working bodies. Interactive service employment and workplace identities.* Wiley-Blackwell: Chichester.
- McMorran, Chris (2011): *Work it out: Using work as participant observation to study tourism.* In: C. Michael Hall (Hg.), *Fieldwork in tourism. Methods, issues and reflections.* Oxon u. a.: Routledge, 220-231.
- McMorran, Chris (2012): *Practising workplace geographies: Embodied labour as method in human geography.* In: *Area* 44/4, 489-495.
- Melber, Henning (2001): *Der Weißheit letzter Schluss. Rassismus und kolonialer Blick.* Frankfurt am Main: Brandes & Apsel.
- Mellis, David Adley (2011): *Case studies in the digital fabrication of open-source consumer electronic products.* Unveröffentlichte Masterarbeit. Media Arts and Sciences School of Architecture and Planning, Massachusetts Institute of Technology. <https://alumni.media.mit.edu/~mellis/mellis-thesis-screen.pdf> (letzter Zugriff am 20.5.2019).
- Microsoft (2019): *Furthering our investment in Africa: Microsoft opens first Africa development centre in Kenya and Nigeria.* <https://news.microsoft.com/en-xm/features/furthering-our-investment-in-africa-microsoft-opens-first-africa-development-centre-in-kenya-and-nigeria> (letzter Zugriff am 8.2.2021).
- MIED – Ministry of Industrialization and Enterprise Development (2015): *Kenya's industrial transformation programme.* <https://industrialization.go.ke/index.php/downloads/282-kenya-s-industrial-transformation-programme> (letzter Zugriff am 21.10.2019).
- Mkandawire, Thandika (1988): *The road to crisis, adjustment and de-industrialisation: The African case.* In: *Africa Development/Afrique et Développement* 13/1, 5-31.
- Mkandawire, Thandika (2014): *The spread of economic doctrines and policymaking in post-colonial Africa.* In: *African Studies Review* 57/1, 171-198.
- Morris, Rhett / Török, Lili / AbdelAzim, Maha / Linton, Patrick (2018): *Fostering productive entrepreneurship communities. Key lessons on generating jobs, economic growth, and innovation.* <https://endeavor.org/wp-content/uploads/2021/09/Fostering-Productive-Entrepreneurship-Communities.pdf> (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Mungai, Christine (2015): *What's holding back Africa's tech startups?* www.weforum.org/agenda/2015/09/whats-holding-back-africas-tech-startups (letzter Zugriff am 6.6.2017).
- Müller-Mahn, Detlef (2020): *Envisioning African futures: Development corridors as dreamscapes of modernity.* In: *Geoforum* 115, 156-159.
- Mwago, Sylvia (2021): *Google unveils a 10 million dollar grant to support Kenya's post covid-19 recovery.* www.invest.go.ke/google-unveils-10-million-dollar-grant-support-kenyas-post-covid-19-recovery (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Ndemo, Bitange (2016) *How Kenya became the cradle of Africa's technological innovation.* www.newsweek.com/how-kenya-became-cradle-africas-ict-innovation-534694 (letzter Zugriff am 19.8.2022).
- Nothias, Toussaint (2014): *„Rising“, „hopeful“, „new“: Visualizing Africa in the age of globalization.* In: *Visual Communication* 13/3, 323-339.
- Ochonu, Moses E. (2020): *African entrepreneurship: the fetish of personal responsibility.* <http://roape.net/2020/05/26/african-entrepreneurship-the-fetish-of-personal-responsibility> (letzter Zugriff am 18.8.2022).

- Ouma, Stefan (2012): Markets in the making. Zur Ethnographie alltäglicher Marktstrukturen in organisationalen Settings. In: *Geografica Helvetica* 67/4, 203-211.
- Ouma, Stefan (2016): Capitalism in Africa. A critique of critical political economy. <https://roape.net/2016/10/19/capitalism-africa-critique-radical-political-economy> (letzter Zugriff am 26.10.2020).
- Pedwell, Carolyn / Whitehead, Anne (2012): Affecting feminism: Questions of feeling in feminist theory. In: *Feminist Theory* 13/2, 115-129.
- Pollio, Andrea (2020): Making the silicon cape of Africa: Tales, theories and the narration of startup urbanism. In: *Urban Studies* 57/13, 2715-2732.
- Radjou, Navi / Prabhu, Jaideep (2015): Frugal innovation. How to do better with less. Great Britain: The Economist in association with Profile Books Ltd. and Public Affairs.
- Radjou, Navi / Prabhu, Jaideep / Ahuja, Simone (2012): Jugaad innovation. Think frugal, be flexible, generate breakthrough growth. San Francisco: Jossey-Bass.
- Rose, Gillian (1997): Situating knowledges: Positionality, reflexivities and other tactics. In: *Progress in Human Geography* 21/3, 305-320.
- Schubert, Christian (2018): Frankreich setzt auf einen Aufschwung in Afrika. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 8.5.2018, 18.
- Schurr, Carolin / Strüver, Anke (2016): „The Rest“: Geographien des Alltäglichen zwischen Affekt, Emotion und Repräsentation. In: *Geographica Helvetica* 71, 87-97.
- Scott, Jim (2008 [1986]): Everyday forms of peasant resistance. In: *The Journal of Peasant Studies* 13, 5-35.
- Sheppard, Eric (2002): The spaces and times of globalization: Place, scale, networks, and positionality. In: *Economic Geography* 78/3, 307-330.
- Speich, Daniel (2009): The Kenyan style of „African socialism“: Developmental knowledge claims and the explanatory limits of the cold war. In: *Diplomatic History* 33/3, 449-466.
- Spivak, Gayatri Chakravorty (1985): The Rani of Simur. In: Francis Barker (Hg.), *Europe and its others*. Proceedings of the Essex conference on the sociology of literature. Colchester: University of Essex.
- Startup Guide World (2020): Startup guide Nairobi. Kopenhagen: Startup Guide World.
- Suarez-Villa, Luis (2001): The rise of technocapitalism. In: *Science Studies* 14/2, 4-20.
- Swainson, Nicola (1976): The role of the state in Kenya's post-war industrialisation. Nairobi: University of Nairobi.
- Takhteyev, Yuri (2012): Coding places. Software practice in a South American city. Cambridge/London: MIT Press.
- Taylor, Alex (2011): Out there. In: Proceedings of the Special Interest Group on Computer-Human Interaction Conference on Human Factors in Computing Systems, 685-694.
- Thrift, Nigel (2003): Practising ethics. In: Michael Pryke / Gillian Rose / Sarah Whatmore (Hg.), *Using social theory: Thinking through research*. London u. a.: Sage, 105-121.
- Tolia-Kelly, Divya P. (2006): Affect – an ethnocentric encounter? Exploring the „universalist“ imperative of emotional/affectual geographies. In: *Area* 38/2, 213-217.
- Tristl, Christiane (i. E.): Financializing water service provision with digital devices: Pro-commercialization alliances and the „exclusive inclusion“ of the unbankable in Mathare, Nairobi. In: *Globalizations*.
- Wajcman, Judy (2006): TechnoCapitalism meets TechnoFeminism. Women and technology in a wireless world. In: *Labour & Industry* 16/3, 7-20.
- Vannini, Phillip (2015): Non-representational ethnography: New ways of animating lifeworlds. In: *Cultural Geographies* 22/2, 317-327.
- Verne, Julia (2014): Neue Netze, neue Räume? Mobiltelefonie in Afrika. In: *Geographische Rundschau* 6, 42-47.
- Weltbank (2016): Tech hubs and incubators in Africa. <https://pubdocs.worldbank.org/en/765531472059967675/AFC42460-081716.pdf> (letzter Zugriff am 19.8.2022).

Das postkoloniale Andere im Technokapitalismus

Wynne, Brian / Felt, Ulrike / Callon, Michel / Gonçalves, Maria E. / Jasanoff, Sheila / Jepsen, Maria / Joly, Pierre-Benoît / Konopasek, Zdenek / May, Stefan / Neubauer, Claudia / Rip, Arie / Siune, Karen / Stirling, Andy / Tallacchini, Mariachiara (2007): Taking European knowledge society seriously. Report of the Expert Group on Science and Governance to the Science, Economy and Society Directorate, Directorate-General for Research, European Commission, European Commission. <https://op.europa.eu/en/publication-detail/-/publication/5d0e77c7-2948-4ef5-aec7-bd18efe3c442> (letzter Zugriff 29.1.2023).

The postcolonial Other in technocapitalism. Insights into the affective negotiation of positionalities in Nairobi's tech scene

The years 2007/2008 mark a turning point in Kenyan technology development. An open-source technology for mapping societal grievances gains global attention. Since then, Nairobi has served as an international role model for innovation made *in Africa*, with *Silicon Savannah* attracting the second highest investment in Africa. Drawing on (auto-) ethnographic research of affects and positionalities at innovative workplaces in Nairobi, I argue that technology development in Kenya, besides coding, modeling, and 3D printing, consists of enacting Nairobi as a place that can keep up with global technocapitalism. Empirical insights into guided tours at coworking spaces reveal the affective work which is needed in a technocapitalist economy of promises and performances to approach the desired futures of economic progress and decolonial emancipation. The endeavor of re-scripting Nairobi's positionality as a postcolonial other is ambivalent; emancipatory moments emerge, while global asymmetries of power are continually reproduced.

Care-Ökonomien im ländlichen Raum am Beispiel eines ostdeutschen Gemeinschaftsprojektes

Inga Haese

Der Aufsatz thematisiert das Potenzial von Care-Ökonomien in ländlich geprägten Regionen in Ostdeutschland. Einzelne Projekte von Care-Ökonomien, so meine These, weisen dem ländlichen Raum in Ostdeutschland bei der Findung alternativer Arbeits- und Lebensweisen eine experimentierfreudige Rolle zu. Anhand eines Gemeinschaftsprojektes wertet der Artikel Care-Praktiken und Elemente einer Care-Ökonomie aus, die widersprüchliche Entwicklungen jenseits von Idealisierungen oder Romantisierungen aufzeigen. Eine Erkenntnis der geschilderten Feldforschung ist, dass transformative Praktiken in Care-Ökonomien die kapitalistische Differenzierung zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit irritieren. Jedoch sind Aushandlungen über die Arbeitszeiten und die Inwertsetzung der (un-)sichtbaren Arbeit in der Care-Ökonomie Gegenstand von Widersprüchen und Konflikten.

An English abstract can be found at the end of the document.

„Dass erst (Re)Produktion die Produktivkraft Arbeit dauerhaft hervorbringt und ermöglicht, wird unhinterfragt vorausgesetzt – ebenso wie die als unerschöpflich geltende (Re)Produktivität der Natur. Wie Wiederherstellung geschieht, bekümmert dieses ökonomische System nicht – es spielt sich außerhalb seiner Sphäre ab, jenseits des Marktes“.

(Biesecker/Hofmeister 2012: 242)

1. Einleitung

Ein zentrales Motiv aktueller Zeitdiagnosen ist die Kritik an einer extraktiven Wachstums- und Marktökonomie, die eine sorgsame Befriedigung der Bedürfnisse von Mensch und Umwelt außer Acht lasse (Dengler et al. 2022: 311; Wichterich 2020). Innovationen zu deren Veränderung sind

Topoi einer soziologischen Forschung. Diese lief bisher vor allem auf die These hinaus, die Orte solcher Transformationen – also Orte, die mit wirtschaftlichen und/oder sozialen Praktiken experimentieren – seien Städte (Schneidewind 2020: 139). Tatsächlich werden aktuell aber ländliche Räume als heimliche Gravitationszentren, ja gar als „Keimzellen sozialökologischer Transformation“ (Unthan/Heuser/Kratzer 2022: 222) gehandelt. Die jüngere Forschung zu Care-Ökonomien und anderen alternativen Wirtschaftsformen in ländlichen Räumen wirft jedoch Fragen auf. Die Forschung stilisiert die Potenziale sozialer Innovationen in der Peripherie hoch und lobt lokale Selbstorganisation, Gemeinschaftsgüter sowie kleinbäuerliche Landwirtschaften als „kreative, experimentelle Herangehensweisen“ (ebd.). Oder aber sie kritisiert, wie zuletzt in der Kritik des Community-Kapitalismus, solidarische Care-Ökonomien für deren freiwilligen Einsatz, da sie sich gerade in ländlichen und strukturschwachen Regionen als Antwort auf die Krise der Daseinsvorsorge in den Dienst des Sozialstaats stellten (Haubner/van Dyk 2021). Die Forschungsarbeiten weisen einen gemeinsamen Kern auf: Es gibt im ländlichen Raum – und zwar gerade im strukturschwachen ländlichen Raum – offenbar soziale Experimente und innovative Projekte, die aus Dörfern Laboratorien neuer Gesellschafts- und Arbeitsformen zu machen versuchen. Akteur*innen, die sich bewusst in solchen ländlichen Regionen niederlassen, gehen offenbar zunehmend sozial-ökologische Herausforderungen an, und zwar in kreativen und genossenschaftlich oder anderweitig gemeinschaftlich organisierten Projekten (u. a. Wember/Reusch 2021; Kumnig/Rosol 2020; Burke et al. 2018; Frech/Scurrrell/Willisch 2017). Meine Forschungsthese greift diese Beobachtungen auf. Ich behaupte, dass auch in ländlichen, strukturschwachen Regionen Ostdeutschlands einzelne Projekte von Care-Ökonomien dem ländlichen Raum eine experimentierfreudige Rolle bei der Findung alternativer Arbeits- und Lebensweisen zuweist. Die empirische Forschung, auf der dieser Aufsatz basiert, deckt (ver-)sorgende oder (re-)produktive Praktiken in Care-Ökonomien auf. Diese versuchen, herkömmliche Modelle von Lohnarbeit zu überschreiten, aber auch Konflikte, die in und mit ihnen entstehen. Die zugrunde liegenden qualitativen Daten wurden 2019/2020 zur Analyse eines Personenförderprogramms im ländlichen, strukturschwachen Raum erhoben.[1] Die Geförderten sind Mitstreiter*innen solidarischer, experimenteller Projekte in verschiedenen ostdeutschen Bundesländern.

Der Aufsatz ist in drei Teile gegliedert: Im ersten Teil präzisiere ich die Ausgangsthese anhand von Forschungen zur Care-Ökonomie und leite daraus die Elemente der zu analysierenden Care-Ökonomie ab. Im zweiten Teil erläutere ich die Quelle meiner Daten und stelle anschließend exemplarisch einen Fall vor, der die Experimentierfreude, aber auch die Konflikte einer Care-Ökonomie aufzeigt. Im dritten Teil folgt ein Fazit, das Schlüsse aus der Empirie zieht und weiterführende Fragen formuliert: Haben wir es in strukturschwachen ländlichen Räumen wirklich mit „Keimzellen sozialökologischer Transformation“ (Unthan/Heuser/Kratzer 2022) zu tun? Falls ja: Was ist das Innovative an den Arbeits- und Lebensformen in diesen Care-Ökonomien?

2. Care-Ökonomie

Der Begriff der Care-Ökonomie geht auf eine traditionsreiche geschlechtersoziologische Debatte über den gesellschaftlichen Stellenwert von Sorgearbeit[2] zurück, die als „Herzstück feministischer Gesellschaftskritik“ (Brückner 2021) gilt. Sorgearbeit bezeichnet dabei „alle praktischen Relationen zwischen Menschen, [...] die sich [...] aus dem Werden und Vergehen des Lebens ergeben“ (Klinger 2014: 83). Da der Begriff der Sorge Macht- und Herrschaftsverhältnisse fortschreiben kann (insbesondere Fürsorge, vgl. Hofmeister et al. 2021: 44f.) hat sich zur Bezeichnung von Sorgearbeit auch hierzulande der englische Begriff Care[3] durchgesetzt. Für Sabine Hofmeister und ihre Mitautorinnen zeigt sich Care-Arbeit in Praktiken, die handelnde Personen in ihren Sorgebeziehungen ausüben: „Care‘ wird [...] als Tätigkeit adressiert, als etwas, das Menschen *tun* sollten, um ihre Welt zu erhalten, fortzuführen und zu reparieren“ (ebd.: 40, eigene Hervorhebung). Nach einer weiter gefassten Definition, die Joan C. Tronto (2015) in ihren Überlegungen zu einer *caring democracy* vorschlägt, fallen auch Tätigkeiten der Kinderbetreuung und Pflege von Kranken über helfende Aufgaben, die wir Angehörigen oder Freund*innen angedeihen lassen bis hin zur Pflege eines Ackers unter Care. Für Tronto sind Care-Tätigkeiten all jene Handlungen, die als unsichtbare Arbeiten die Voraussetzung eines funktionierenden Gemeinwohls und des gesellschaftlichen Zusammenhalts bilden. In diesem Sinne können auch Tätigkeiten Care-Praktiken sein, die *Objekte* der Sorge einbeziehen und diese subjektivieren. Care wird also nicht als moralische Gesinnung verstanden, sondern als „sorgendes Sich-in-Beziehung-Setzen“ (Hofmeister et al. 2021: 41). Im Anschluss an

die Akteur-Netzwerk-Theoretikerin Puig de la Bellacasa kann unter Care eine Beziehung zwischen Sorgenden und Umsorgten (bzw. umsorgten Dingen) verstanden werden. Das lässt sich auch auf die Haltung von Nutztieren oder auf die Landwirtschaft beziehen, also konkret auf ländliche Räume (vgl. ebd.). Die Irritation einer Trennung von als reproduktiv verstandener Arbeit und als produktiv verstandener Arbeit ist somit in der Praxis von Care bereits angelegt.[4]

Luise Gubitzer und Katharina Mader verstehen unter Care-Arbeit jegliche geleistete unbezahlte Arbeit. Care-Ökonomie definieren sie mit Susan Donath als „the other economy“ (2011: 13 ff.), als die andere Seite der Marktökonomie. Auch diese Vorstellung hält an der Dichotomie zwischen ökonomisch In-Wert-Gesetztem und nicht In-Wert-Gesetztem fest. Interessant ist, dass die Autorinnen der Makroperspektive eine analytische Mikroperspektive voranstellen, über die Merkmale einer Care-Ökonomie in den Blick geraten. Diese sei durch *zehn Elemente* markiert (ebd.: 14): 1. Die *Motivation* (bei der Betrachtung von Care-Beziehungen ist etwa die Unterscheidung zwischen Nutzenorientierung und moralischer Überzeugung wichtig), 2. die *Zeit* (mit der für die Care-Arbeit zur Verfügung stehende Zeit als wichtigem Bestimmungsmerkmal), 3. der *Ort* (Care-Arbeit verlangt Anwesenheit), 4. die *Beziehung/Kommunikation* (also das Eingehen von Beziehungen als notwendige Voraussetzung), 5. die *geschlechtsspezifische Arbeitsteilung* (Geschlechterverhältnisse sind Machtverhältnisse, die sich in Care-Ökonomien „besonders in der geschlechtshierarchischen Arbeitsteilung“ zeigten, ebd.: 14), 6. die der Care-Ökonomie zugrunde liegende *Normen*, 7. die jeweils zur Verfügung stehenden *Ressourcen*, 8. die in der Care-Beziehung herrschenden *Abhängigkeiten oder Machtverhältnisse*, 9. die *einsetzbaren Technologien* sowie 10. die *Lebensnotwendigkeit* (Care-Ökonomie für Kinder, kranke oder betagte Menschen). Dabei unterscheiden die Autorinnen zwischen direkter Care-Arbeit, die in „direkter Beziehung zwischen zwei Personen“ (oder Lebewesen) stattfindet und unterstützender, indirekter Care-Arbeit, die „direkte Care-Arbeit erst ermöglichen, sie organisieren, unterstützen“ würde (ebd.: 18). Den Prozess des „Caring“ differenzieren sie nach Berenice Fisher und Tronto in die vier Phasen: „caring for“, „taking care“ und „care-giving“ als akute Phasen der Aufgabe selbst sowie „care-receiving“, das Reaktionen auf die ersten drei Phasen umfasst (zitiert nach ebd.: 15; vgl. Tronto 2015). Ein solches mehrschichtiges Modell einer Mikroökonomie von Care zeigt auch, dass sich Care-Ökonomien über die Analyse ihrer

Praxis sinnvoll erforschen lassen. Dabei verstehe ich soziale Praxis mit Pierre Bourdieu als praktische Logik, deren Sinn „nur im Handeln erfasst werden kann“ (1993 [1987]: 168). Eine Praktik, die mit hegemonialen Herangehensweisen bricht, definiere ich wiederum als *transformative Praktik* (vgl. Howaldt/Schwarz 2017; Shove/Pantzar/Watson 2012: 73). Zur Erforschung von Care-Ökonomien bietet sich ein praxeologischer Ansatz an, als adäquate Methode zur Datenerhebung die Ethnographie (Lüders 2017 [2000]). Im Folgenden erläutere ich die Studie, deren Ergebnisse meine Eingangsthese untermauern.

3. Wege in die Care-Ökonomie? Forschung im ländlichen Raum Ostdeutschlands

Mit einem Förderprogramm förderten eine westdeutsche Stiftung und ein ostdeutsches Institut für Regionalentwicklung zwischen 2013 und 2021 rund 100 engagierte Personen und deren Projekte im ländlichen, strukturschwachen Raum Ostdeutschlands. Die qualitative Evaluierungsstudie des Förderungsprogramms stellt die Grundlage meiner Forschung dar. Die geförderten Projekte sind dabei keine herausgehobenen Best-Practice-Projekte. Im Gegenteil: Bei den Förderern laufen regelmäßig Anträge aus ländlichen Regionen ein, von denen viele nicht berücksichtigt werden können, die aber alle ähnlich gemeinwohlorientierte Ziele verfolgen.[5] Die untersuchten Care-Ökonomien in Ostdeutschland heben eine experimentierfreudige und zukunftsweisende Rolle des ländlichen Raums bei der Hervorbringung von Arbeits- und Lebensformen hervor. Hierzu stelle ich exemplarisch Erkenntnisse aus einer Einzelfallstudie vor. Zuvor folgt jedoch ein Überblick über das Forschungsvorgehen.

Methoden

Die Evaluierung[6] des Förderprogramms umfasste eine Dokumentenanalyse von 80 bewilligten Anträgen aus vier Förderrunden, 30 qualitative, leitfadengestützte Interviews mit geförderten Personen sowie drei ethnographische Fallstudien im Rahmen von Feldbesuchen. Die in den Einzelfallstudien eingehender untersuchten Fälle beschreiben beispielhaft eine Entwicklung in vielen vorgefundenen Projekte in abseits gelegenen ländlichen Regionen Ostdeutschlands. Als qualitativ Forschende wissen wir, dass sich aus Einzelfällen eine allgemeingültige Struktur rekonstruieren lässt (Bude 2017 [2000]: 577). In diesem Sinne ging es bei der Auswahl der Interviewpartner*innen sowie der drei Fallstudien zunächst

um eine Sättigung nach dem theoretischen Sampling (vgl. Glaser/Strauss 1998).[7] In Anlehnung an Knoblauch (2001) wurden die Einzelfallstudien in Form einer fokussierten Ethnographie durchgeführt. Diese beinhaltete Methoden wie teilnehmende Beobachtungen, Gruppendiskussionen und problemzentrierte Interviews zur Unterfütterung der Erkenntnisse. Sie ermöglicht zudem ein tageweises Eintauchen ins Feldgeschehen.

Bei den untersuchten Projekten stellte sich eine Gemeinsamkeit heraus: Sie alle entwickeln gemeinschaftliche und gemeinwohlorientierte Praktiken der (Vor-)Sorge, die von der Produktion und Versorgung mit nachhaltig angebauten Lebensmitteln über die Ausbildung von Netzwerken bei der Betreuung Pflegebedürftiger bis zur Gründung von Energiegenossenschaften reichen. Arbeit, so unsere Beobachtung, dürfe über die Differenzierung von Erwerbs- und Reproduktionsarbeit hinausgehen und in umfassendere Sorgetätigkeit münden: Sorge für Menschen, aber auch für Kulturgüter, Bauwerke, Ernährung und deren Grundlagen und nicht zuletzt für eine gemeinwohlorientierte digitale Infrastruktur. Anhand eines erforschten Projektes möchte ich im Folgenden die Praktiken einer solchen Care-Ökonomie aufzeigen. Dazu stelle ich eine der Einzelfallstudien vor, die acht der zehn genannten Elemente der Mikroökonomie von Care bezogen auf die direkte und indirekte Care-Arbeit auswertet. Die für den Fall acht relevanten Elemente sind Ort, Zeit, Motivation, Beziehungen, Ressourcen, geschlechtsspezifische Arbeitsteilung oder Hierarchien, Normen sowie Abhängigkeiten oder Machtverhältnisse.

Eine Einzelfallstudie: Die Care-Ökonomie Ahornhof

„Der Garten ist nicht nur da unten, sondern der Garten ist auch zwischen den Menschen. Die Menschen müssen genauso gepflegt werden wie der Acker. Und das nicht aus dem Blick zu verlieren, spielt eine große Rolle.“

(Ein Mitglied des Vereins Ahornhof e. V.[8])

Der hier vorgestellte Fall ist die Mikroökonomie des Vereins Ahornhof im kleinen Dorf Zürgosen. Der Verein hat rund fünfzig Mitglieder, überwiegend Frauen*. Der Vorstand des Vereins besteht ausschließlich aus Frauen*. Diese haben sich zum Ziel gesetzt, durch das gemeinsame Bestellen von 3,8 Hektar Ackerfläche und Anbautunneln im ländlichen

Care-Ökonomien im ländlichen Raum

Mecklenburg-Vorpommern eine kleinteilige Anbaukultur und eine gesunde Ernährung sicherzustellen – von der Anzucht bis zur Ernte. Der Verein stellt Biokisten für seine Mitglieder zur Verfügung. Um diese zu produzieren, gärtnern alle gemeinsam. In der angrenzenden Küche wird die Ernte gemeinschaftlich verarbeitet und verspeist. Kinder werden während der kollektiven Arbeitszeiten gemeinsam betreut und in Saatgutwerkstätten wird die örtliche Nachbar*innenschaft miteinbezogen. Sabine, ein Vorstandsmitglied, lebt in einem Haus im Nachbardorf sowie in einer 40 Kilometer entfernten Stadt, wo sie Erwerbsarbeit leistet.

Ort

Der Ahornhof liegt im ländlich-peripheren Raum Mecklenburg-Vorpommerns, nahe der Grenze zu Schleswig-Holstein. Das Dorf Zürgosen ist mit 250 Einwohner*innen sehr klein. Die Landstraße ist gesäumt von Einfamilienhäusern, vereinzelt gibt es Baracken alter Landwirtschaftlicher Produktionsgenossenschaften (LPG) aus der DDR, zu erkennen an der Betonplattenbauweise. Eine Bushaltestelle gibt es nicht. Der Ahornhof wurde Ende der 1990er Jahre als Demeterhof[9] gegründet und Anfang der 2010er Jahre aufgegeben, bevor er zum Gemeinschaftsprojekt wurde. Der Hof selbst besteht aus zwei Gebäuden: Vorn ein stattliches Bauernhaus mit Reetdach, dahinter der Ort der Gemeinschaftsarbeit, an dem gemeinsam geackert, gekocht, gesät und betreut wird. Neben einem scheunenartigen Bau mit Vordach, einem selbstgezimmernten Tresen und Sitzgelegenheiten erstrecken sich die Anbautunnel und das große Feld zum Ackern, Daneben liegt eine Obstbaupflanzanlage. Rund um die Sitzecken blühen Stockrosen, in ihrer Nähe wurde ein Sandberg aufgeschüttet, der Kindern als Spielort dient. Im Innern der Scheune gibt es eine gut ausgestattete Industrieküche mit einem Holzfeuerofen zum Backen von Brot und Pizza sowie einen Gemüseputzraum, in dem auch die Gemüsekisten lagern.

Zeit

Die Care-Ökonomie des Ahornhofes hat zwei Kernzeiten: Das Wochenende und den Mittwoch. An diesen Tagen kommen die Mitglieder zum gemeinsamen Gärtnern zusammen. Mittwochs kochen alle gemeinsam, zur Erntezeit auch am Wochenende. Es gibt Konflikte um die Arbeitszeiten. Jedes Jahr wurde ein anderes Verfahren ausprobiert, aber die solidarische Teilung der Arbeitszeiten funktioniere nie reibungslos, so Sabine im

Interview. Dieses Jahr gibt es einen sogenannten Erbsenzähler: Für jedes Mitglied wurde ein Röhrchen angebracht, in das Erbsen für geleistete Arbeitsstunden gesteckt werden. Die Röhrchen von Eva, einer Gärtnerin, aber auch der Vorstandsmitglieder, sind randvoll mit Erbsen. Der Stand der anderen Röhrchen variiert stark. Zeit spielt als *Arbeitszeit* eine wichtige Rolle. Andererseits ist der Zeitaspekt verquickt mit den *Beziehungen* zwischen Gärtnerinnen, Kindern und Vereinsmitgliedern: Während Eva und Sabine auf dem Acker beschäftigt sind, kochen die anderen Frauen ein Mittagessen und nehmen sich dabei Zeit für die Betreuung der spielenden Kinder von Eva, Anneliese und Caro. Auch die Zeiten fürs Kochen, für die Betreuung, für die Pflege der Website oder die Kommunikation mit dem Finanzamt sind Zeiten, die sich Vereinsmitglieder mit Erbsen in ihrem Röhrchen gutschreiben können. Diese Zeiten gelten als für den Verein erbrachte Arbeitszeit, da sie das gemeinsame Gärtnern überhaupt erst ermöglichen. Damit werden Formen (re-)produktiver Tätigkeiten, die in einer Care-Ökonomie eine wichtige Rolle einnehmen wertgeschätzt und bleiben eben nicht „unsichtbar“. In unserer Beobachtung ist die Arbeit auf dem Acker und am Kompost mit dieser indirekten Care-Arbeit *verwoben*.

Auch ein anderer Aspekt der Zeitlichkeit ist ein wichtiger Bestandteil der Care-Ökonomie: Es geht bei der Arbeit explizit *nicht* um Effizienz (Protokoll Gruppendiskussion). Die Zeit, um das Heranwachsen der Kinder begleiten oder die jahreszeitlichen Stadien des Wachstums bewusst erleben zu können, ist ebenso Kern des Tuns im Verein. All das sind Anhaltspunkte für ein Verständnis von Zeit, das mit hegemonialen Herangehensweisen und Verwertungslogiken bricht.

Motivation

Die Motivation der Mitglieder ist entscheidend für die Existenz der Care-Ökonomie auf dem Ahornhof. Ein Auszug aus einer Gruppendiskussion[10] verdeutlicht dies:

Sabine: „Wenn man das in Szenen aufteilt, ist das hier eine gewisse alternative Szene, die eine gewisse Neigung zur Natur hat, häufig auch etwas Spirituelles sucht und auch eine große Gemeinschaft, Lust auf Leute, aber auch – vielleicht gehe ich zu weit – aber auch sehr konsumkritisch.“ [...]

Care-Ökonomien im ländlichen Raum

Mitglied 1: [...] „Wobei so ein Bild zu schaffen, das sagt: ‚Wir sind so ein wilder, alternativer Haufen‘, ist auch nicht ganz richtig, weil ganz viele der Mitglieder kommen aus irgendwie ganz klassischen Berufswegen, sind vielleicht Lehrer oder...“

Sabine: „Buchhalter, Architekt.“

Mitglied 1: „Da ist eine ganze Bandbreite.“

(Protokoll Gruppendiskussion)

Die Motive der Freude an der gemeinsamen Bewirtschaftung des „Gartens“ (ebd.) und der Konsumkritik werden von einem weiteren Motiv überlagert: der milieuübergreifenden Zusammenarbeit mit vielen unterschiedlichen Menschen in alternativer Vielfalt an diesem abgelegenen, ländlichen Ort. Ein weiteres Motiv ist die Bildungsarbeit, die besonders Eva in Workshops für den Verein leistet:

Eva: „Es geht darum, die Leute zu befähigen, selber ihr Saatgut herzustellen. Es gibt vier Termine im Jahr, das sind ein paar Projekte, die sich auch über das Jahr verändern. Beim letzten Mal war ganz groß Tomate das Thema. Da habe ich gezeigt, wie man Nassreinigung macht und Saatgut gewinnt. [...] Es ist so ein Praxisworkshop, Grundlagen. Was ist zu beachten bei den Kulturen, und Fertigkeiten zeigen. Nächstes Mal ist die Aufbereitung vom Saatgut dran: Dreschen, Reinigen.“

(Protokoll Gruppendiskussion)

Evas Motivation als Gärtnerin und Mitglied liegt in der Anwendung ihres umfangreichen Wissens über Praktiken wie die Saatgutherstellung sowie in dessen Weitergabe. Andere zu „befähigen“ ist eine direkte Care-Praktik. Wir beobachten, dass die Gärtnerinnen Eva und Anneliese sowie Caro, die erste Vorsitzende des Vereins, die Weitergabe von gärtnerischem und ökologischem Wissen auch an ihre Kinder absichern. Dies deuten wir als weitere Motivation, da die Kinder von Eva und Caro auf dem Hof „quasi aufgewachsen“ seien (ebd.). Eva habe noch hochschwanger im Feld gestanden, dann mit dem Säugling im Tragetuch weitergearbeitet, berichten die Frauen (ebd.).

Ressourcen

Die Möglichkeit zur Care-Arbeit in einer Care-Ökonomie hängt entscheidend von den zur Verfügung stehenden Ressourcen ab. Die entscheidende Ressource ist zunächst der Acker selbst. Aufgrund seiner Lage im peripheren ländlichen Raum ist diese Ressource (noch) nicht umkämpft. Den Hof verpachtet ein Vereinsmitglied für einen symbolischen Betrag an den Verein. Ohne diese Geste der Solidarität wäre diese Care-Ökonomie nicht denkbar.

Für die Care-Ökonomie arbeiten zwei bis drei Gärtnerinnen. Eva als ein Mitglied der ersten Stunde arbeitet dabei „weit über die vereinbarten 20 Stunden hinaus“ (Interview mit Sabine). Die Gärtnerinnen können mit dem beim Verein erzielten Auskommen ihren Lebensunterhalt nur rudimentär bestreiten. Eva verdient als Selbstständige knapp 1.000 Euro im Monat (Protokoll Gruppendiskussion). Allein die Fixkosten zur Bewirtschaftung des Hofes betragen 20.000 Euro jährlich. Die Zurverfügungstellung dieser Ressourcen ist die grundlegende *indirekte* Care-Arbeit, die im Verein anfällt:

Annette: „Ein Punkt, den wir von Anfang an hatten, dass wir die Möglichkeiten schaffen, diese Personen finanziell auch zu tragen. Und das ist uns zum Teil gelungen, aber nicht wirklich gut. Es ist gelungen dadurch, dass wir den Verein geöffnet haben für die Fördermitgliedschaften, die dann Gemüseboxen hier einkaufen können über die Selbständigkeit [der Gärtnerinnen]. Wir haben einen Kooperationsvertrag, z.B. mit Eva, so dass sie in Eigenregie die Infrastruktur hier nutzen kann und Gemüseboxen verkaufen.“

Interviewerin: „Funktioniert das einigermaßen?“

Eva: „Jo, eigentlich schon. Also, seit diesem Jahr ist Anneliese mit dabei und dafür reicht es hinten und vorne nicht, bei uns beiden. Die [Fördermitglieder] kommen alle an einem Tag, am Freitag, da wird vormittags geerntet und da [weist in den Gemüseputzraum] bauen wir das schön auf und dann kommen die alle am Nachmittag und holen ihre Boxen ab.“

(Protokoll Gruppendiskussion)

Der Einwand, es „reiche hinten und vorne nicht“ zeigt, dass es Konflikte über die Entlohnung der aufwändigen händischen Gartenarbeit gibt. Die

Care-Ökonomien im ländlichen Raum

Vereinsmitglieder widmen sich auf zwei Ebenen der Vorsorge: erstens der nachhaltigen Natursorge, und zweitens in einem generationenübergreifenden, finanziellen Füreinander-Sorgen-Wollen. Diese Aufgaben der Care-Ökonomie, um einer Ausbeutung entgegenzuwirken, leisten Sabine und Annette als *indirekte* Care-Arbeit. Damit ist die *Zeit*, die den Mitgliedern zur Verfügung steht, eindeutig die zweitwichtigste Ressource in der Care-Ökonomie.

Beziehungen

Auf dem Ahornhof gibt es drei Ebenen von Care-Beziehungen. Erstens die Vernetzung als übergeordnete Care-Ökonomie mit lokalen Akteur*innen – wie dem lokalen Biosphärenreservat oder einem Waldkindergarten, dessen Kinder jede Woche den Ahornhof besuchen. Zudem gibt es im Sommer Camps mit Jugendlichen aus der Region, mit denen Mitglieder gemeinsam Permakulturgärten anlegen. Zweitens gibt es eine kooperierende Beziehung zwischen Annette, die erwerbsmäßig für einen Bildungsträger im Bereich Nachhaltigkeit arbeitet, und den Gärtnerinnen auf dem Ahornhof. Letztere versorgen über diese Beziehung Schulen und Bildungsträger im gesamten Bundesland mit ihren selbstgezo-genen Setzlingen. Ihre Care-Arbeit wird ökonomisch in Wert gesetzt, kommt aber Kindern und Lernenden wiederum als Erleben nachhaltigen Gemüseanbaus zugute. Mit anderen Worten: Diese Kooperation irritiert die Trennungslinie zwischen produktiver und reproduktiver Arbeit, aber auch idealisierende Vorstellungen, die eine Care-Ökonomie als fein säuberlich abgetrennt von und außerhalb einer marktwirtschaftlichen Sphäre operierend imaginieren. Dies sorgt wiederum für Konflikte in den Beziehungen innerhalb des Vereins. Diese beschreiben als dritte Ebene der Care-Beziehungen die Kommunikation zwischen den Mitgliedern. Auf die Frage, ob das Fortbestehen des Vereins über das wirtschaftliche Element abzusichern sei, antwortet Sabine:

Sabine: „Das sind die Dauerthematiken, ob man das als Entfremdung [wahrnimmt]. Für mich ist es das nicht, weil, ich bin aber auch wirtschaftlich anders abgesichert, von daher, finde ich ist das für die Hauptbeteiligten total wichtig, dass die davon leben können. Und das nicht Ehrenamt mit so einer Selbstaussbeutung einhergeht [...] Von irgendwas musst du eben leben können außer eben Salat.“

Annette: „Und Luft und Liebe.“

Interviewer: „Aber es gibt keinen Konflikt darüber in der Gruppe?“

Annette: „Doch.“ [Alle: „Ja.“]

Sabine: „Ja, ja!“

Interviewer: „Und was ist die andere Position?“

Sabine: „Das sind hier die Realos und die Fundamentalos, um das mal so....“

Interviewer: „Und was ist das Argument?“

Sabine: „Ja, völlig dem Ideal verhaftet, dass... Ich glaube, dass sie da keinen Betrieb hier haben wollen, dass dann die Stimmung verloren und kaputt geht. Ihnen geht es um das Gemeinschaftliche und die gute Stimmung hier, und sie sind zwar einerseits damit einverstanden, dass die Hauptbeteiligten damit Geld verdienen, aber irgendwie...“

Eva: „Nicht bereit, mehr zu zahlen.“

Sabine: [...] „Über diesen Schritt gab es beträchtliche Diskussionen.“

(Protokoll Gruppendiskussion)

Alle Beteiligten der Gruppendiskussion sind sich darüber einig, dass es einen Konflikt über die Entlohnung der Gärtnerinnen gibt. Annette und Sabine beschreiben in dem Konflikt zwei politische Lager, ein realistisches und ein fundamentalistisches. Dahinter kommt eine Hierarchisierung zwischen aktiven und passiven Vereinsmitgliedern zum Vorschein, die die beiden vornehmen. Infolge einer Aussprache über die konflikthafte Frage, ob der Verein die ehrenamtliche Selbstaussbeutung der „Hauptbeteiligten“ weiter tolerieren soll oder ob eine weitere Verbetrieblichung zu einer Entfremdung der Arbeit der Vereinsmitglieder führe, traten einige Mitglieder aus dem Verein aus. Die Solidarität, die Annette, Sabine und andere den Gärtnerinnen erweisen, wird nicht von allen geteilt:

Eva: „Letztes Jahr hatten wir dieses Treffen mit dem ganzen Verein, und bei mir hat das eine Erschütterung ausgelöst, so: ‚Oh man, für wen mach ich das eigentlich hier alles?‘ Das war echt übel so, weil die so laut waren, in dem Unverständnis, dass es notwendig ist, hier

Care-Ökonomien im ländlichen Raum

auch etwas zu schaffen, womit man Geld verdienen kann. Und dann nicht nur ich, auch Caro, Anneliese und so weiter.“

(Protokoll Gruppendiskussion)

Die Erschütterung der Beziehungen zwischen den Vereinsmitgliedern und den „Hauptbeteiligten“ wirkt bis heute nach. Die Beziehungen zwischen den unterschiedlichen Lagern waren zur Zeit der ethnographischen Erhebung eingefroren.

Geschlechtsspezifische Arbeitsteilung und Hierarchien

Die Geschlechterverhältnisse innerhalb des Vereins sind davon bestimmt, dass mehr als die Hälfte der Mitglieder Frauen* sind. Im Verein sind Menschen aus allen Milieus und Altersgruppen vertreten („Vom Arzt bis zum Zimmermann“, ebd.). Das Ringen um die zukünftige Ausrichtung der Gemeinschaft vollzieht sich auch über eine unerschwellige Hierarchisierung zwischen viel arbeitenden und wenig arbeitenden Vereinsmitgliedern. Dies fordere die Care-Ökonomie auf dem Ahornhof als eine bedürfnisorientierte, sorgsame Ökonomie heraus, so Annette: „aber dennoch ist es so, dass es zwei, drei Mitglieder gibt, Eva und Anneliese sind zwei davon, die hier ein großes Haupttätigkeitsfeld in ihrem Leben haben und die hier sehr viel Ehrenamt leben.“ (ebd.)

Das Ehrenamt zu *leben*, bedeutet in der Care-Ökonomie, dass die Akteurinnen versuchen, in der Care-Ökonomie alternative Arbeitsmodelle jenseits von leistungsorientierter Lohnarbeit zu etablieren. Diese Neuausrichtung stößt jedoch an Grenzen, wie die erwähnte Hierarchisierung zeigt.

Normen

Sabine: „Das Ganze hat auch etwas Idealistisches. Es ist nicht so, dass die Leute, die hierherkommen, Gewinnabsichten haben wie in einer Firma, sondern man kommt hierhin, weil man den anderen trifft, weil es etwas Meditatives hat oder zur Entspannung beiträgt. Oder weil man einfach das Gefühl hat: ‚Ich kriege gutes, frisches Gemüse und nicht um die Welt gekarrt. Ich verarbeite das selber vom Samenkorn bis zur Ernte.“

(Protokoll Gruppendiskussion)

Die Erfahrung von Selbstwirksamkeit und die in erster Linie uneigennützigte Gemeinschaftsarbeit sind geteilte Normen der Care-Ökonomie auf dem Ahornhof. Dennoch fördert der genannte Konflikt auch unterschiedliche Normvorstellungen innerhalb der Gemeinschaft zutage: Dem Verständnis von Sabine, Annette und Eva zufolge geht es darum, dass die Gärtnerinnen *gerecht* entlohnt werden und mit der Entlohnung für das, was sie dem Verein geben, finanziell vorsorgen können. Andere Vereinsmitglieder vertreten hingegen die Vorstellung eines solidarischen Gärtnerns *unter Gleichen*. Ihrem Verständnis einer solidarischen Care-Ökonomie nach sollte es keine Hierarchien geben. Daher sollte auch niemand etwas verdienen. Geringere Ernteerträge stellen aus dieser Perspektive kein Problem dar. Der dabei unausgesprochene Konfliktpunkt ist der *unentlohnte Mehrwert*, den Eva und Anneliese aus ihrer Arbeit für den Verein ziehen können: Es ist die nicht-entfremdete Arbeit in der gemeinsamen Produktion[11] gesunder Lebensmittel, die Vereinsmitglieder als *freiwilligen* Beitrag leisten, während alle anderen einer am Arbeitsmarkt orientierten Lohnarbeit nachgehen.

Abhängigkeit

Die Gärtnerinnen sind von Entscheidungen des Vereins über dessen weitere Ausrichtung abhängig. Eva ist als Selbstständige im „Konstrukt Ahornhof“ (Protokoll Gruppendiskussion) gleichsam Mitgründerin des Arbeitgebers als auch Lohnabhängige. So zeigt sich in der Care-Ökonomie deutlich die Abhängigkeit von Lohnarbeit in der sie umgebenden kapitalistischen Marktwirtschaft.

Direkte und indirekte Care-Praktiken: Verwobenheiten in der Care-Ökonomie

Direkte Care-Praktiken, die in der Care-Ökonomie des Ahornhofes vorgefunden wurden, sind Säen, Kultivieren, Ernten, Befähigen, Betreuen (der Kinder). Darüber hinaus stellen die Mitglieder Saatgut selber her und erhalten es lebendig, dreschen und reinigen es, bauen eine Saatgutbörse für alte Sorten auf, kochen und essen gemeinsam. Indirekte Care-Praktiken sind Fertigkeiten zeigen (z. B. in Workshops), sich weiterbilden (vereinsrechtlich, betriebswirtschaftlich), finanziell und ökologisch vorsorgen, kooperieren und Konflikte moderieren.

Diese Praktiken zeigen ein Verweben von *indirekten* und *direkten* Care-Praktiken (etwa der Herstellung von Lebensmitteln mit der Betreuung

von Kindern). Genauso bringen die zur *direkten* Care-Arbeit zählende ökologisch-dynamische Erzeugung von Nahrungsmitteln sowie deren Verkauf eine Irritation des Verhältnisses zwischen reproduktiven und produktiven Tätigkeiten mit sich, indem die Praxis der Gärtnerinnen die beiden Sphären der Reproduktion und der Produktion miteinander verwebt. Formen reproduktiver Tätigkeiten werden in der Care-Ökonomie als Arbeitszeit wertgeschätzt. Auf diese Weise wird die kapitalistische Differenzierung in produktive und reproduktive Arbeit im Sinne der Kategorie der „(Re)Produktivität“ (Hofmeister et al. 2021) irritiert.

Die Irritationen des hegemonialen, hierarchischen Verhältnisses zwischen Lohnarbeit und Reproduktionsarbeit sowie der in der Landwirtschaft üblichen Geschlechterhierarchie (vgl. Wember/Reusch 2021) durch eine weiblich dominierte landwirtschaftliche Ökonomie lesen sich als wichtiger Beitrag, um starre Denkmuster über ländliche Räume aufzubrechen. Zugleich wirken sie durch ihre transformative Praktik in den ländlichen Raum zurück. Auch das alternative Verständnis von Zeit sowie die bewusste Entscheidung der Handelnden gegen Effizienz und Zeitdruck, die hegemonialen Denkweisen widerspricht, kann als Element einer transformativen Praktik in der vorgefundenen Care-Ökonomie betrachtet werden.

Die Ergebnisse der Fallstudie untermauern meine These, dass solche transformativen Praktiken, die bisher vor allem in Städten vermutet wurden (Schneidewind 2020), auch in peripheren ländlichen Gebieten in Ostdeutschland zu finden sind. Kritisch anzumerken ist die Gefahr einer Re-Romantisierung von Ländlichkeit durch die Praktiken der Akteur*innen. Romantisierende Bilder und Ideale eines ländlichen Idylls (Maschke/Mießner/Naumann 2021: 37) transportiert etwa der zitierte Verweis auf die hochschwanger auf dem Feld arbeitende Eva. Die anhaltenden Konflikte um eine angemessene Bezahlung, die bis zur Spaltung der Gemeinschaft führten, zeigen jedoch, dass Care-Ökonomien nichts mit solchen Imaginationen ländlicher Idylle zu tun haben.

4. Fazit: Care-Ökonomien zwischen solidarischen Praktiken und widersprüchlichen Entwicklungen

Dörfer und Kleinstädte wurden von der kritischen, emanzipatorischen Stadtforschung lange Zeit vernachlässigt (vgl. ebd.). Dabei sind Entwicklungen in ländlichen Räumen für diese Forschung ebenfalls von Interesse. Der Artikel konnte ansatzweise die Konturen und Konflikte

solidarischer Care-Ökonomien im ländlichen Raum nachzeichnen. Diese bedürfen jedoch weiterer Erforschung. Die gefundenen Praktiken zeichnen das Bild einer Care-Ökonomie, die mit sorgenden und (re-)produktiven Praktiken experimentiert und dabei Konflikten ausgesetzt ist, die sich bei der Suche nach alternativen Modellen von Arbeit ergeben, zumindest solange nicht alle Mitglieder der Care-Ökonomie von deren Strukturen leben können. Die Care-Praktiken der hier geschilderten Mikroökonomie des Ahornhofes erzählen jedoch von einer Care-Ökonomie, die als Lernort, als Kulturgut und als generationenübergreifende Gemeinschaft Räume für transformative, experimentelle Praktiken in ländlichen Räumen eröffnet.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Die Beobachtungen gehen auf eine qualitative Evaluierung eines Förderprogramms zurück, die ich gemeinsam mit Heinz Bude und Anna Eckert durchführen durfte. Ihnen gilt an dieser Stelle mein Dank. Außerdem danke ich den Gutachtenden von sub\urban für ihre wertvollen Hinweise.
- [2] Die umfangreiche feministische Debatte zur Hausarbeit, besonders der zweiten Welle der Frauenbewegung, kann hier nicht nachgezeichnet werden. Einen guten Überblick bietet Toupin 2022.
- [3] Den um die Natursorge erweiterten Care-Begriff sieht etwa Frigga Haug (2013) kritisch. Sie warnt davor, die ungelöste Forderung nach gesellschaftlicher Aufwertung von reproduktiver Arbeit zugunsten eines verwässerten Care-Begriffs zu dethematisieren. Die analytische Unschärfe des englischen Begriffs Care stelle Errungenschaften der Frauenbewegung infrage, da unklar sei, was darunter falle und was nicht (ebd.: 89).
- [4] Die Debatte um subsistenzorientierte Ökonomien wurde als „Bielefelder Subsistenzansatz“ bekannt (vgl. Bennholdt-Thomsen/Mies 1997). Biesecker und Hofmeister (2006) entwickelten im Anschluss daran das Modell der „(Re)Produktivität“, das eine ökonomische Trennung zwischen „produktiver“ und „reproduktiver“ Sphäre kritisiert und aufzulösen versucht (Hofmeister/Mölders 2021).
- [5] Allein in der ersten Antragsrunde wurden fast 800 Förderanträge gestellt.
- [6] Die qualitative Evaluierungsstudie wurde in der Zeit zwischen 2019 und 2021 durchgeführt. Die Ergebnisse sind u.a. in Bude/Haese 2022 nachzulesen.
- [7] Nachdem wir anhand der Dokumente sensibilisierende Konzepte ermittelt hatten, kontrastierten wir die vorgefundenen Gruppenkonstellationen, Formate der Lösungsbewältigung und Felder der Aktivitäten. Außerdem sollten die ausgewählten Interviewpartner*innen dem Geschlechterverhältnis der Geförderten entsprechen – 60 Prozent der Geförderten sind Frauen. Ebenso war das Verhältnis von Zugezogenen und Rückkehrer*innen zu Einheimischen zu berücksichtigen. Unter den Geförderten waren 56 Prozent Zugezogene und 18 Prozent Rückkehrer*innen.

Care-Ökonomien im ländlichen Raum

- [8] Sämtliche Namen und Orte wurden anonymisiert. Die Erkenntnisse zum Ahornhof entstammen zwei Erhebungsphasen: In der ersten Phase wurde ein Telefoninterview, sowie eine Gruppendiskussion mit zwei Vorstandsmitgliedern durchgeführt (aufgrund der Coronapandemie online). In der zweiten Phase im September 2020 wurden teilnehmende Beobachtungen bei einem gemeinschaftlichen Arbeitseinsatz sowie eine Gruppendiskussion vor Ort (zitiert als „Protokoll Gruppendiskussion“) von Heinz Bude, Anna Eckert und mir durchgeführt. Dies sind die Hauptquellen der Auswertung. Darüber hinaus wurde zum Zeitpunkt der teilnehmenden Beobachtung ein Interview mit Sabine geführt, ebenso wie Interviews mit Expert*innen im kommunalen Umfeld. Das Zitat stammt aus der Gruppendiskussion.
- [9] Demeter ist ein Verband für ökologische Anbauer*innen, die biologisch-dynamisch wirtschaften.
- [10] An der Gruppendiskussion nahmen die Vorstandsmitglieder Sabine und Annette, die Gärtnerinnen Eva und Anneliese sowie zwei abwechselnd vor Ort anwesende Vereinsmitglieder teil.
- [11] Bastian Ronge (2016) zitiert passend aus Karl Marx' Exzerpten von James Mill: „Gesetzt wir hätten als Menschen producirt: Jeder von uns hätte in seiner Production sich selbst und den anderen doppelt bejaht. Ich hätte 1) in meiner Production meine Individualität, ihre Eigenthümlichkeit vergegen-ständlicht [...]. 2) In deinem Genuß oder Deinem Gebrauch meines Produkts hätte ich unmittelbar den Genuß, [...] dem Bedürfniß eines anderen menschlichen Wesens seinen entsprechend Gegenstand verschafft zu haben, Unsere Productionen wären eben so viele Spiegel, woraus unser Wesen sich entgegen leuchtete.“ (zitiert nach ebd.: 22).

Autor_innen

Inga Haese, Soziologin, forscht an den Schnittstellen zwischen (ländlichen) Räumen, Care-Praktiken, sozial-ökologische Transformation sowie intersektionale Geschlechterforschung.
ingahaese@gmail.com

Literatur

- Bennholdt-Thomsen, Veronika / Mies, Maria (1997): Eine Kuh für Hillary. Die Subsistenzperspektive. München: Frauenoffensive.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2006): Die Neuerfindung des Ökonomischen. Ein (re)produktionstheoretischer Beitrag zur sozial-ökologischen Forschung, Band 2. München: oekom.
- Biesecker, Adelheid / Hofmeister, Sabine (2012): Zur Produktivität des „Reproduktiven“. Fürsorgliche Praxis als Element einer Ökonomie der Vorsorge. In: Feministische Studien 2/13, 240-252.
- Bourdieu, Pierre (1993 [1987]): Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Brückner, Margit (2021): Kämpfe um Care – feministische Analysen und Initiativen. In: Christiane Bomert / Sandra Landhäußer / Eva Maria Lohner / Barbara Stauber (Hg.), Care! Zum Verhältnis von Sorge und Sozialer Arbeit. Wiesbaden: Springer VS, 29-46.
- Bude, Heinz (2017 [2000]): Die Kunst der Interpretation. In: Uwe Flick / Ernst von Kardoff / Ines Steincke (Hg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt, 569-577.
- Bude, Heinz / Haese, Inga (2022): Aufbruch in die post-urbane Gesellschaft. Neue Ökonomien in Ostdeutschland. In: Leviathan. Berliner Zeitschrift für Sozialwissenschaften 2, 279-298.

- Burke, Mathias / Harmel, Eleonore / Jank, Leon / Kerkhoff, Sabeth (2018): *Ländliche Verheißung. Arbeits- und Lebensprojekte rund um Berlin*. Berlin: Ruby Press.
- Dengler, Corinna / Lang, Miriam / Seebacher, Lisa Mo (2022): Care. An overview of strategies for social-ecological transformation in the field of care. In: Nathan Barlow / Livia Regen / Noémie Cadiou (Hg.), *Degrowth & strategy: How to bring about social-ecological transformation*. Lund: Mayfly, 311-324.
- Frech, Siri / Scurrall, Babette / Willisch, Andreas (Hg.) (2017): *Neuland gewinnen. Die Zukunft in Ostdeutschland gestalten*. Berlin: Chr. Links.
- Glaser, Barney G. / Strauss, Anselm (1998): *Grounded Theory. Strategien qualitativer Forschung*. Bern: Huber
- Gubitzer, Luise / Mader, Katharina (2011): Care-Ökonomie. Ihre theoretische Verortung und Weiterentwicklung. In: *Kurswechsel* 4, 7-21.
- Haubner, Tine / van Dyk, Silke (2021): *Community-Kapitalismus*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Haug, Frigga (2013): Das Care-Syndrom. Ohne Geschichte hat die Frauenbewegung keine Perspektive. In: *Widerspruch: Beiträge zu sozialistischer Politik* 62, 81-92.
- Hofmeister, Sabine / Mölders, Tanja (Hg.) (2021): *Für Natur sorgen? Dilemmata feministischer Positionierungen zwischen Sorge und Herrschaftsverhältnissen*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich.
- Hofmeister, Sabine / Mölders, Tanja / Deininger, Michaela / Kapitza, Katharina (2021): Für welche „Natur/en“ sorgen wir? Kritisch feministische Perspektiven auf aktuelle Care-Debatten im sozial-ökologischen Kontext. In: Sabine Hofmeister / Tanja Mölders (Hg.), *Für Natur sorgen? Dilemmata feministischer Positionierungen zwischen Sorge und Herrschaftsverhältnissen*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, 33-48.
- Howaldt, Jürgen / Schwarz, Michael (2017): Die Mechanismen transformativen Wandels erfassen. Plädoyer für ein praxistheoretisches Konzept sozialer Innovationen. In: *GAIA – Ecological Perspectives for Science and Society* 26/3, 239-244.
- Klinger, Cornelia (2014): Krise war immer... Lebenssorge und geschlechtliche Arbeitsteilungen in sozialphilosophischer und kapitalismuskritischer Perspektive. In: Erna Appelt / Brigitte Aulenbacher / Angelika Wetterer (Hg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*, Münster: Westfälisches Dampfboot, 82-104.
- Knoblauch, Hubert (2001): Fokussierte Ethnographie. Soziologie, Ethnologie und die neue Welle der Ethnographie, In: *sozialer sinn* 1, 123-141.
- Kumnig, Sarah / Rosol, Marit (2020): Commoning land access. In: Andreas Exner / Sarah Kumnig / Stephan Hochleithner (Hg.), *Capitalism and the commons: Just commons in the era of multiple crises*. New York: Routledge, 35-49.
- Lüders, Christian (2017 [2000]): Beobachten im Feld und Ethnographie. In: Uwe Flick / Ernst von Kardoff / Ines Steincke (Hg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch*. Reinbek: Rowohlt, 384-401
- Maschke, Lisa / Mießner, Michael / Naumann, Matthias (2021): *Kritische Landforschung. Konzeptionelle Zugänge, empirische Problemlagen und politische Perspektiven*. Bielefeld: transcript.
- Ronge, Bastian (2016): Solidarische Ökonomie als Lebensform. Eine theoretische Skizze. In: Bastian Ronge (Hg.), *Solidarische Ökonomie als Lebensform. Berliner Akteure des alternativen Wirtschaftens im Porträt*. Bielefeld: transcript, 7-26.
- Schneidewind, Uwe (2020): Die Stadt als Reallabor. Fünf Thesen zur Rolle der Wissenschaft in urbanen Transformationsprozessen. <https://heiup.uni-heidelberg.de/journals/index.php/generale/article/view/24133> (letzter Zugriff am 6.3.2023).
- Shove, Elizabeth / Pantzar, Mika / Watson, Matt (2012): *The dynamics of social practise: Everyday life and how it changes*. Los Angeles: Sage.
- Tronto, Joan C. (2015): *Who cares? How to reshape a democratic politics*. Ithaka/London: Cornell University Press.

Care-Ökonomien im ländlichen Raum

- Toupin, Louise (2022): Lohn für Hausarbeit. Chronik eines internationalen Frauenkampfs. Münster: Unrast.
- Unthan, Nils / Heuser, Jacob / Kratzer, Armin (2022): Das Recht auf Dorf. Von Experimenten, Pionieren und (sozialen) Innovationen in ländlich-peripheren Biosphärenreservaten. In: Bernd Belina / Andreas Kallert / Michael Mießner / Matthias Naumann (Hg.), *Ungleiche Ländliche Räume. Widersprüche, Konzepte, Perspektiven*. Bielefeld: transcript, 83-98.
- Wember, Carla / Reusch, Marie (2021): Geschlecht als Marker für Potenziale emanzipatorischer Ländlichkeit. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 204/51, 455-476.
- Wichterich, Christa (2020): Care und Commons als transformatorische Strategien gegen Versorgungs-, Anerkennungs- und Zeitarmut. In: Regina-Maria Dackweiler / Alexandra Rau / Reinhild Schäfer (Hg.), *Frauen und Armut. Feministische Perspektiven*. Opladen/Berlin/Toronto: Barbara Budrich, 416-432.

Care economies in rural areas using the example of an East German community project

The paper discusses the potential of care economies in rural areas in eastern Germany. Individual projects of care economies, I argue, assign an experimental role to rural areas in East Germany in finding alternative ways of working and living. Based on a collaborative project, the article analyzes care practices and elements of a care economy, which highlight contradictory developments beyond idealizations or romanticizations. One finding of the field research is that transformative practices in care economies irritate the capitalist differentiation between productive and reproductive labor. However, negotiations about working hours and the valorization of (in)visible labor within the care economy are subject to contradictions and conflicts.

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

Eingeschlossensein in affektiven Atmosphären

Julie Ren, Ifigeneia Dimitrakou, Luisa Gehriger,
Fritz-Julius Grafe, Hanna Hilbrandt

Dieser Artikel untersucht das Verhältnis zwischen räumlichem Eingeschlossensein und dystopischem Alltag in fiktionalen Filmen. Unser empirischer Ausgangspunkt ist die Darstellung des Eingeschlossenseins in den Filmen *Parasite* (2019) und *Dogtooth* (2009). Beide Filme erzählen mit düsterem Humor verflochtene Geschichten über Erfahrungen des Einschlusses in sozialen Hierarchien (*Parasite*) und patriarchalischen Strukturen (*Dogtooth*) sowie über den unmöglichen Versuch, aus diesen Ordnungen auszubrechen. Wir lesen diese Erfahrungen als langweilige Dystopien, also als Dystopien, die in den Alltag eingeschrieben sind und eine grausame Realität normalisieren. Wir nutzen die fiktionalen Erzählungen von *Dogtooth* und *Parasite* für eine kultur-geographische Analyse, die das Eingeschlossensein neben seinen räumlichen und materiellen Bedingungen als eine affektive Atmosphäre (Anderson 2014) versteht. Aufbauend auf der zunehmenden Stadtforschung über Affekte und Emotionen vermittelt dieser Zugang, wie das Eingeschlossensein sich als alltägliche, dystopische Erfahrung normalisiert. Wir argumentieren, dass eine Analyse affektiver Atmosphären die unsichtbar gewordenen Gewalterfahrungen des Eingeschlossenseins greifbar machen kann.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Das Erleben des Eingeschlossenseins markiert für viele eine zentrale Erfahrung der Covid-19-Pandemie. Die durch Abriegelung, Quarantäne und Distanzierungsmaßnahmen erfolgten Einschränkungen räumlicher Freizügigkeit waren in ihrem räumlichen und zeitlichen Ausmaß beispiellos. Gleichzeitig wurde das Wesen des Eingeschlossenseins in weniger monumentalem Maßstab durch banale Alltagserfahrungen beschrieben und mit Modi des Überlebens unter Bedingungen der Ungleichheit in Verbindung gebracht (Bhan et al. 2020). Diese Erfahrungen haben die Banalität andauernder Gewalterfahrung sichtbar gemacht und

die Alltäglichkeit dystopischer Welten verdeutlicht. Auch abseits der Pandemie verweisen Klima-, Kriegs- und Hungerkrisen auf alltägliche Strategien einer zunehmend akzeptierenden Normalisierung von Dystopien. Um diese verständlich und greifbar zu machen, diskutiert dieser Artikel das räumliche Eingeschlossensein in seiner alltäglichen, materiellen und affektiven Dimension anhand einer Analyse filmischer Geographien. Wir verlagern den Fokus der Debatten über urbane Dystopien von der Stadt auf das Haus – einen alltäglichen Raum, der durch Routinen, räumliche Grenzen und damit auch das Eingeschlossensein geprägt ist.

Bislang wurde das Eingeschlossensein vornehmlich mit Hinblick auf die Produktion und Governance räumlicher und sozialer Grenzen diskutiert (Vasudevan/McFarlane/Jeffrey 2008). Jüngere Debatten beschäftigen sich zudem mit den alltäglichen, körperlichen und affektiven Dimensionen des Eingeschlossenseins, etwa in wissenschaftlichen Arbeiten zu Lockdowns nach Terroranschlägen (Hergon 2021), zu *carceral geographies* (Moran 2016) oder in sozialpsychologischen Arbeiten zum Phänomen *hikikomori* (Kato et al. 2012). Unser Artikel leistet hierzu auf zweierlei Weise einen Beitrag:

Zum einen verweisen wir auf die Bedeutung affektiver Atmosphären im Entstehen des Eingeschlossenseins. Eingeschlossensein ist nicht nur materiell bedingt, wird sozial erlebt und individuell gefühlt, sondern ist auch atmosphärisch. Dabei basiert unsere Diskussion auf geographischen Arbeiten, die affektive Atmosphären als eine umhüllende Situation verstehen. Da diese Arbeiten Affekt stets als bereits vermittelt (und nicht als gegeben) betrachten, gilt es bei der Untersuchung affektiver Atmosphären zu verstehen, wie diese erkennbar gemacht werden können. Wir verstehen affektive Atmosphären als durch Interaktionen, Praktiken, Verkörperung und Emotionen vermittelt. Unserer Filmanalyse ermöglicht es, Zugänge zu einer Analyse affektiver Atmosphären zu konkretisieren.

Zum anderen nutzen wir den Begriff der *langweiligen Dystopie*, um zu fassen, wie das Eingeschlossensein scheinbar unmerklich eingeübt, erduldet und verstetigt wird. Entsprechend verstehen wir *langweilige Dystopien* als eine in den Alltag eingeschriebene und die Grausamkeit dieses Alltags normalisierende Realität. Das scheinbar paradoxe Wortpaar zeigt an, dass Dystopien nicht nur abstrakte, fremde Visionen einer zukünftigen Welt beschreiben:[1] Vielmehr kann eine Untersuchung der

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

Langweile die Normalisierung von Dystopien und damit einhergehende Prozesse der Erduldung hervorheben. Damit verweist der Begriff auch auf die materielle, affektive und körperliche Dimension dystopischer Erfahrung. Unser Ziel ist es, die durch Prozesse der Normalisierung und Verkörperung unsichtbar gewordene Grausamkeiten von Dystopien wieder greifbar zu machen. Gleichzeitig stellt eine Analyse *langweiliger Dystopien* als affektiver Atmosphären die Frage nach der Handlungsmacht des_r Einzelnen, diesen Atmosphären zu entkommen.

Fiktionale Filme erlauben es uns, das Eingeschlossensein in seiner materiellen, affektiven und körperlichen Dimension zu erschließen. Zudem ermöglichen sie es uns zu verstehen, wie dieser Zustand einen dystopischen Alltag prägen kann. Filme bieten visuelle und diskursive Einblicke in die Betrachtung von Körperlichkeit (Simonsen 2013), Affekt (Tolia-Kelly 2006) und Prozessen des Abkapselns (Hodkinson 2012). Gerade durch die vielschichtige, multimodale Qualität von Film bietet eine Analyse fiktiver Geographien komplexe Einblicke in die Normalisierung dystopischer Alltagserfahrungen. Unser empirischer Ausgangspunkt ist die Darstellung des Eingeschlossenseins in den Filmen *Parasite* (2019) und *Dogtooth* (2009). Beide Filme zeichnet eine unverwechselbare Absurdität aus (Larsen 2019), die es ermöglicht, das grausame Potenzial *langweiliger Dystopien* zu thematisieren. Mit Blick auf das isolierte Heim schildern beide Filme Momente des Schreckens und des Ekels als einen intimen Teil alltäglichen Lebens. Unsere Analyse von Schlüsselmotiven und -szenen dieser beiden Filme zeigt auf, wie Bedingungen des Eingeschlossenseins Protagonist_innen auferlegt und von ihnen angefochten werden; wie sinnliche Erfahrungen und Gefühle normative Ordnungen des Eingeschlossenseins produzieren und verstärken.

Im Anschluss an eine Einführung in Geographien des Eingeschlossenseins in Abschnitt 2 stellen wir in Abschnitt 3 methodologische Überlegungen zu filmischen Analysen an und führen in beide Filme ein. In Abschnitt 4 analysieren wir das Eingeschlossensein in seiner materiellen, affektiven und körperlichen Dimension. Der abschließende Abschnitt 5 diskutiert die Bedeutung affektiver Atmosphären des Eingeschlossenseins und benennt bestehende Forschungsdesiderate.

2. Langweilige Dystopien und Geographien des Eingeschlossenseins

2.1. Langweilige Dystopie als Erduldung eines grausamen Alltags

Seit Thomas More 1516 in seinem gleichnamigen Werk den Begriff der Utopie nachhaltig geprägt hat (Claeys 2017), ist dieser Bestandteil geographischer Diskurse zu Raum und Stadt. Das Antonym – der Begriff der Dystopie – wird vermehrt zur Beschreibung nicht wünschenswerter, bedrückender, oft auch zukünftiger Welten genutzt. Gayan Prakash (2010) argumentiert, dass die Beschreibung solch dystopischer Zukunftsvisionen Formen einer Kritik darstelle, die seit Beginn des 20. Jahrhunderts Missstände (urbanen) Lebens kritisch hinterfrage. Inzwischen, so bemängelt Choon-Piew Pow (2015), gäbe es sogar einen Automatismus, nach dem urbane Typologien der Segregation und Exklusion – etwa *gated communities* – ohne eine differenzierte Analyse der variierenden Dynamiken städtischer Realitäten häufig als dystopisch beschrieben würden.

Unsere Analyse basiert auf der Arbeit von Autor_innen, die Dystopien als Vehikel nutzen, um normative Annahmen über das Ertragen grausamer Lebensbedingungen kritisch zu hinterfragen. Insbesondere in dominanten Diskursen über Armut und Resilienz werden geringverdienende, städtische Bevölkerungen häufig als besonders widerstandsfähig und einfallreich dargestellt (Roy 2011). David Bissell (2022) nutzt das Konzept der Anästhesie, um die sensorische Dimension von Plattformarbeit besser zu verstehen. Er zeigt, wie Körper lernen, prekäre Arbeit zu ertragen, indem sie sich Taubheit und Empfindungslosigkeit angewöhnen, durch diese Abstumpfung jedoch zugleich ihre Handlungsfähigkeiten einschränken. Gargi Bhattacharyya (2015) zeigt auf, wie sich Austerität auf das tägliche Leben auswirken kann und fragt in diesem Zusammenhang nach den Folgen solcher Alltagserfahrungen für (abnehmende) Zukunftserwartungen. Beide Autor_innen verweisen mit Sorge auf die sich wandelnde politische Handlungsfähigkeit der Betroffenen. Bissell argumentiert, dass die „sich verändernden Fähigkeiten zu Fühlen ebenso bedeutsam sind, wie die sich verändernden Fähigkeiten zu handeln“ (2022: 88; Übers. d. A.).

Dieser Artikel schließt an diese Debatten über Dystopien als Beschreibungen von Formen des Erduldens an. Er erweitert den Begriff der Dystopie dabei um eine grausame Realität, die in den Alltag eingeschrieben normalisiert wird. Die Aktualität dieses Konzepts zeigen nicht

nur der Ursprung des Begriffes in sozialen Medien, sondern auch alltägliche Beispiele, die weiterhin regelmäßig im *subreddit* r/ABoringDystopia geteilt und diskutiert werden.[2] Wir gehen davon aus, dass der Begriff der Dystopie nicht zwangsläufig aktuelle Phänomene beschreibt, die in die Zukunft extrapoliert werden. Mit dem Begriff der *langweiligen Dystopien* kann auch der Status quo als dystopisch bezeichnet und so hinterfragt werden. Eine Untersuchung *langweiliger Dystopien* hebt die Normalisierung eines grausamen Alltags in Prozessen der Erduldung hervor. Als *langweilig* bezeichnen wir diese Dystopie nicht etwa, um Fragen nach Müßigkeit, Eintönigkeit oder fehlender Sinngebung zu stellen (Lee/Zelman 2019; Chin et al. 2017; Misztal 2016). Vielmehr soll das Konzept der *langweiligen Dystopie* die Prozesse der Normalisierung und Verkörperung grausamer Bedingungen aufzeigen.

2.2. Geographien des Eingeschlossenseins

Beispiele für dieses Verständnis der *langweiligen Dystopie* finden sich in der Literatur über sozial-räumliche Einschlüsse (*enclosures*). Diese steckt ein weites Forschungsfeld ab, das sowohl Dynamiken zwischen *enclosure* und *commons* (Vasudevan/McFarlane/Jeffrey 2008) beschreibt, als auch die zentrale Rolle des Körpers in Beziehungen zwischen Gesetz, Gewalt und Raum (Jeffrey/McFarlane/Vasudevan 2012): Wissenschaftliche Arbeiten zu Lockdowns nach Terroranschlägen (u. a. Hergon 2021; Mengin et al. 2021) veranschaulichen etwa, wie Momente des Einschlusses traumatische Erlebnisse verstärken können. Forschung zum Phänomen *hikikomori* (Kato et al. 2012; Kato/Kanba/Teo 2019) verdeutlichen die Verzweigung sozialer und psychologischer Dynamiken in der freiwilligen Isolation. Internationale Debatten in den *carceral geographies*, den Geographien der Gefangenschaft, verweisen auf sich verändernde institutionelle Kontrollmöglichkeiten – beispielsweise in Flüchtlingslagern (Minca 2005), im öffentlichen Raum (Klauser 2016) oder in Räumen der Inhaftierung und der Isolation (Moran/Turner 2022, Moran 2016). Neben diesen Bemühungen, Räume der Überwachung und Kontrolle theoretisch zu fassen, haben Forscher_innen begonnen, diese Ansätze auch auf Räume jenseits des Gefängnisses zu übertragen (Marquardt 2022). Dabei wurden auch ganze Städte als *carceral* diskutiert (Fraser/Schliehe 2021).

Über diesen Fokus auf die institutionelle Steuerung des Einschlusses hinaus nimmt eine wachsende Zahl von Arbeiten die alltäglichen, affektiven und verkörperten Dimensionen des Einschlusses in den Blick. Für

unsere Analyse sind dabei insbesondere Arbeiten über die *Bedingungen* und *Erfahrungen*, also den Zustand des Eingeschlossenseins von Interesse. Diese Untersuchungen der emotionalen und verkörperten Geographien des Einschlusses (Bonds 2019; Story 2019) verdeutlichen, wie die Haft erlebt und verarbeitet wird (u. a. Moran/Turner/Schliehe 2018). Im Anschluss an die Foucault'sche Konzeption von Biopolitik stellen sie räumliche Ein- und Ausschlussmechanismen und dadurch entstehende normative Ordnungen im städtischen Kontext dar und diskutieren, wie diese in den Körper eingeschrieben sind (u. a. Füller/Marquardt 2008). Nadine Marquardt (2016) analysiert in wissenschaftlichen Studien über Obdachlosenunterkünfte, wie Affekt in politischen Programmen genutzt wird, die darauf abzielen, Obdachlose „wohnfähig“ zu machen. Diese Studien heben unter anderem Gefühle hervor, die sich aus dem Verhältnis zwischen Selbst und Anderen ergeben. Ein Beispiel dafür sind Gefühle wie Schrecken oder Angst vor dem „bedrohlichen Anderen“ (Hodkinson 2012: 501; Übers. d. A.), die Einschlüsse und Rückzüge bedingen können.

Dieser Artikel trägt zu diesen affekt-interessierten Studien über das Eingeschlossensein bei. Indem wir dieses in seiner affektiven Dimension verstehen, eröffnet der Begriff Möglichkeiten für eine Analyse *langweiliger Dystopien*.

2.3. Eingeschlossensein als affektive Atmosphäre

Um die alltäglichen, materiellen, körperlichen und emotionalen Dimensionen des Eingeschlossenseins zu fassen, bedienen wir uns der umfangreichen geographischen Literatur über Affekt und affektive Atmosphären (Anderson 2006, 2009, 2014; Buchanan/Lambert 2005; Duff 2010, 2016; Gammerl/Herrn 2015; Pile 2010; Stewart 2007; Thrift 2004). Wir führen diese ein, um aufzuzeigen, wie alltägliche Praxen eine grausame Realität normalisieren – also *langweilige Dystopien* produzieren.

Analysen von Affekt zeigen auf, wie menschliche Körper Affekt durchleben, während sie mit anderen Körpern im materiellen Raum interagieren, beispielsweise bei gemeinsamen Erfahrungen, Begegnungen oder *performances* (O'Grady 2018). Sie verstehen den Körper zum einen als Mittel, die Welt zu verstehen. Zum anderen lesen sie den Körper als ein Medium, das die Bedeutung einer Situation zum Ausdruck bringt, in der dieser Körper agiert (ebd.). Divya Tolia-Kelly beschreibt affektive Praktiken als „räumlich eingebettete und *gefühlte* Phänomene“ (2006:

296; Übers. d. A.). Affekt zielt darauf ab, die transpersonalen Dimensionen körperlichen Lebens und alltäglicher Existenz zu fassen (Tolia-Kelly 2006): Dies sind Erfahrungen, in denen das individuelle Subjekt nicht allein agiert, sondern in denen Affekte relational zwischen Subjekten entstehen. Ben Anderson (2006: 735) verdeutlicht diesen Punkt: Affekt sei die körperliche Fähigkeit, zu berühren und berührt zu werden („to affect and to be affected“). Diese werde zwar in individuellen Körpern erfahren, entstehe aber erst durch die Interaktion zwischen Körpern und materiellen Räumen. Gammerl und Herrn unterstreichen „die unmittelbar körperlichen und außersprachlichen Dimensionen des Affekts“ (2015: 11). Affekt artikuliert die gelebte Erfahrung bestimmter Situationen als eine Serie von Ereignissen oder Prozessen, die kontinuierlich durch die *performances* der konstituierenden Körper geschaffen und erneuert werden (O’Grady 2018). Indem dieser Ansatz die Bedeutung von alltäglicher Praxis und Erfahrungen in den Blick nimmt, ermöglicht er ein Verständnis von Prozessen der Normalisierung.

Anderson (2014) argumentiert, dass Affekt per se nicht existiere, sondern empirisch in affektiven *Atmosphären* zum Tragen komme. Er schreibt, dass „gerade die Mehrdeutigkeit affektiver Atmosphären – zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, zwischen Subjekt und Objekt/ Subjekt und zwischen Bestimmtem und Unbestimmtem – es uns ermöglicht, über affektive Erfahrung als etwas nachzudenken, das jenseits, um und neben der Bildung von Subjektivität stattfindet“ (Anderson 2009: 77; Übers. d. A.). In Anlehnung an Gernot Böhme erläutert Anderson, wie man sich selbst als von einer freundlichen oder angespannten Atmosphäre umgeben fühlen kann und wie diese unterschiedlichen Atmosphären wiederum Menschen umhüllen (ebd.: 80). Auf empirischer Ebene haben Mikkel Bille und Kirsten Simonsen (2019) die Notwendigkeit eines besseren Verständnisses der Rolle von Praktiken bei der Vermittlung dieser Atmosphären hervorgehoben. Damit wird deutlich, dass affektive Atmosphären keinen eindeutigen ontologischen Status haben, sondern stets durch Materialitäten und körperliche Praktiken des Berührens und Berührt-Werdens vermittelt werden (ebd.: 305).

Mark Jayne, Gill Valentine und Sarah Holloway (2010) zeigen auf, wie die Dimension verkörperter Erfahrung und affektiver Atmosphären zusammengebracht werden können. Dementsprechend untersuchen wir das Eingeschlossensein nicht als individualisierte subjektive Erfahrung, die durch räumlich eingebettete Praktiken (der Protagonist_innen in

den Filmen) gemacht werden. Auch die Szenen selbst erzeugen affektive Atmosphären: durch Dialoge, die Inszenierung und andere Formen der Narration. In dieser Lesart entsteht das Eingeschlossensein nicht nur durch Praktiken des Eingrenzens, sondern auch in Atmosphären unausweichlicher Enge, die Gefühle des Eingeschlossenseins erzeugen. *Langweilige Dystopien* beschreiben das Ertragen dieser Atmosphären und das Bestreiten des Alltags in ihnen.

3. Filmische Geographien: Das Eingeschlossensein in den Filmen *Dogtooth* und *Parasite*

3.1. Filmische Geographien

Wie Science-Fiction-Autor_innen und Kulturwissenschaftler_innen argumentieren, bietet Film eine Heuristik zur Beschreibung sozialer Phänomene (Le Guin 1979; Chattopadhyay 2016) und um städtische Zustände zu reflektieren (Kneale/Kitchin 2002). Johan De Smedt und Helen De Cruz (2015) kommen zu dem Schluss, dass Film gerade durch seine affektiven Register eine umfassendere Analyse solcher Phänomene gestattet. In der gemeinsamen Betrachtung räumlicher, sensorischer und emotionaler Dynamiken (Gammerl/Herrn 2015) erlaubt eine filmische Analyse die Erforschung der affektiven Dimensionen städtischen Lebens (Lorimer 2010; Carter/McCormack 2006). Das beinhaltet auch zu zeigen, wie Erfahrungen von Einschluss und Isolation verkörpert werden.

Populärkultur und insbesondere fiktionale Erzählungen können reichhaltige Erkenntnisse zu Schlüsselkonzepten unserer sozialen und politischen Welt liefern, etwa zu Konzepten des Zuhauses oder der Zugehörigkeit (Anderson 2019; Daniel/Musgrave 2017; Felski 2008). Michael Shapiro (2013) zufolge liegt der Wert fiktionaler Texte für die sozialwissenschaftliche Forschung darin, dass sie das Denken anregen, anstatt bestimmte Erklärungen für soziale Phänomene einfach zu validieren (ebd.: 31). Methodisch bezieht Shapiro sich auf Narrative in belletristischer Literatur und im Film. Seine Betrachtung der Protagonist_innen beschränkt sich nicht auf psychologische oder logische Erklärungsmuster. Er betrachtet sie zudem als ästhetische Subjekte, die „durch künstlerische Genres Gedanken formulieren und Denken mobilisieren“ und uns so etwas über die Welt mitteilen (ebd.: 11; Übers. d. A.). In dieser Hinsicht ist die Fiktion eine wertvolle Quelle für das Lernen, das Theoretisieren, und – wie Miranda Iossifidis schreibt – für die „kollektive und individuelle

Sinngebung des sozialen Lebens, wie wir es erleben, wünschen und uns vorstellen“ (2020: 161; Übers. d. A.).

Film ist seit Langem als relevante Quelle für die Beobachtung sozialer Alltagspraktiken (Grimshaw/Ravetz 2009) anerkannt (Aitken/Dixon 2006; Cresswell/Dixon 2002). Laut Chris Lukinbeal und Stephan Zimmermann (2006) ermöglicht die interdisziplinäre Forschung über Film und Geographie es, „die Räumlichkeit des Kinos mit den sozialen und kulturellen Geographien des Alltagslebens“ (ebd.: 316; Übers. d. A.) zu verbinden. Kritische fiktive Geographien haben weitgehende Analysen des sozio-ökonomischen und ideologischen Kontexts geliefert, in dem materielle Artefakte der Populärkultur (von ihren Autor_innen) produziert und (vom Publikum) konsumiert werden (Sharp 2000; Rose 2001). So konstruieren beispielsweise Autor_innen durch fiktionale Erzählungen und bewegte Bilder Orte, Identitäten und Bedeutungen (Aitken/Zonn 1994).

Unsere Analyse konzentriert sich auf die im Film selbst dargestellten Emotionen und Affekte. Wir wollen verstehen, wie diese das Eingeschlossensein koproduzieren (Rose 2001; Lorimer 2010). Damit grenzen wir unsere Methodologie explizit von Analyseansätzen ab, die untersuchen, wie bewegte Bilder Emotionen hervorrufen, also die Reaktionen des Publikums beeinflussen.

3.2. Einführung in die Filme *Dogtooth* und *Parasite*

Dieser Beitrag analysiert die Atmosphären des Eingeschlossenseins in Bong Joon-hos *Parasite* (2019, Drehbuch: Bong Joon-ho und Han Jin-won) und Yorgos Lanthimos *Dogtooth* (2009, Drehbuch: Yorgos Lanthimos und Efthymis Filippou). Beide Filme verhandeln Momente des Eingeschlossenseins und die Versuche der Protagonist_innen, aus diesen Einschlüssen auszubrechen. *Dogtooth* ist eine düster-komische Kritik an Familienstrukturen (Fisher 2011) und deren Normativität und Fremdbestimmung (Walldén 2015). In einem ortlosen, lichtdurchfluteten Landhaus mit Swimmingpool und weitläufigem Garten, umschlossen von hohen Hecken und Mauern, halten zwei Eltern ihren erwachsenen Sohn und ihre beiden Töchter gefangen. Das Leben des Haushalts ist geprägt von gewalttätigen und patriarchalischen Strukturen. Die Eltern kontrollieren die Wahrnehmung und Realitätskonstruktion ihrer Kinder, indem sie diese verbal sowie durch alltägliche Gewalt disziplinieren. Zudem verzerren sie deren Sprache und ihre Bedeutung systematisch.

Abgesehen vom Familienvater, der das Haus verlässt, um zur Arbeit zu gehen, spielt sich der Film nur im familiären Heim und im Garten ab. Die Eltern zeichnen den Kindern das Bild einer gefährlichen Außenwelt, die sie erst betreten könnten, wenn sie ihren Eckzahn, den titelgebenden Hundszahn, verlieren. In *Dogtooth* bezeugt das Eingeschlossensein eine *langweilige Dystopie*, die unter anderem durch eine Verarmung der Imagination, physische Grenzen und Versuche des Ausbruchs gekennzeichnet ist.

Parasite ist ein Kommentar zur sozialräumlichen Spaltung und ökonomischen Ungleichheit im Spätkapitalismus. Im Mittelpunkt des Films steht das Leben zweier Kleinfamilien im urbanen Südkorea: Den verarmten Kims, die im Souterrain in einem engen und dreckigen Viertel leben und den Parks, Bewohner_innen einer von einem berühmten Architekten entworfenen Villa auf den Hügeln der Stadt. Die Schicksale der beiden Familien verflechten sich, als ein Freund der Familie Kim diesem einen Talisman in Form eines Steins (*suseok*) schenkt und den Sohn der Familie für eine Stelle als Englischlehrer für die Tochter der Parks empfiehlt. Der Stein symbolisiert das Versprechen von Wohlstand. Zugleich markiert er den Beginn einer Scharade, bei der sich die vierköpfige Familie Kim als Nachhilfelehrer, Kunstpädagogin, Haushälterin und Fahrer in den Haushalt der Parks einschleicht. Was wie eine Geschichte des sozialen Aufstieges beginnt, entpuppt sich als ein Thriller, der in einem Überlebenskampf endet. *Parasite* beleuchtet *langweilige Dystopien*, die aus der (scheinbaren) Durchlässigkeit sozialer Grenzen und dem alltäglichen Scheitern beim Versuch von deren Überwindung entstehen.

Diese visionären und einzigartigen Meisterwerke bieten aufgrund ihrer detaillierten Aufarbeitung des Themas reichhaltiges empirisches Material.[3] Die Auswahl der Filme ist von unseren eigenen Erfahrungen des Eingeschlossenseins während der Zeit der Forschung und des Schreibens in den Pandemie Jahren 2020 und 2021 geprägt. Die COVID-19-Pandemie hat das Zuhause als zentrales Element in der Entstehung von Diskursen und Erfahrungen über das Eingeschlossensein in den Vordergrund gerückt. Im Gegensatz zu gängigen fiktiven Geographien der Dystopie, die Städte und das Spektakel des Urbanen in den Mittelpunkt stellen (Aitken/Zonn 1994; Kneal/Kitchin 2002), richtet sich unsere Analyse auf die alltäglichen Räume des Hauses. Häuser und Wohnungen sind die Räume, in denen Menschen die meisten alltäglichen und häufig unreflektierten Routinen ausführen (Pink/Leder Mackley 2014).

Gleichzeitig ist das Zuhause ein Raum der Moderne, der als begrenzt konstruiert und mit Vorstellungen normativer häuslicher Ordnung und damit verbundenen Ideen von Intimität, Privatsphäre und familiärer Zuneigung (Blunt/Dowling 2006) verbunden ist. Daher ist das Zuhause ein besonders geeigneter Ort für eine Reflexion über Vorstellungen des Eingeschlossenseins. In Anlehnung an Jane M. Jacobs (2004) Vorschlag zur filmischen Analyse von Häusern betrachten wir das Haus nicht nur als Handlungshintergrund, sondern als einen Raum, in und mit dem Interaktionen und Alltagspraktiken organisiert werden. Häuser prägen *langweilige Dystopien* des Eingeschlossenseins in ihrer körperlichen, affektiven und sozialen Dimension. *Parasite* und *Dogtooth* stellen in überzeugender Art und Weise beinahe komplett abgeschlossene, häusliche Welten dar, die von starker und zum Teil gewaltvoller Isolation geprägt sind.

Zudem greifen wir mit unserer Auswahl der Filme *Dogtooth* und *Parasite* auf das Genre der dunklen Komödie zurück. Dessen Verbindung von Humor und Tragödie erlaubt es uns, dystopische Welten unspektakulärer Alltagsräume zu fassen und zum Zwecke eines besseren Verständnisses *langweiliger Dystopien* zu nutzen. Die Filme, die unter anderem auch als „black-comic poem“ und „tragicomic masterclass“ (Bradshaw 2010; Kermode 2020) beschrieben wurden, zeichnet eine unverwechselbare Absurdität aus (Larsen 2019). Diese stellt das grausame Potenzial *langweiliger Dystopien* thematisch in den Vordergrund. Ziel unserer Analyse ist es, die materiellen wie imaginären, die sichtbaren wie unsichtbaren Formen des Eingeschlossenseins zu erfassen, um damit zu verstehen, wie sie dystopischen Alltag produzieren.

3.3. Methodologisches Vorgehen

Um die Erfahrung des Eingeschlossenseins in ihrer affektiven Dimension erfassen zu können, kombiniert unsere Analyse Arbeiten über Einschlüsse mit visuellen Analysen (Pink 2001; Rose 2001) sowie kulturgeographischen Ansätzen zum narrativen Film (Saunders 2019). In Anlehnung an Gillian Rose (2001) konzentrieren wir uns auf einen zentralen Ort der Bedeutungsproduktion: auf den Film selbst (d. h. auf die visuelle Komposition und die Erzählung). Im Rahmen einer „kompositorischen Interpretation“ (Rose 2001: 38; Übers. d. A.) untersuchen wir die narrative Struktur der Filme, analysieren ihren Inhalt und die symbolische Bedeutung der bewegten Bilder. Daneben stützen wir uns auf einen

Ansatz der Semiotik, der dynamischer ist und nicht einfach nur „erfasst“ (Hutta 2015: 299). Unsere Analyse baut auf Stadtforschungsansätzen auf, die visuell-räumliche oder semiotische Zugänge zum Verständnis von Ungleichheit nutzen (Krase/Shortell 2011). Im Mittelpunkt dieses Verständnisses steht die Idee, dass affektives Leben stets vermittelt ist – beispielsweise durch verschiedene Apparate, Begegnungen oder Bedingungen (Anderson 2014). Filme, deren visuelle Semiotik mit Blick auf das Publikum konstruiert wird, bieten sich für diesen Analyseansatz besonders gut an.

Unsere Analyse befasst sich mit der visuellen oder verbalen Komposition der Narrative der Filme. Wir legen dabei den Schwerpunkt erstens auf Handlungen und Interaktionen, die Momente des Einschlusses kennzeichnen; zweitens darauf, wie die Abfolge dieser Ereignisse die Entwicklung, den emotionalen Zustand und die Handlungen der Figuren prägt (etwa wie sie den dystopischen Alltag verstärken, anfechten oder normalisieren). Drittens beleuchten wir die Rolle der Räume, die durch ihre Materialität, ihre Komposition und ihre Grenzen Einschlüsse produzieren.

4. Affektive Atmosphären des Eingeschlossenseins

Dogtooth und *Parasite* etablieren verschiedene, sich überlagernde Modi des Eingeschlossenseins und verweisen auf deren andauernde, oftmals gewaltvolle Durchsetzung: Die Zuschauer_innen erfahren, wie das Eingeschlossensein im Zusammenwirken von sozialer Rolle und Raum (re-)produziert wird – wie sich etwa das Eingeschlossensein in patriarchalische Gewalt (*Dogtooth*) oder in sozio-ökonomischen Abstieg (*Parasite*) alltäglich, körperlich und räumlich manifestiert und die Rollen der Protagonist_innen fest schreibt. Das Konzept der *langweiligen Dystopie* hilft uns dabei zu verstehen, wie sich das Eingeschlossensein in sozialen Positionen normalisiert und sich über affektive Atmosphären (Anderson 2009; Bille/Simonsen 2019) in Körper und Raum einschreibt. Wir analysieren zwei Kernmotive der Filme: In *Dogtooth* werden Atmosphären über die Narration eines gefährlichen Außens konstituiert sowie Mythen, die darauf abzielen, ein nukleares Innen aufrechtzuerhalten. In *Parasite* ist die Atmosphäre von Auf- oder Abstiegsängsten der Protagonist_innen geprägt.

4.1. Dogtooth: Eingeschlossen in patriarchalischer Gewalt

Dogtooth schildert das Entstehen des dystopischen Alltags einer fünfköpfigen Familie im Schatten einer vermeintlichen, großen äußerlichen Gefahr. Schauplatz ist ein von hohen Mauern und Zäunen umschlossenes weitläufiges Anwesen. Die durch diese materiellen Grenzen geschaffene Isolation wird durch die elterliche Erzählung von Mythen noch verstärkt. Dazu zählt der eingangs geschilderte Mythos des Eckzahns, dessen Verlust die Bedingung für ein mögliches Verlassen des Anwesens markiert. Zudem entwerfen die Eltern ein Szenario der Bedrohung und der Angst. Ihre Schilderung einer Außenwelt voller Gefahren rechtfertigt das Eingeschlossensein und das Narrativ des familiären Zuhauses als Zufluchtsort. Beispielsweise erzählen sie ihren Kindern, dass die Katze ein „Killertier“ sei: „Sie ist das gefährlichste Tier von allen. Sie frisst Fleisch, vor allem das Fleisch von Kindern“ (*Dogtooth* 2009: 0:43). Katzen, die ab und zu in ihren Garten eindringen, gefährdeten ihr sicheres und abgeschiedenes Leben. Im Garten trainiert der Vater die Familie darin, das Haus gegen unerwünschte Fremde (Katzen) zu verteidigen. Abbildung 1 zeigt eine Szene des Films, in der sich der stehende Vater seiner aufgereihten Familie zuwendet. Unter seinem Kommando trainiert die Familie auf allen vieren das Bellen, als seien sie Hunde. Dem Vater untergeordnet und durch ihre Darstellung entmenschlicht bellen die Kinder ins Leere. Sie üben sich darin, eine Grenze zu schützen, die sie als die Bedingung für ihr Überleben verstehen. Während Katzen eine imaginierte Bedrohung bleiben, ist die regelmäßige körperliche Gewalt, die sich die Geschwister gegenseitig antun, Teil des Alltags. Die durch die Eltern initiierte sexuelle Gewalt an ihrer älteren Tochter wird als ebenso normal geschildert. Obwohl ihr Zuhause ein Ort der Gefangenschaft und der Gewalt ist, prägen vielmehr die Angst vor dem Außen und der Invasion dieser Außenwelt als die physischen Grenzen der Mauern den dystopischen Alltag der Familie. Eingeschlossensein ist hier nicht nur räumlich materialisiert, sondern wird vor allem imaginiert und praktiziert. Die Inszenierung von Atmosphären der Bedrohung und die Kontrolle der Bedeutung dieser Atmosphären durch die Eltern erhalten die Bedingungen des Eingeschlossenseins aufrecht und normalisieren diese als Teil des täglichen Lebens im Haus.



Abb. 1 Training im Garten: Im Garten trainiert die Familie, wie Hunde zu bellen und das Haus vor der furchterregenden Außenwelt jenseits des Gartenzauns zu schützen. Die Trainingsszene verweist auf eine patriarchalische, normalisierte Dystopie, die von Angst geprägt ist (Dogtooth 2009: 0:45).

Wir können die entstehende Ordnung des familiären Alltags als eine *langweilige Dystopie* verstehen: Vordergründig etablieren die Eltern das Eingeschlossensein durch die patriarchalische Ordnung – also die Autorität des Vaters, der seine Narration über die kindliche Welt und deren Regeln gewaltvoll durchsetzt. Die Eltern festigen die Isolation der Kinder jedoch noch dadurch, dass sie das Eingeschlossensein durch routinierte Verhaltensformen in deren Alltag einschreiben. Davon zeugt eine Szene, in der der Vater einen Song von Frank Sinatra in eine Ode an das Haus „übersetzt“ – „Mein Haus, du bist schön und ich liebe dich“ (Dogtooth 2009: 0:59). Dies verdeutlicht nicht nur die Autorität des Vaters, sondern auch, wie dieser in alltäglicher Praxis die Bedeutungswelt der Kinder definiert.

Dogtooth zeigt auf, wie die gelebte Isolation die Kinder eines Verständnisses der Außenwelt und des Fremden beraubt und ihnen damit auch den Möglichkeiten einer Überschreitung der Grenzen nimmt. Die namenlose Familie und ihr ortloses Einfamilienhaus vermitteln ein Gefühl der Entbehrung, das die Erfahrung der Kinder bestimmt. Die einzigen Filme, die die Kinder sehen dürfen, zeigen Aufnahmen ihrer selbst. Mögliche Vorstellungen einer Welt jenseits des Hauses bleiben stets limitiert. Bezeichnend für diese Verarmung und die daraus resultierende begrenzte Vorstellungskraft ist ein Dialog mit Christina, dem einzigen Gast, der das Haus betritt. Christina befragt den Sohn über seine Träume:

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

„Christina: Träumst Du auch?

Sohn: Ja.

Christina: Erzähl mir einen Traum, den Du in letzter Zeit hattest.

Sohn: Mama ist in den Pool gefallen.

Christina: Und dann?

Sohn: Das war alles.“

(*Dogtooth* 2009: 1:41)

Ohne jegliche visuelle oder mentale Stimulation ist es den Kindern nicht möglich, in ihren Träumen fremde Welten zu imaginieren. Wenn eine andere Welt nicht vorstellbar ist, ist auch die Möglichkeit einer Veränderung der erlebten Welt nicht denkbar. Der Mangel an Exposition und Interaktion in einer vollständig kontrollierten Umgebung behindert einen Prozess, den Bruno Latour (2004) als „Lernen, betroffen zu sein“ bezeichnet: das Lernen, mit der Vielfalt der Welt zu interagieren (durch den eigenen Körper und die eigenen Sinne); das Lernen, zu differenzieren und sich mit der Welt um einen herum zu verbinden und seine Handlungs- oder Reaktionsfähigkeit zu verbessern. Die Möglichkeit, den Status quo – etwa die patriarchalische Ordnung – infrage zu stellen, wird so auf ein Minimum reduziert. Wir verstehen das Eingeschlossensein der Kinder als *langweiligen Dystopie*; als eine Situation, die auf alltägliche Routinen der Abgrenzung baut und diese durch grausame Alltagspraktiken und Entzug von Wissen über Lebensalternativen normalisiert.

Trotz alledem testen die Kinder die Welt jenseits des Zauns schrittweise aus. Im Garten, in dem sich die Außenwelt der vollständigen Kontrolle der Eltern entzieht, hinterlassen äußere Einflüsse – etwa Flugzeuge am Himmel – Erklärungsbedarf. Bei den Kindern wecken der Garten und das Versprechen eines Ausbruchs, das er bereithält, Neugierde. So wird beispielsweise der Sohn dabei ertappt, wie er mit seinem imaginierten Bruder spricht, der aus dem Haus geflohen ist. In einem Monolog vor dem Zaun erhofft sich der Junge Bestätigung von der anderen Seite (Abbildung 2). Oder die Fürsorgepraktiken der Tochter: Indem sie ihrem geflohenen Bruder am Gartenzaun Essen zukommen lässt, testet sie die Durchlässigkeit der Außengrenzen ihrer isolierten Welt. Beide Geschwister hoffen auf einen Austausch, der die Existenz einer Außenwelt greifbarer macht. Gleichzeitig verstärkt die Interaktion mit



Abb. 2 Prüfung der Grenze: Ein Geschwisterkind ist verschwunden, vielleicht hinter dem Zaun. Der Sohn spricht mit dem Zaun und verspottet seinen Bruder, wird aber nur mit dröhnendem Schweigen empfangen (Dogtooth 2009: 0:18).

dem Zaun das Gefühl der Gefangenschaft in einer affektiven Atmosphäre der Isolation. In dieser systematisch konstruierten und begrenzten Welt prägt hier auch das Fehlen jeglicher Interaktion das Gefühl unheimlicher Not und großer Einsamkeit.

Dogtooth verhandelt die Möglichkeit eines Ausbruchs aus der *langweiligen Dystopie*. Das Konstrukt von Regeln und Grenzen, das den familiären Alltag dominiert, droht aufgrund seiner Rigidität schon aufgrund kleiner Transgressionen zu zersplittern. Auf ihren eigenen Vorteil bedacht, bringt Christina das Konstrukt nach und nach zum Wanken und ermöglicht der namenlosen älteren Tochter zunächst kleine Einblicke in die Welt außerhalb des Hauses (einen Haarreif) und später größere (Videokassetten). In den Begegnungen mit Christina kommt die ältere Tochter in Berührung mit anderen Praktiken und Perspektiven, die ihre eigene Bedeutungswelt verschieben. Die Tochter rezitiert gesehene Filme und spielt darin gezeigte Kampfszenen nach. Sie nennt sich selbst von nun an Bruce und schreibt sich eine neue Rolle zu. Treffend schreibt Iris Marion Young über diese Begegnungen mit Anderen, man könne „durch die Interaktion mit ihnen etwas Neues und Anderes lernen oder erfahren“ (1990: 40; Übers. d. A.). Die Begegnungen mit Christina und den dabei errungenen Videokassetten tragen zum Hinterfragen der eigenen Identität und der bestehenden Normen bei und ermutigen die ältere Tochter schlussendlich zum Ausbruch aus der restriktiven Welt Ihres gewaltvollen Zuhauses.

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

Trotz der Versuche des Vaters, die Isolation der Kinder aufrechtzuerhalten, scheint die Flucht der Tochter schließlich zu gelingen, weil die von Christina eroberten Videos ihre Selbst- und Weltwahrnehmung erweitern. Zunächst probt sie den Ausbruch aus der *langweiligen Dystopie* des Haushalts in einer Tanzaufführung, bei der sie eine eingübte Choreografie durchbricht. Schließlich versucht sie es über das Ausschlagen ihres Eckzahns (Abbildung 3). Dieser Ausbruchsversuch bringt scheinbar widersprüchliche Gefühle zusammen. Als die Tochter freudig lächelnd und mit blutigen Zähnen in den Spiegel schaut, zeigt ihr Antlitz sowohl Schmerz und Gewalt als auch Stolz, Erleichterung und Glück. Die blutige Szene verdeutlicht die Verkörperung dieser Emotionen und erinnert an Sara Ahmeds (2013) Argument, dass Emotionen nicht allein durch Sprache oder kognitives Denken bestimmt werden – besagte Szene enthält keine Dialoge –, sondern auch durch körperliche Reaktionen, über Empfindungen der Haut (in diesem Fall durch das gewaltige Ausschlagen des Zahns, das Lächeln und das Blut). Die körperliche Entstellung der Tochter und ihre Entwicklung im Verlauf des Films verleihen dem individuellen Subjekt Handlungsmacht.

Die affektive Atmosphäre schaffen sowohl die gemischten Gefühle der Tochter als auch die vorangehenden Szenen mit ihren zunehmend grotesken Formen der Gewalt. Sie zeugt von der Mehrdimensionalität des Eingeschlossenseins. Die Normalisierung verschiedener Gewaltformen – in der Überlagerung von patriarchalischer Ordnung, alltäglicher Kontrolle



Abb. 3 Zahnlos und lächelnd: Die ältere Tochter schlägt sich im Badezimmer mit einer Hantel einen Zahn aus. Blut spritzt auf den Spiegel. Die pastellfarbenen Töne des Vorhangs und ihres Kleides sowie die cremefarbenen Wände bilden einen Kontrast zum Rot des Blutes und unterstreichen die Gewalt des Ausbruchs aus der heimischen Isolation. Als sie sich das Blut vom Kinn wischt und breit in den Spiegel lacht, offenbart die Tochter die befreiende Zahnlücke (Dogtooth 2009: 2:06).

und einer extremen Form der Selbstverletzung in dieser Schlüsselszene – machen das Eingeschlossensein zu einer *langweiligen Dystopie*.

4.2. Parasite: Eingeschlossen in sozialen Positionen

Während das Eingeschlossensein in *Dogtooth* auf einer patriarchalischen Ordnung beruht, die durch Angst und deren Einschreibung in den Alltag der Protagonist_innen funktioniert, verweist *Parasite* auf soziale Grenzen in der räumlichen Ordnung der inszenierten Stadt. Doch wie in *Dogtooth* sind es auch hier nicht nur diese räumlichen Grenzen, sondern ebenso die körperlichen und affektiven Erfahrungen, die Protagonist_innen in verschiedenen sozialen Positionen bei ihren Begegnungen miteinander machen. Diese Begegnungen schreiben das Eingeschlossensein als *langweilige Dystopie* in ihren Alltag ein. Beispielsweise untermauert die Gegenüberstellung der ärmlichen, häufig als Toilette für Betrunkene genutzten und von Ungeziefer befallenen Souterrain-Wohnung der Kims mit dem durchgestylten, hygienisch einwandfreien und gesicherten Wohnraum der Parks die sozialen Positionen beider Familien. Während etwa die Socken der Kims im Halbfenster des Souterrains im Gestank der vorbeirollenden Autos trocknen (vgl. Abbildung 4), zeigt der Film das Leben der Parks im szenischen Kontrast in der lichtdurchfluteten Leichtigkeit des sonnigen Hauses auf den Hügeln der Stadt. Im Film wird das Haus der Kims als Waschraum bezeichnet, der buchstäblich als Toilette und zum Wäschewaschen benutzt wird. Die Bedeutungen dieser



Abb. 4 Fenster der Kim'schen Wohnung: Die schmalen, bodentiefen Fenster der Wohnung der Familie Kim etablieren den Schauplatz des Films und stellen zu Beginn des Films dessen Protagonist_innen vor. Sie zeigen, wie sozial und räumlich eingeschlossen die Familie ist (*Parasite* 2019: 0:01; 2:06).

Räume werden durch die Szenen und die Interaktion mit den Figuren deutlich gemacht.

Vor dem Hintergrund dieser ungleichen häuslichen Welten verbinden Begegnungen der Armen mit den Eliten das getrennte Leben beider Parteien in der Unter- und Oberstadt und später – als die Kims sich im Haus der Parks etablieren – auch zwischen den verschiedenen Stockwerken der Park'schen Villa, also dem Bunker des Hauses und den oberirdischen Wohnflächen. Zudem zeigt sich die Verbindung zwischen sozialen und räumlichen Grenzen in der räumlichen Nähe sowie in Momenten klassenübergreifender Kopräsenz. In einer Sequenz kosten die Kims während der Abwesenheit der Hausbesitzer_innen heimlich das Leben im Wohlstand. Sie zelebrieren ihre neuen Arbeitsstellen und trinken den teuren Whiskey ihrer Arbeitgeber_innen. Da die Parks unerwartet verfrüht in die Villa zurückkehren, verstecken sich die Kims unter einem überdimensionierten Wohnzimmertisch. Als die Parks sich auf dem Sofa niederlassen, liegen ihnen die Kims zusammengepfertcht zu Füßen. Die soziale Differenz der beiden Parteien wurde hier in affektive Atmosphären übersetzt: Auf der Couch, über der beengten Szene unter dem Tisch, machen es sich die wohlhabenden Parks gemütlich. Während sie sich in Behaglichkeit, Sicherheit und Intimität dem Sex hingeben, erleben die Kims in unmittelbarer räumlicher Nähe Angst, Scham und Unbehagen. Während die Parks abwertend über ihre Hausangestellten diskutieren, liegen die Kims schweigend – und eingeschlossen in ihrer sozialen Position – auf dem Boden und erleben die Möglichkeit unterschiedlicher affektiver Atmosphären im selben materiellen Raum: Die trägen, intimen Töne der Parks, die auf dem Sofa miteinander sprechen, und das stille, schwitzende Unbehagen der Kims auf dem Boden. Beide Familien erfahren hier gleichzeitig im selben Raum unterschiedliche affektive Atmosphären. Diese absurde Nebeneinanderstellung dieser Wohnzimmerszene stellt eine *langweilige Dystopie* dar. Die Divergenz der affektiven Atmosphären verdeutlicht, wie Klassenunterschiede im selben Moment als entmenschlichend oder als normal erlebt werden können.

Das Eingeschlossenein in verschiedenen sozialen Positionen verfestigt sich in Momenten der direkten Begegnung oder der räumlichen Nähe. Obwohl die Kims vom Mythos der sozialen Mobilität angezogen werden, erkennen sie in dem Moment des Betretens der Welt der wohlhabenden Eliten ihre eigene Benachteiligung als verkörperte soziale Position. Ihnen haftet, so die Parks, der Geruch von „Leuten, die mit

der Metro fahren“ an (*Parasite* 2019: 1:28). In Momenten der Begegnung zwischen den Parks und den Kims wird dieser Geruch zu einer unüberwindbaren affektiven Grenze zwischen beiden Familien. Er schreibt die Dystopie einer polarisierten Gesellschaft in die Körper und in den Alltag ein. Beispielsweise konstatieren die Parks – in Unkenntnis ihrer räumlichen Nähe zu den Kims unter dem Wohnzimmerisch –, dass die Kims zwar ihren sozialen Status kennen und auch nicht überschreiten würden, ihr Körpergeruch diese Grenze aber nicht respektiere. Auch wenn die Kims ihr tägliches Leben im Laufe des Films zeitweise verbessern können, scheint ihre Klasse in Form dieses Geruchs an ihnen haften zu bleiben. Diese Begegnungen zeigen auf, wie unangenehme Gerüche eine Art „sensorische Disziplinlosigkeit“ (Jones 2012: 647; Übers. d. A.) darstellen, eine Erinnerung an die Hartnäckigkeit und Unüberwindbarkeit von sozialen Positionen. Angesichts der Tatsache, dass „Klänge, Gerüche usw. die transpersonale Zirkulation von Stimmungen und Gefühlen beeinflussen“ (Jayne/Valentine/Holloway 2010: 549), schaffen es diese Szenen, die Gerüche einzufangen und affektive Atmosphären zu kreieren, die über die individuelle Emotion hinausgehen. Dementsprechend ist einer der viel gelobten Aspekte des Films, wie er Klasse nicht im Dialog der Protagonist_innen, sondern über das Motiv des Geruchs etabliert (Bhandari 2020). Der Geruch – der untrennbar mit ihren Körpern verbunden ist – dient als Mittel der sozialen Abgrenzung, das die Parks gegenüber den Kims in ihrem Ekel offen zur Kunde tragen. Er korrumpiert so die Hoffnung der Kims auf einen möglichen Aufstieg.

Wie zuvor beschrieben, sind die sozialen Positionen in *Parasite* zunächst porös. Sie ermöglichen es den Kims, sich im Park'schen Haushalt einzunisten. Durch Strategien wie das Fälschen von Zeugnissen und Visitenkarten oder das Vortäuschen von Kontakten zu amerikanischen Hochschulen können die Kims zumindest zeitweise ihrem Status entfliehen und im Schatten des Wohlstands der Parks ihren ökonomischen Aufstieg realisieren. Allein der Versuch der Überschreitung sozialer Grenzen ist eine Transgression. Allerdings droht den Kims dabei, dass ihre gewagte Überschreitung schiefgeht, dass die Parks die Täuschungen der Familie erkennen und die Kims ihre gerade gewonnen Privilegien wieder verlieren. In der zuvor beschriebenen Szene mit der Familie unter dem Couchtisch droht der ihnen anhaftende Geruch sie zu verraten. Neben der Körperlichkeit dieser Überschreitung veranschaulicht die Szene auch, wie Emotionen soziale Zugehörigkeit und deren

Übertretungen prägen und bedingen. Ekel, Scham und Verbitterung sind wichtige Bestandteile des geteilten Alltags. Sie situieren beide Familien in unterschiedlichen sozialen Positionen. Weder die Etikette der Parks noch die Zurückhaltung der Kims schaffen es, diese Zuteilung zu überspielen. Vielmehr verfestigen Emotionen die eingeschriebenen Positionen. Das fällt besonders in der Schlüsselszene auf, die sich (wie in *Dogtooth*) mit der Frage der verkörperten Natur des Eingeschlossenseins befasst. Dieser verkörperte Einschluss unterstreicht eine *langweilige Dystopie*, die durch die Banalität extremer Armut gekennzeichnet ist – oder durch Privilegien, die gar nicht beschrieben werden müssen, sondern in der kleinen Geste des Ekels sichtbar gemacht werden können.

Zwar schaffen es die Kims, nicht entdeckt zu werden – jedoch wird im Konflikt mit der zweiten Hausangestelltenfamilie, die sich bereits bei den Parks eingenistet hat, die Unmöglichkeit eines Ausbruchs aus ihrer sozialen Klasse zunehmend deutlich. Der dramatische Höhepunkt des Films, die Szene einer Gartenparty, bei der der Ehemann einer ehemaligen Hausangestellten, der im Bunker der Villa lebt, die Kims gewalttätig attackiert, macht diese Unmöglichkeit eines Aufstiegs besonders augenfällig. Als der namenlose Ehemann der Tochter der Kims ins Herz sticht, verlangt Herr Park – anstatt Hilfe anzubieten oder Entsetzen oder Mitgefühl für die verblutende Tochter zu zeigen, seinen Autoschlüssel. Herr Kim wirft ihm diese zwar zu, sie fallen allerdings unter den mittlerweile sterbenden Bunkerbewohner. Als Herr Park dessen Körper bewegt, um an den Schlüssel zu kommen, würgt er vor Ekel über dessen Geruch und hält sich seine Nase zu (Abbildung 5). Die Armut des Lebens im Bunker hat sich in den Körper eingeschrieben. Im Moment des Angriffs treffen die unterschiedlichen affektiven Atmosphären der Kims und der Parks aufeinander: Während die Kims erschöpft sind von einer Nacht in einer Notunterkunft (die sie nach einer Überflutung in ihrer Souterrain-Wohnung aufsuchen mussten) sowie von zusätzlicher Arbeit, Angst und Schuldgefühlen feiern die Parks ein Kinderfest, in Leichtigkeit und einer Atmosphäre des Vergnügens (Catering), der Belustigung (Streicherensemble) und des Kostümspiels. Die Gleichzeitigkeit der Stimmungen, die sich durch den gesamten Film zieht, verdeutlicht die unterschiedliche soziale Stellung der Familien. Diese Schlüsselszene zeigt, was es bedeutet, das Eingeschlossensein zu akzeptieren – und wie schrecklich und unausweichlich es gleichzeitig ist. In Übereinstimmung mit unserer Analyse von *Dogtooth* zeigt sich



Abb. 5 Herr Park ekelt sich: Eine Gartenparty mit Kostümen für das Kind der Parks zeigt eine entscheidende Sequenz, in der Herr Park seine unmenschlichen Gefühle offenbart. Inmitten des mörderischen Grauens hält er sich die Nase zu, anstatt auch nur einen winzigen Ausdruck von Empathie für die Familie Kim zu zeigen (Parasite 2019: 1:54).

hier, dass das Eingeschlossensein (in *Parasite* in der sozialen Position; in *Dogtooth* in patriarchalischer Gewalt) zur *langweiligen Dystopie* wird, wenn Fluchtversuche scheitern und sich ein unerträglicher Zustand im Alltag normalisiert.

Die Mordszene führt diese unterschiedlichen familiären Stimmungen zu einer einzigen zusammen: dem Horror. Dabei vermittelt der Film, wie diese erneute Verletzung Herrn Kim dazu bringt, Herrn Park selbst zu attackieren. Herr Park kann seinen Ekel nicht mehr verbergen und ist somit auch in seiner sozialen Position gefangen. Diese Einsicht facht die Wut von Herrn Kim noch weiter an. Als Herr Kim Herrn Park schließlich ersticht, bricht das Kartenhaus der Kims zusammen. In der Coda des Films lernen wir, wie sich die Kims in ihrer alten, eingegengten Position wiederfinden. Die Idee, ihrer sozialen Positionen zu entkommen, bleibt ein Mythos.

5. Diskussion und Fazit

Dieser Artikel argumentiert für ein Verständnis des Eingeschlossenseins durch affektive Atmosphären. Er fragt danach, wie das Eingeschlossensein im Alltag als *langweilige Dystopie* normalisiert, unsichtbar gemacht oder bekämpft wird.

Das Konzept der affektiven Atmosphäre ermöglicht es, Eingrenzungen nicht nur als materiell, verräumlicht (z. B. durch Zäune und Mauern) und sozial konstruiert (etwa durch Diskurse über innere und äußere

Welten bzw. über Zentrum und Ränder einer Gesellschaft) zu verstehen, sondern auch über die Interaktionen, Gefühle und Praktiken, die das Eingeschlossensein atmosphärisch und situativ produzieren. In unserer Analyse von *Dogtooth* und *Parasite* haben wir Elemente erörtert, die diese Atmosphären des Eingeschlossenseins ausmachen, etwa Körper, Geruch, Emotionen, soziale Positionen und materielle Räume. Zwei Erkenntnisse aus dieser Analyse affektiver Atmosphären heben wir hervor: Zum einen werden Emotionen verinnerlicht, gehen aber über das Individuum hinaus. Zum anderen wird das Erkennen und Ermöglichen von subjektiven Handlungsfähigkeiten sichtbar gemacht.

Wir haben erstens gezeigt, wie Emotionen nicht nur verinnerlicht sind, sondern auch über das Individuum hinausgehen. In der Scham und in dem Ekel, die in den Reaktionen auf die körperlichen Gerüche von Herrn Kim und Herrn Park zum Ausdruck kommen, wird ein Eingeschlossensein erfahrbar, das mit dem Körper verbunden und somit scheinbar unausweichlich ist. Die Verkörperung des Eingeschlossenseins in diesen Figuren wird auch durch Gefühle (wie Freude oder Scham) etabliert. Zudem hat unsere Filmanalyse gezeigt, wie Figuren Eingeschlossensein nicht nur empfinden, sondern auch verinnerlichen. Zum Beispiel geht die Betrachtung der Gewalt in *Dogtooth* über die disziplinarischen Beziehungen des Vaters zu seinen Kindern hinaus und adressiert auch Formen der Gewalt, die durch die *gefühlte* (Un-)Möglichkeit eines Ausbruchs entstehen. Demnach ist ein Verständnis der Gefühle, Handlungen und Reaktionen der Protagonist_innen wichtig für eine Analyse des Eingeschlossenseins. Gleichzeitig tragen affektive Atmosphären auch dazu bei, das Eingeschlossensein und deren Verfestigung über das Individuum hinaus zu betrachten.

Zweitens ermöglichen es diese Elemente zu verstehen, wie affektive Atmosphären emotionale Reaktionen und die Handlungsfähigkeit von Subjekten bestimmen (Anderson 2009). Affektive Atmosphären des Eingeschlossenseins sind porös, also nicht undurchdringlich. Zudem verweilen Menschen auf unterschiedliche Art und Weise in diesen Atmosphären: Ihre Möglichkeiten, diese zu beeinflussen oder von ihnen beeinflusst zu werden, variieren stark (vgl. Tolia-Kelly 2006; Anderson 2006). In Atmosphären des Eingeschlossenseins überlagern sich verschiedene Ordnungsmuster: Beide Filme verweisen auf unterschiedliche soziale Ordnungen (*Parasite* auf die soziale Position und den Mythos sozialer Mobilität; *Dogtooth* auf die patriarchalische Ordnung und damit

verbundene Ideologien von Familie), die das Eingeschlossensein im Alltag prägen. In affektiven Atmosphären verbinden sich diese Ordnungen mit der Verkörperung von Emotionen wie Wut und Neid. Sie bedingen so die Handlungsfähigkeiten der eingeschlossenen Subjekte. Entsprechend ermöglichen und beschränken sie Handlungen, die die sozialen und räumlichen Grenzen des Einschlusses und die darin etablierten Hierarchien testen und durchsetzen. Zugleich ermöglichen affektive Atmosphären Handlungen mit dem Ziel, die Strukturen des Einschlusses gewaltsam zu durchbrechen. In der Art und Weise, wie sich die namenlose Tochter in *Dogtooth* gewaltsam ihren eigenen Zahn zieht, aber auch in der kathartischen Freude, die sie dabei empfindet, zeigt sich, wie selbst die *langweilige Dystopie* mit dem Wunsch nach einem Ausbruch aufgeladen ist.

Ausblick

Eine Erklärung des Eingeschlossenseins über seine affektive Dimension zeigt auf, wie scheinbar unerträgliche Zustände als *langweilige Dystopie* normalisiert werden. Zum einen lenken wir damit den Blick auf eine Analyse des Alltags. Aufgrund seiner Möglichkeit, mit Absurdität und Überhöhung zu arbeiten, bietet sich fiktionaler, erzählender Film an für Reflexionen über das Alltagsleben. So verdeutlicht zum Beispiel *Parasite* das Scheitern der Idee sozialer Mobilität durch die visuellen Narrative des dystopischen Alltags – etwa durch die vertraute, ständig im Souterrain hängende trocknende Wäsche, mit der der Film beginnt und zu der er am Ende zurückkehrt. Zum anderen erlaubt es der Fokus auf affektive Atmosphären, Reibungen und (Un-)Möglichkeiten des Handelns, die ungleichen Machtverhältnisse zu entwirren, die diese Normalisierungen entweder bedingen oder destabilisieren. Beziehungen der Nähe sind für diese (De-)Stabilisierungen zentral. Zum Beispiel haben wir gezeigt, wie *langweilige Dystopien* durch Interaktionen mit dem Unbekannten (etwa mit der durch Christina verkörperten Außenwelt in *Dogtooth*) unter Druck geraten. Das Aufeinandertreffen in räumlicher Nähe ist aber auch die Grundlage dafür, affektive Atmosphären des Einschlusses überhaupt erst betrachten zu können.

Ein methodologisches Forschungsdesiderat, das sich aus unserer Arbeit ergibt, bezieht sich auf die Frage, wie affektive Atmosphären erkennbar gemacht werden können. Inwiefern stützen sich Methoden zur Untersuchung affektiver Atmosphären vorwiegend auf deren Sichtbarkeit? Wie können Methoden zur Untersuchung der affektiven

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

Atmosphären entwickelt werden (Lorimer 2010; Carter/McCormack 2006), so dass die Wahrnehmung der Zuschauer_innen als Teil der Analyse mitbezogen wird?

Über diese methodologischen Fragen hinaus ließe sich der hier eingeführte Begriff der *langweiligen Dystopie* in weiterer Forschung schärfen, etwa durch eine stärkere Differenzierung von Prozessen des Ertragens, Erduldens und Normalisierens. Zudem ließe sich der Begriff jenseits der hier erprobten Anwendung bei der Untersuchung des Eingeschlossenseins für ein besseres Verständnis vielfältiger anderer Krisen nutzen. Durch eine Untersuchung der Art und Weise, in der Krisen in den Alltag eingebettet sind, normalisiert und erduldet werden, ließen sich schließlich die Modalitäten und Grenzen dieser Erduldung untersuchen. Inwiefern ist also der Umhüllungseffekt *langweiliger Dystopien* allumfassend und was sind Voraussetzungen, damit Personen oder Gruppen aus ihnen auszubrechen können?

Wir haben argumentiert, dass eine Analyse *langweiliger Dystopien* Gewalterfahrungen des Eingeschlossenseins wieder greifbar machen kann. Auch in Zeiten, in denen der Alltag von ungewöhnlich schrecklichen Ereignissen überlagert zu sein scheint, lohnt es sich daher, *langweiligen Dystopien* mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Denn trotz und gerade wegen ihrer alltäglichen Unsichtbarkeit bedeutet deren Normalisierung, Unerträgliches zu ertragen.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Der Begriff *langweilige Dystopien* wird seit 2016 in einem Subreddit mit mehr als 757.000 Mitgliedern ([reddit.com/r/ABoringDystopia](https://www.reddit.com/r/ABoringDystopia)) propagiert (Reddit o. D.). Ein Subreddit ist eine Unterkategorie der Webseite Reddit, die eine Interessengemeinschaft oder ein bestimmtes Thema umfasst. Der Begriff *langweilige Dystopien* geht auf eine Facebook-Gruppe zurück, die der Kulturwissenschaftler Mark Fischer 2015 gründete, um Bewusstsein über den Zustand Grossbritanniens zu schaffen (Kiberd 2015).
- [2] Beispiele hierfür sind ein Plakat des US-Wohnungsministeriums, das davon abrät, sich für die Miete gegenüber Vermietern zu prostituieren sowie das Bild eines russischen Demonstranten, der verhaftet wurde, weil er ein leeres Blatt Papier in der Hand hielt. Beide Beispiele zeigen die Normalisierung (in Formen von Plakatwerbung oder eines Polizeieinsatzes) von etwas Grausamen (wie Ausbeutung in Wohnverhältnissen oder einem Sprechverbot im öffentlichen Raum) (Reddit 2022a, 2022b); u/acarhnis 2022).
- [3] Weder *Dogtooth* noch *Parasite* zählen als *Mainstream*-Filme. Beide sind international bekannt und haben auf einflussreichen Filmfestspielen mehrere Auszeichnungen

erhalten, darunter die Hauptpreise der Filmfestspiele von Cannes, „Un Certain Regard“ 2009 und die „Palme d'Or“ 2019.

Autor_innen

Julie Ren ist Stadtgeographin mit den Arbeitsschwerpunkten vergleichende Stadtforschung, Stadttheorie und kulturelle Räume/Ereignisse.
julie.ren@uzh.ch

Ifigeneia Dimitrakou ist Stadtplanerin/Stadtforscherin und Architektin. Sie arbeitet zu den Themen Wohnungsprekarität, Wohnungspolitik und Segregation.
ifigeneia.dimitrakou@geo.uzh.ch

Luisa Gehriger ist Stadtforscherin und arbeitet zur Zeit an ihrer Dissertation zu Wohnungsprekarität, politischer Entfremdung und Wohnungskämpfen.
luisa.gehriger@geo.uzh.ch

Fritz-Julius Grafe ist Stadtgeograph, er arbeitet vorwiegend zu den Themen Infrastruktur, Finanzialisierung und Klimawandel.
fritz-julius.grafe@geo.uzh.ch

Hanna Hilbrandt ist Stadtgeographin und Architektin. Sie arbeitet zu Informalität, Wohnungspolitik, städtischer Governance und Finanzialisierung.
hanna.hilbrandt@geo.uzh.ch

Literatur

- Ahmed, Sara (2013): *The cultural politics of emotion*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Aitken, Stuart C. / Dixon, Deborah P. (2006): *Imagining geographies of film*. In: *Erdkunde* 60, 326-336.
- Aitken, Stuart C. / Zonn, Leo (Hg.) (1994): *Place, power, situation, and spectacle: A geography of film*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Anderson, Ben (2006): *Becoming and being hopeful. Towards a theory of affect*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 24/5, 733-752.
- Anderson, Ben (2009): *Affective atmospheres*. In: *Emotion, Society and Space* 2/2, 71-81.
- Anderson, Ben (2014): *Encountering affect. Capacities, apparatuses, conditions*. Farnham: Ashgate.
- Anderson, Ben (2019): *Cultural geography II: The force of representations*. *Progress in human geography*, 43/6, 1120-1132.
- Bhattacharyya, Gargi (2015): *Crisis, austerity, and everyday life. Living in a time of diminishing expectations*. New York: Springer.
- Bhan, Gautam / Caldeira, Teresa / Gillespie, Kelly / Simone, AbdouMalik (2020): *The pandemic, southern urbanisms and collective life*. In: *Society and Space* vom 3.8.2020, <https://www.societyandspace.org/articles/the-pandemic-southern-urbanisms-and-collective-life> (letzter Zugriff am 8.2.2023).
- Bhandari, Parul (2020): *Parasite. A defining film on class relations, inequality*. In: *Hindustan Times online* vom 10.2.2020. <https://www.hindustantimes.com/analysis/parasite-a-defining-film-on-class-relations-inequality/story-vM4g3TxohitAX0nhulkROL.html> (letzter Zugriff am 25.7.2022).
- Bille, Mikkel / Simonsen, Kirsten (2021): *Atmospheric practices. On affecting and being affected*. In: *Space and Culture*, 24/2, 295-309.
- Bissell, David (2022): *The anaesthetic politics of being unaffected. Embodying insecure digital platform labour*. In: *Antipode*, 86-105.
- Blunt, Alison / Dowling, Robyn (2006): *Home*. London: Routledge.

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

- Böhme, Gernot (1993): Atmosphere as the fundamental concept of a new aesthetics. In: *The-sis Eleven* 36, 113-126.
- Bonds, Anne (2019): Race and ethnicity I: Property, race, and the carceral state. In: *Progress in Human Geography* 43/3, 574-583.
- Bradshaw, Peter (2010): Dogtooth review – scalp-pricklingly strange fable of dysfunction and self-harm. In: *The Guardian* vom 22.4.2010. <https://www.theguardian.com/film/2010/apr/22/dogtooth-review> (letzter Zugriff am 25.5.2022).
- Buchanan, Ian / Lambert, Gregg (Hg.) (2005): *Deleuze and space*. Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Carter, Sean / McCormack, Derek (2006): Film, geopolitics and the affective logics of intervention. In: *Political Geography* 25/2, 228-245.
- Chattopadhyay, Bodhisattva (2016): On the mythologerm. Kalpavigyan and the question of imperial science. In: *Science-Fiction Studies* 43, 435-458.
- Chin, Alycia / Markey, Amanda / Bhargava, Saurabh / Kassam, Karim S. / Loewenstein, George (2017): Bored in the USA: Experience sampling and boredom in everyday life. In: *Emotion* 17/2, 359.
- Claeys, Gregory (2017): *Dystopia. A natural history*. Oxford: Oxford University Press.
- Cresswell, Tim / Dixon, Deborah (Hg.) (2002): *Engaging film. Geographies of mobility and identity*. Lanham: Rowman & Littlefield.
- Daniel, Furman J. II. / Musgrave, Paul (2017): Synthetic experiences: How popular culture matters for images of international relations. In: *International Studies Quarterly* 3, 503-551.
- De Smedt, Johan / De Cruz, Helen (2015): The epistemic value of speculative fiction. In: *Philosophy and Science Fiction* 39/1, 58-77.
- Dogtooth (2009): Yorgos Lanthimos (Regie), Yorgos Lanthimos / Efthymis Filippou (Drehbuch). Griechenland: Boo Productions/Greek Film Center/Horsefly Productions (Originaltitel: *Κυνόδοντας* [Kynodontas]).
- Duff, Carmen (2010): On the role of affect and practice in the production of place. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 28/5, 881-895.
- Felski, Rita (2008): *Uses of literature*. Malden: Blackwell.
- Fisher, Mark (2011): Dogtooth. The family syndrome. In: *Film Quarterly* 64/4, 22-27.
- Fraser, Alistair / Schliehe, Anna (2021): The carceral city. Confinement and order in Hong Kong's forbidden enclave. In: *The British Journal of Criminology* 61/3: 587-606.
- Füller, Henning / Marquardt, Nadine (2008): Mit Sicherheit Zuhause. Master Planned Communities als Technologie der Exklusion und sozialen Kontrolle. In: Daniela Klimke (Hg.), *Exklusion in der Marktgesellschaft*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften, 145-157.
- Gammerl, Benno / Herrn, Rainer (2015): Raumgefühle – Gefühlsräume. Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne. In: *suburban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 3/2, 7-22.
- Grimshaw, Anna / Ravetz, Amanda (2009): *Observational cinema. Anthropology, film, and the exploration of social life*. Bloomington: Indiana University Press.
- Hergon, Flora (2021): The state of emergency at home: House arrests, house searches, and intimacies in France. In: *Conflict and Society* 7/1, 42-59.
- Hodkinson, Stuart (2012): The new urban enclosures. In: *City* 16/5, 500-518.
- Hutta, Jan S. (2015): The affective life of semiotics. In: *Geographica Helvetica* 70/4, 295-309.
- Iossifidis, Miranda J. M. (2020): Reading parable of the sower online in a pandemic. Collectively imagining different futures with Octavia E. Butler's speculative fiction. In: *Literary Geographies* 6/2, 156-164.
- Jacobs, Jane M. (2004): Too many houses for a home. Narrating the house in the Chinese diaspora. In: Stephen Cairns (Hg.), *Drifting. Architecture and migrancy*. London/New York: Routledge, 164-183.

- Jayne, Mark / Valentine, Gill / Holloway, Sarah (2010). Emotional, embodied and affective geographies of alcohol, drinking and drunkenness. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 35/4, 540-554.
- Jeffrey, Alex / McFarlane, Colin / Vasudevan, Alex (2012): Rethinking enclosure. Space, subjectivity and the commons. In: *Antipode* 44/4, 1247-1267.
- Jones, Phil (2012): Sensory indiscipline and affect. A study of commuter cycling. In: *Social & Cultural Geography* 13/6, 645-658.
- Kato, Takahiro A. / Tateno, Masaru / Shinfuku, Naotaka / Fujisawa, Daisuke / Teo, Alan R. / Sartorius, Norman / Tsuyoshi, Akiyama / Tetsuya, Ishida / Young Choi, Tae / Pal Singh Balhara, Yatan / Matsumoto, Ryohei / Umene-Nakano, Wakako / Fujimura, Yota / Wand, Anne / Pei-Chen Chang, Jane / Yuan-Feng Chang, Rita / Shadloo, Behrang / Uddin Ahmed, Helal / Lerthattasilp, Tiraya / Kanba, Shigenobu (2012): Does the „hikikomori“ syndrome of social withdrawal exist outside Japan? A preliminary international investigation. In: *Social psychiatry and psychiatric epidemiology* 47/7, 1061-1075.
- Kato, Takahiro A. / Kanba, Shigenobu / Teo, Alan R. (2019): Hikikomori. Multidimensional understanding, assessment, and future international perspectives. In: *Psychiatry and Clinical Neuroscience* 73/8, 427-440.
- Kermode, Mark (2020): Parasite review – a gasp-inducing masterpiece. In: *The Guardian* vom 10.2.2022. <https://www.theguardian.com/film/2020/feb/09/parasite-review-bong-joon-ho-tragicomic-masterpiece> (letzter Zugriff am 25.7.2022).
- Kiberd, Roisin (2015): The rise and fall of „Boring Dystopia“, the anti-Facebook Facebook group. In: *Vice* vom 22.12.2015. <https://www.vice.com/en/article/aekd5j/the-rise-and-fall-of-boring-dystopia-the-anti-facebook-facebook-group> (letzter Zugriff am 25.7.2022).
- Klauser, Francisco (2016): *Surveillance and space*. London: Sage.
- Kneale, James / Kitchin, Rob (2002): *Lost in space*. In: Rob Kitchin / James Kneale (Hg.), *Lost in space. Geographies of science fiction*. London: Continuum.
- Krase, Jerome / Shortell, Timothy (2011): On the spatial semiotics of vernacular landscapes in global cities. In: *Visual Communication* 10/3, 367-400.
- Latour, Bruno (2004): How to talk about the body? The normative dimension of science studies. In: *Body & Science* 10/2-3, 205-229.
- Larsen, Josh (2019): *Parasite*. In: *Larsen on Film* online. <https://www.larsenonfilm.com/parasite> (letzter Zugriff am 12.7.2022)
- Le Guin, Ursula K. (1979): *Introduction to the left hand of darkness*. In: Ursula K. Le Guin (Hg.), *The language of the night: Essays on fantasy and science fiction*. New York: Berkeley Books.
- Lee, Felicia K. S. / Zelman, Diane C. (2019): Boredom proneness as a predictor of depression, anxiety and stress. The moderating effects of dispositional mindfulness. In: *Personality and Individual Differences* 146/1, 68-75.
- Lorimer, Jamie (2010): Moving image methodologies for more-than-human geographies. In: *Cultural Geographies* 17/2, 237-258.
- Lukinbeal, Chris / Zimmermann, Stephan (2006): *Film geography. A new subfield*. In: *Erdkunde* 60, 315-325.
- Marquardt, Nadine (2016): Learning to feel at home. Governing homelessness and the politics of affect. In: *Emotion, Space and Society* 19, 29-36.
- Marquardt, Nadine (2022): Abolitionistische Impulse für eine Sozialgeographie institutioneller Räume. *Geographica Helvetica* 77, 289-295.
- Mengin, Amaury C. / Rolling, Julie M. / Palacio, Cédric / Mastelli, Dominique / Berna, Fabrice / Schroder, Carmen M., / Vidailhet, Pierre (2021): Hiding from danger, not from fear: Lockdown as a risk factor of probable PTSD among civilians after Strasbourg Christmas market terror attack. In: *Journal of psychiatric research* 144, 262-268.
- Minca, Claudio (2005): The return of the camp. In: *Progress in Human Geography* 29/4, 405-412.
- Misztal, Barbara A. (2016): The ambiguity of everyday experience: between normality and boredom. In: *Qualitative Sociology Review* 124, 100-119.

Langweilige Dystopien in fiktiven Geographien

- Moran, Dominique (2016): *Carceral geography: Spaces and practices of incarceration*. London: Routledge.
- Moran, Dominique / Turner, Jennifer / Schliehe, Anna K. (2018). Conceptualizing the carceral in carceral geography. In: *Progress in Human Geography* 42/5, 666-686.
- Moran, Dominique / Turner, Jennifer (2022): Carceral and military geographies: Prisons, the military and war. In: *Progress in Human Geography* 46/3, 829-848.
- O'Grady, Nat (2018): Geographies of affect. In: *Oxford Bibliographies*. <https://www.oxford-bibliographies.com/view/document/obo-9780199874002/obo-9780199874002-0186.xml?rskey=XcSGH6&result=3&q=affective+atmospheres#firstMatch> (letzter Zugriff am 25.5.2022).
- Parasite* (2019): Bong Joon-ho (Regie), Bong Joon-ho / Han Jin-won (Drehbuch). Südkorea: Barunson E&A/CJ Entertainment (Originaltitel: 기생충 [Gisaengchung]).
- Pile, Steve (2010): Emotions and affect in recent human geography. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 35/1, 5-20.
- Pink, Sarah (2001): *Doing visual ethnography. Images, media and representation in research*. London: Sage.
- Pink, Sarah / Krestin Leder Mackley (2014): Moving, making and atmosphere. Routines of home as sites for mundane improvisation. In: *Mobilities* 11/2, 171-187.
- Pow, Choon-Piew (2015): Urban dystopia and epistemologies of hope. In: *Progress in Human Geography* 39/4, 464-485.
- Prakash, Gayan (Hg.) (2010): *Noir urbanisms: dystopic images of the modern city* (Vol. 3). New Haven: Princeton University Press.
- Reddit (o. D.): A Boring Dystopia. <https://www.reddit.com/r/ABoringDystopia> (letzter Zugriff am 8.2.2023).
- Reddit (2022a): Arrested for holding up a blank sign. Post von u/acharnis, 14.3.2022, https://www.reddit.com/r/ABoringDystopia/comments/tdzey0/arrested_for_holding_up_a_blank_sign/ (letzter Zugriff am 8.2.2023).
- Reddit (2022b): A billboard by the U.S. Department of Housing advising against prostituting yourself for rent. Post von u/Gorseat, 20.10.2022, https://www.reddit.com/r/ABoringDystopia/comments/y8p623/a_billboard_by_the_us_department_of_housing/ (letzter Zugriff am 8.2.2023).
- Rose, Gillian (2001): *Visual methodologies*. Oxford: Sage.
- Roy, Ananya (2011): Slumdog cities. Rethinking subaltern urbanism. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 35/2, 223-238.
- Saunders, Robert A. (2019): Geopolitical television at the (b)order. Liminality, global politics, and world-building in the bridge. In: *Social & Cultural Geography* 20/7, 981-1003.
- Shapiro, Michael (2013): *Studies in trans-disciplinary method. After the aesthetic turn*. London: Routledge.
- Sharp, Joanne P. (2000): Towards a critical analysis of fictive geographies. *Area* 32/3, 327-334.
- Simonsen, Kirsten (2013): In quest of a new humanism. Embodiment, experience and phenomenology as critical geography. In: *Progress in Human Geography* 37/1, 10-26.
- Stewart, Kathleen (2007): *Ordinary affects*. Durham: Duke University Press.
- Story, Brett (2019): *Prison land. Mapping carceral power across neoliberal America*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Thrift, Nigel (2004): Intensities of feeling. Towards a spatial politics of affect. In: *Geografiska Annaler, Series B: Human Geography* 86/1, 57-78.
- Tolia-Kelly, Divya P. (2006): Affect. An ethnocentric encounter? Exploring the „Universalist“ imperative of emotional/affectual geographies. In: *Area* 38/2, 213-217.
- Vasudevan, Alex / McFarlane, Colin / Jeffrey, Alex (2008): Spaces of enclosure. In: *Geoforum* 39/5, 1641-1646.

Walldén, Rea (2015): The visibility of the other in Greek everyday life. A semiotic study of contemporary Greek cinema. In: Lia Yoka / Gregory Paschalidis (Hg.), *Semiotics and hermeneutics of the everyday*. Newcastle: Cambridge Scholars, 260-278.

Young, Iris Marion (1990): *Justice and the politics of difference*. Princeton: Princeton University Press.

Boring dystopias in fictional geography. Affective atmospheres of enclosure

This article investigates the relationship between spatial enclosure and dystopic everyday lives in fictional film. Our empirical point of departure is the representation of enclosure in the films *Parasite* (2019) and *Dogtooth* (2009). Employing a strikingly dark humor, these films depict the experiences of violent enclosure within social positions (*Parasite*) and patriarchal structures (*Dogtooth*), as well as the attempts to escape these orders. We frame these experiences as *boring dystopias*, i.e. as dystopias in which horrible realities have been normalized as a part of everyday life. Drawing on a growing scholarship in urban studies around affect and emotion, we use these fictional narratives for a cultural geographic analysis. Beyond its spatial and material conditions, we also seek to understand the affective atmosphere of enclosure (Anderson 2014). The use of affective atmospheres facilitates an analysis of boring dystopias by rendering the invisibilized violence of enclosure tangible.

Jenseits der Utopie?

Zur visuellen Konstruktion städtischer
Beteiligungsverfahren am Beispiel des
Dragonerareals in Berlin-Kreuzberg

Ajit Singh, Kathrin Meißner

Der Beitrag erweitert die bisherigen Untersuchungen von Visualisierungen städtischer Wirklichkeiten um die qualitative Analyse visueller Praktiken und Visualisierungskulturen im Kontext stadtplanerischer Beteiligungsverfahren. Am empirischen Fall des Modellprojekts Rathausblock in Berlin-Kreuzberg zeigen wir auf, wie die zu beplanenden Räume und das Verfahren durch die Planungsbeteiligten visualisiert und als umkämpfter und auszuhandelnder Raum sichtbar gemacht werden. Rekonstruiert wird anhand von vier typisch wiederkehrenden Visualisierungsformen (Plänen, Logos, Fotografien und computergestützten Architekturdarstellungen), wie die beteiligten Akteure ihre Positionen, Ziele, Utopien sowie ihr Wissen wirkmächtig und öffentlich kommunizieren. Visualisierungen werden dabei als Produkte sinnhafter menschlicher Imaginationen behandelt, durch die Akteure ihre Welt für sich selbst und für andere versteh- und erfahrbar machen wollen. Im Beitrag wird infolgedessen einerseits die besondere Relevanz der visuellen und symbolischen Konstruktion des Ortes und des Verfahrens durch die beteiligten Akteure herausgearbeitet. Andererseits wird betont, dass die Visualisierungen zumeist die Handlungsprobleme der Beteiligten invisibilisieren und damit eine kritische Analyse von visuellen Formen der Kommunikation auch das zum Gegenstand haben muss, was nicht gezeigt wird.

An English abstract can be found at the end of the document.

1. Einleitung

Städte über ihre visuellen Erfahrungsqualitäten und hier insbesondere über ihre bildlichen Darstellungen zu erschließen, ist in der Stadtforschung durchaus ein Desiderat. Zweifelsohne haben Städte auf visueller Ebene einen Erkennungswert, der im Alltag sinnstiftend wirkt und auch in der Wissenschaft vereinzelt mit unterschiedlichen Interessen beforscht wurde. Gerade soziologische und historische Stadtforschungsstudien haben in den vergangenen Jahrzehnten sehr erkenntnisreich symbolische Repräsentationen und *Images* des Städtischen (Wohl/Strauss 1958; Strauss 1961; Schürmann/Guckes 2005), die Entstehung und diskursive

Konstruktion urbaner Identitäten durch Stadtbilder und Fotografien (Hüppauf 2006; Christmann 2008) oder visuelle Inszenierungen des Städtischen im Marketing und in Werbekampagnen (Löw 2010; Marent 2016) untersucht.

Im Verhältnis zu den genannten Studien mit ihren mithin populär anmutenden Gegenständen erscheint es geradezu unspektakulär, sich der visuellen Konstruktion städtischer Wirklichkeiten über die Untersuchung partizipativer Stadtplanungsprozesse anzunähern, weil Stadt und städtische Räume darin eben nicht als gebaute Umwelten, sondern in der Regel als noch zu verfertigende und zu planende Räume kommunikativ erschaffen werden. Wie in anderen gesellschaftlichen Feldern lässt sich aber auch an Stadtplanungsprozessen die starke Durchdringung durch visuelle Formen beobachten (Christmann et al. 2020). Visualisierungen sind Bestandteil der Kommunikation und Mittel der Selbstdarstellung in großen Stadtplanungsprojekten. In der Planungspraxis dienen sie in Form von Plänen oder Renderings (vgl. Mélix 2022) als Gegenstand sozialer Aushandlung und Verständigung über potenzielle Zukünfte und sind somit konstitutiv für eine visuelle Planungskultur (Shanken 2018). Dennoch ist die Bedeutung und der Gebrauch visueller Formen im Kontext von Stadtplanungsverfahren bisher kaum Gegenstand der Forschung (Singh/Christmann 2020). Dies ist umso bemerkenswerter, weil viele Planungsverfahren visuell dokumentiert werden und auch die an öffentlichen Stadtplanungsprozessen teilnehmenden Initiativen und sozialen Bewegungen auf visuell-kommunikative Ausdrucks- und Aktionsformen zurückgreifen. Unsere Annahme ist, dass die Relevanz von Visualisierungen gerade in partizipativen Stadtplanungsprozessen deutlich zutage tritt. Ähnlich wie in einem „Laboratorium“ (Park 1952) lässt sich in Stadtplanungsprozessen beobachten, wie Deutungen, Imaginationen und Wissen um städtische Räume, Architekturen und Zukünfte mittels visueller Formen geordnet, entworfen und ausgehandelt werden.[1]

Am empirischen Fall des seit 2017 laufenden Sanierungsverfahrens zum Dragonerareal in Berlin-Kreuzberg, das von den Beteiligten auch als Modellprojekt bezeichnet wird (vgl. Kap. 2), möchten wir im Rahmen einer qualitativen Analyse explorieren (vgl. Kap. 3), welche Bedeutung Visualisierungen haben und welche Rolle sie in der Kommunikation des Verfahrens spielen (vgl. Kap. 4). Dabei interessiert uns einerseits, wie durch visuelle Formen auch die Wirklichkeit des Planungsverfahrens erzeugt wird. Andererseits stellt sich für uns die

Frage, wie sich in Visualisierungen nicht nur Wirklichkeits-, sondern auch Machtvorstellungen manifestieren und sozial wirksam werden.

2. Das Modellprojekt Rathausblock/Dragonerareal in Berlin-Kreuzberg

Die Rede vom „Modellprojekt“ hat in der (insbesondere auch Berliner) Stadtentwicklung durchaus Konjunktur (bspw. in Bezug auf die Umnutzung des Hauses der Statistik). Mit diesem Label werden von politischer Seite oftmals Prozesse versehen, die die Andersartigkeit und Innovationsfreudigkeit von Methoden, Verfahrenswegen und Kommunikationsformen für die Ausgestaltung von Stadtplanungsprozessen erproben und propagieren, aus denen im besten Fall ein Vorbildcharakter für andere Projekte erwachsen kann.

Dies gilt auch für das Sanierungsverfahren um das Dragonerareal in Berlin-Kreuzberg, mit dem die Beteiligten große Hoffnungen verbinden und das als ein besonderes, modellhaftes Beispiel für die Kooperation zwischen Zivilgesellschaft und Politik gelten soll. Das Dragonerareal ist Bestandteil des sogenannten Rathausblocks, dessen Fläche 13,6 Hektar umfasst. Darin eingebettet befindet sich jenes knapp 4,7 Hektar große Gelände der ehemaligen Garde-Dragoner-Kaserne (gebaut um 1850), das seit den 1920er-Jahren vorrangig als Gewerbestandort genutzt wurde und heute als Denkmalbereich geschützt ist. Der Werdegang hin zum Sanierungsverfahren war durchaus bewegt. Im Jahr 2010 setzte eine öffentliche Auseinandersetzung um das Dragonerareal ein, nachdem dessen Verkauf in einem offenen Bieterverfahren durch die Bundesanstalt für Immobilienaufgaben (BImA) als staatlicher Eigentümerin an private Immobilieninvestoren in Aussicht stand und 2012 sogar an den Investor der ABR German Real Estate realisiert wurde. Die fehlende Aussicht auf Änderungen im Bebauungsplan führte jedoch zum Rücktritt des Investors vom Kaufangebot.

Als Reaktion darauf formierte sich ein breites Bündnis aus Initiativen von Anwohnenden, stadtpolitischen Aktivist*innen aus Miet- und Aufwertungsprotestbewegungen, lokalen Kunst- und Kulturschaffenden sowie Stadtforschenden. Ende Juli 2014 gab das Bündnis *Stadt von Unten* im Rahmen einer öffentlichkeitswirksam und bildlich gut dokumentierten Aktion ein symbolisches Kaufangebot von einem Euro bei der BImA ab. Symbolisch war dieses Kaufangebot deshalb, weil das Gelände nicht im Höchstbieterverfahren veräußert, sondern in öffentlicher Hand

bleiben sollte. Um dies auszudrücken, wurde ein 1,50 Meter großer (Papp-) Euro durch die Stadt gerollt und vor der BImA abgelegt. Das Bündnis verknüpfte dies mit den „100-Prozent-Forderungen“ nach sozial gerechtem Wohnraum, sozialen Mieten und einer Teilhabe der Bürger*innen an dem Planungs- und Gestaltungsprozess des Areals. Das Engagement richtete sich aber nicht nur gegen die Privatisierung des Geländes, sondern auch auf die städtebauliche Integration von Wohnen, Gewerbe und Kultur – also dem, was mithin identitätsstiftend als „Kreuzberger Mischung“ bezeichnet wird – unter Wahrung der geschichtlichen Besonderheiten dieses Ortes.

Ende 2018 wurde das Grundstück vom Bund an das Land Berlin übergeben – ein wichtiger Erfolg für die Initiativen, der auch medial begleitet wurde. Im selben Jahr schlossen sich schließlich verschiedene Interessengruppen (u.a. *Dragopolis*; *Stadt von Unten*; *Initiative Upstall Kreuzberg*, *Zusammenschluss der Gewerbetreibenden*; *Capri.Care*) zum sogenannten Vernetzungstreffen Rathausblock (VTR) zusammen. Parallel dazu lief ein auf zehn Jahre angesetztes Sanierungsverfahren an, dessen übergeordnetes Ziel sich am Ideal einer gemeinwohlorientierten Stadtentwicklung in Form einer modellhaften Kooperation von selbstorganisierten Initiativen und kommunalen Behörden orientierte.

Für die Erzählung des Modellprojekts, die immer auch perspektivgebunden zu lesen ist, ist die Tatsache relevant, dass die Entwicklung des Verfahrens und die Geschichte des Areals sehr umfassend digital auf den Webseiten der jeweiligen Gruppierungen archiviert und durch visuelle Formen kommuniziert werden. Alle relevanten Akteure, von den Sanierungsbeauftragten bis hin zu den bereits erwähnten Initiativen, verwen(de)te(n) in unterschiedlicher Weise visuelle Materialien, sei es zum Zwecke der Verfahrensdokumentation oder auch zur Vermittlung konkreter Ziele und Botschaften. Die Initiative für soziale und nachhaltige Stadtentwicklung *Upstall Kreuzberg* hat beispielsweise auf ihrer Homepage eine (visuelle) Chronik^[2] des Dragonerareals von 1767 bis in die Gegenwart zusammengestellt. Angereichert ist diese digitalisierte Darstellungsform mit Fotografien, Gemälden, Archivbildern, historischen und neueren Plandarstellungen, Bauzeichnungen, Karten und Skizzen, die dem Areal eine historisch gewachsene Identität zuschreiben. Andere Initiativen, wie etwa *Stadt von Unten (SVU)*, produzierten Bilder, Videos, Flyer und Poster sowohl zur visuellen Kommunikation politischer Ziele als auch zur Dokumentation der eigenen politischen

Aktionen[3] (die Teilnahme an Demonstrationen oder die Initiierung eigener Veranstaltungen). Die visuellen Darstellungen des Verfahrens auf den offiziellen Seiten der Stadt Berlin scheinen wiederum auf den ersten Blick repräsentativen Zwecken zu dienen, indem sie auf die Idee und den Geist des Modellprojekts Bezug nehmen und diesen versuchen, visuell zu reproduzieren. Diesen Visualisierungen deshalb nur eine geringe Bedeutung zuzuschreiben, würde jedoch unterschlagen, wie machtvoll sie als Bestandteil der visuellen Kommunikationen des Verfahrens wirken können. Gerade die Vielzahl und das Spektrum der visuellen Formen trägt sehr wesentlich zur visuellen Konstruktion der Wirklichkeit[4] dieses Modellverfahrens bei.

3. Methodisches Vorgehen

Unsere Sensibilisierung für die Visualisierungen im Planungsprozess des Dragonerareals ist (auch) das Resultat einer einjährigen ethnographischen Feldforschung, die sich zunächst den kommunikativen Prozessen der partizipativen Planung widmete (vgl. Singh 2020). Im Zuge der systematischen Sichtung von unterschiedlichen Webseiten zentraler Gruppierungen im Planungsprozess zum Dragonerareal wurde anhand der Fülle und Diversität der visuellen Formen jedoch schnell ersichtlich, dass sich sowohl die Wirklichkeit des Verfahrens als auch die Geschichte und damit die historische Bedeutung des Areals anhand dieser Visualisierungen rekonstruieren und visuell „nacherzählen“ lässt. Um die Vielzahl an visuellen Formen einzuordnen,[5] wurden diese zunächst gesammelt und inventarisiert: In diesem Samplingprozess wurde im *ersten* Schritt dokumentiert, wo und in welchen Verwendungszusammenhängen die Visualisierungen gefunden wurden, in welchen thematischen Kontext sie eingebettet sind und „wer“ (also welche Akteursgruppe) sie veröffentlicht hat. Im *zweiten* Schritt wurden die Visualisierungen anhand deskriptiver Merkmale und ihrer Funktion typisiert: Architekturvisualisierungen (als Zukunftsbilder), Pläne, Modelle, Fotografien (u.a. von Räumen und Raumnutzungen des Areals), Luftaufnahmen, Zeichnungen, ikonische und symbolische Darstellungen des Arealgrundrisses sowie historische Materialien (alte Baupläne, Zeichnungen, Fotografien). Wie hiermit angedeutet wird, ließ sich schließlich ein weiteres Merkmal identifizieren, das die visuellen Formen im Hinblick ihrer *Zeitlichkeit* (Vergangenheits-, Gegenwarts-, Zukunftsbezug) differenziert (Bernhardt/Meissner 2020).

Unsere Analyse der unterschiedlichen Visualisierungsformen schließt an wissens- und kommunikationssoziologische Überlegungen an (u.a. Raab 2008; Knoblauch 2017). Wir betrachten Visualisierungen als materialisierte Produkte sinnhafter menschlicher Imaginationen, durch die Akteure ihre Welt für sich selbst und andere verstehbar und erfahrbar machen wollen (Reichert 2018: 268). Visuelle Materialien, wie etwa Fotografien, Zeichnungen oder Pläne, sind damit „Objektivierungen“ (Knoblauch 2017: 155 ff.), die in kommunikative Produktions- und Verwendungszusammenhänge eingelassen sind und sozial kontextualisiert werden. Analytisch erschließen wir die Bedeutung von Visualisierungen sowohl aus dem Zusammenspiel eines äußeren, strukturellen (gesellschaftlichen und historischen) Kontextes (Becker 1995; Heßler 2006) als auch aus der Betrachtung der immanent erzeugten Kontexte (Goodwin/Duranti 1992) und sichtbar gemachten Ordnungen im Bild.

Im Gegensatz zu Gesprächen, die in zeitlicher Hinsicht einer sequenziellen Ordnung unterliegen, ist die Perzeption visueller Ordnung in Bildern zunächst auf Simultanität ausgelegt. Die einzelnen Bestandteile des Bildarrangements werden durch die Betrachter*innen sukzessive und ordnend zu einem kompositorischen Ganzen synthetisiert. Dabei unterliegt die Herstellung von *Geordnetheit* sowohl alltäglichen als auch methodisch geschulten Sehgewohnheiten und damit einem professionellen Bildwissen der analysierenden Betrachter*innen. Geordnetheit, so die Annahme, ist jedoch als Sinndimension auch im Bild selbst verankert, indem die Produzent*innen des Bildes im und durch das Bild auf bestimmte Aspekte verweisen, die ihnen relevant und verstehenswert erscheinen. Ordnung wird also nicht nur durch die Kommunikation über Visualisierungen, sondern auch durch die Kompositionen und Anordnungen in Visualisierungen erzeugt. So vermitteln diese eine sinnhafte Vorstellung von Geordnetheit, die in sie eingeschrieben wurde. In kommunikativer Hinsicht können visuelle Formen damit eine *Kommunikationsmacht* (Reichert 2010)[6] entfalten. Macht vermittelt sich kommunikativ über ihre visuell-sprachliche und symbolische Erscheinungsform. Dieser visuelle Eigensinn oder die Eigenlogik von Bildern liegt aber nicht in der Festlegung von Sinn begründet, sondern in ihrer kontextbedingten Umdeutbarkeit, die auf gesellschaftliche Handlungsfelder, soziale Welten und Milieus, in denen Visualisierungen kommunikativ eingesetzt werden, kollektivierend oder spaltend

einwirken kann. Aus der Perspektive der visuellen Wissenssoziologie wird damit reflektiert, wie sozial legitimes Wissen und folglich auch Machtverhältnisse mittels visueller Formen zum einen kommunikativ hergestellt und objektiviert werden; und zum anderen, wie etwas als Wissen sicht- und beschreibbar und damit kommunikativ über bestimmte soziale Kontexte hinaus anschlussfähig wird.

4. Visuelle Kommunikation und die Konstruktion umkämpfter Räume

Im Folgenden stellen wir unsere Analysen der von uns als *typisch* identifizierten Visualisierungen aus dem Sanierungsverfahren des Dragonerareals dar. Die empirische Grundlage, aus der die Auswahl der unten besprochenen Visualisierungen erfolgt ist, bilden digitalisierte Visualisierungen von beteiligten Stakeholdern (Stadtbezirksverwaltung, Sanierungsträger, Planungsbüros und zivilgesellschaftlichen Initiativen) auf den Webseiten des Stadtentwicklungsverfahrens. Dabei konzentrieren wir uns auf die vier genannten Visualisierungstypen: Pläne, Logos, Fotografien und Architekturvisualisierungen.

4.1. Pläne: städtischer Raum als normierte Ordnung

Visualisierungen in der Stadtplanung dienen zumeist der Herstellung und Vermittlung einer räumlichen Ordnung. Damit einher geht die Einnahme einer typischen Perspektive, die in Karten und Plandarstellungen deutlich hervortritt: die „Draufsicht“, das heißt hier vor allem eine zweidimensionale kartographische Perspektive von oben auf einen spezifisch aufgegliederten Raum, der durch die relationale Anordnung konventionalisierter Zeichen und Symbole repräsentiert ist. Pläne weisen aber nicht nur eine räumliche, sondern auch eine zeitliche Ordnung auf. So bildet beispielsweise der sogenannte Flächennutzungsplan ab, welche Veränderungen künftig vorgenommen werden soll(t)en, wobei hiermit noch nicht die konkrete Umsetzung in der Bebauungsplanung gemeint ist. Vielmehr lassen sich einzelne Parzellierungen der geplanten Räume identifizieren und abgrenzen. Pläne wie auch Luftaufnahmen haben die besondere Eigenart, einen Raum optisch dergestalt zu erschließen, wie er sonst physisch-perzeptiv nicht erfahrbar wäre. Dieser Visualisierungstyp veranschaulicht also nicht das Leben in einer Stadt oder Interaktionen zwischen Menschen und ihrer Umwelt. Stattdessen bricht er die Vorstellung von Räumlichkeit abstrakt und funktional herunter. Pläne

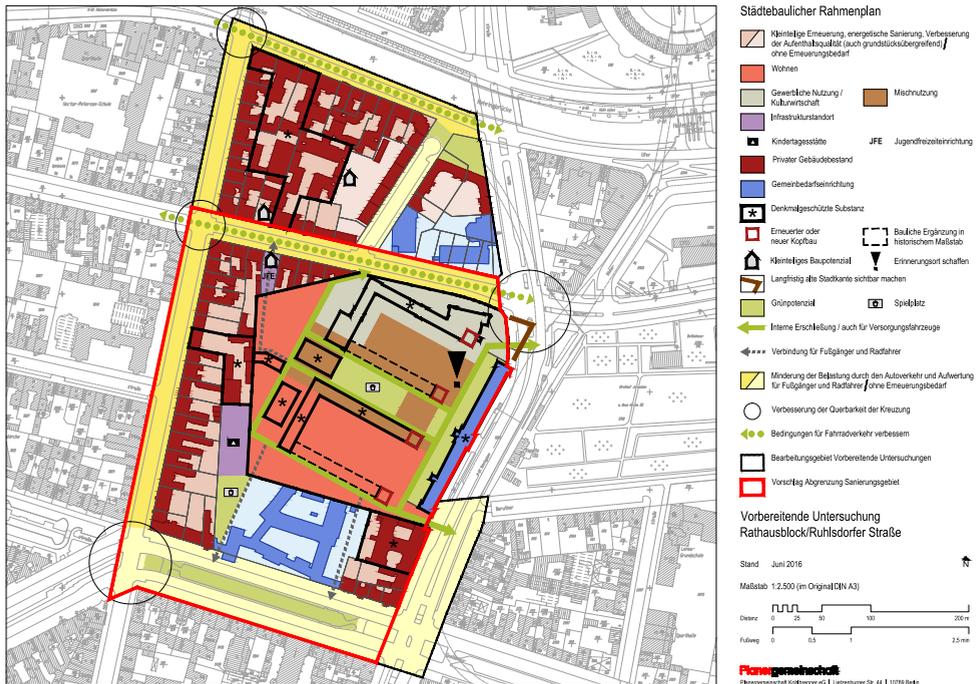


Abb. 1 Städtebaulicher Rahmenplan (Quelle: Planergemeinschaft 2016: 105)

vermitteln darüber hinaus zukünftige Nutzungspotenziale von umgrenzten Räumen, die im Fall von Flächennutzungsplänen auch an rechtliche Normen gebunden sind (Moroni/Lorini 2017). Im Folgenden zu sehen ist ein städtebaulicher Rahmenplan des Rathausblocks mit einer den Plan erklärenden Legende (vgl. Abb. 1).

Die Darstellung stammt aus dem Abschlussbericht der vorbereitenden Untersuchungen zum Dragonerareal. Durch die Form- und Farbgebung wird in dem Rahmenplan ein spezifischer Raumausschnitt des Rathausblocks und – in diesem schwarz umrandet – des Dragonerareals hervorgehoben. Die farblich abgehobene Formgebung grenzt den (rechtlich) festgelegten und damit zu beplanenden Teil vom Rest des Stadtteils ab. Pläne wie der vorliegende sind gekennzeichnet durch eine besondere Bildsprache aus Sonderzeichen, Symbolen, Formen und Linien. Aber auch Farben konstruieren Räume, Gebäude oder Nutzungen – kurzum, sie indizieren eine Vorstellung räumlicher Ordnung. Aufgrund der unterschiedlichen Beschreibungen, Empfehlungen und Vorschläge in der Legende, das heißt in analytischer Hinsicht in der Bild-Text-Kombination, verweist die planerische Repräsentation über den repräsentierten Raum hinaus. Gegenwärtige Zustände räumlicher Anordnungen werden

mit Nutzungspotenzialen (bspw. verbesserten Bedingungen für den Radverkehr), also einem prospektiven Ausblick, der noch nicht realisiert ist, verknüpft. Das Verstehen des Realitätsgehalts dieser visuellen Codes erfordert demzufolge eine – nicht nur professionell (vgl. Ryan 2011) erworbene – Seh- und Lesekompetenz im Umgang mit Plänen und ihrer Ordnungskonstruktion.

Diese Darstellung erscheint am Ende des vorbereitenden Untersuchungsberichts in dem Kapitel, das die Ziele des städtebaulichen Entwicklungskonzeptes erläutert. Dort wird ein Konzept erarbeitet, das Handlungsempfehlungen und Ziele (u.a. im Hinblick auf Stadtbild, räumliche Verdichtung, soziale und kulturelle Infrastruktur, Freiraum, Wirtschaft, Gewerbestruktur, Verkehr, stadträumliche Vernetzung, Umwelt, Klima und Energie, aber auch zur Beteiligung der Bevölkerung) formuliert, die innerhalb der Planung realisiert werden *sollten*. Hiermit wird folglich eine Zukunftsperspektive entwickelt, an der sich die Planenden orientieren *können*. Der Plan – und das scheint im Leseverständnis wichtig – legt also nicht verbindlich fest, was umgesetzt wird, sondern zeigt die Relationen von potenziellen Um-, Ein- und Abgrenzungen sowie Verbindungen zu anderen Gebäudebeständen und Bereichen des Kiezes an – sprich: Er ordnet und konstruiert den Raum nach rechtlich verbindlichen Normvorstellungen.

4.2. Ikonisierungen: vom „Modellprojekt“ zum Symbol umkämpfter Räume?

Wie eingangs geschildert, firmiert der Planungsprozess zum Dragonerareal unter dem Label des „Modellprojekts“. Das Modellprojekt gründet in der Idee, dass der formal festgelegte Sanierungsprozess mit einer kooperativen Beteiligungsinfrastruktur von lokalen Initiativen und engagierten Bürger*innen verbunden wird. Am 17. Juni 2019 wurde eine öffentlichkeitswirksame Kooperationsvereinbarung zwischen den sechs Kooperationsparteien (Senatsverwaltung für Stadtentwicklung und Wohnen, Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg, VTR, Forum Rathausblock, BIM Berliner Immobilienmanagement GmbH sowie WBM Wohnungsbaugesellschaft Berlin-Mitte mbH) geschlossen. Ein Anspruch der Beteiligten, insbesondere auch der Initiativen, besteht darin, dass das Modellprojekt über die Kiez- und Stadtgrenzen hinaus publik wird. Hierfür spielen die visuelle Kommunikation und die Verwendung von Logos und Symbolen in der Öffentlichkeitsarbeit eine wichtige Rolle.

Abb. 2 Modellprojekt Rathausblock Kreuzberg
 (Quelle: WBM Wohnungsbaugesellschaft
 Berlin-Mitte mbH, <https://www.wbm.de/neubau-berlin/friedrichshain-kreuzberg/dragonerareal/>, 9.2.2023)

MODELLPROJEKT
**RATHAUSBLOCK
 KREUZBERG**



gemeinwohlorientiert und kooperativ

Abbildung 2 zeigt das offizielle Logo des Planungsprozesses, das sich aus einer Bild-Text-Kombination zusammensetzt. Die erste Zeile „Modellprojekt“ ist in schwarzen Großbuchstaben gesetzt. Darunter in blauer, fettgedruckter Großschrift hervorgehoben folgt „Rathausblock Kreuzberg“. Mit etwas Abstand steht in der dritten Zeile in schwarzer Kleinschrift und deutlich kleinerer Schriftgröße „gemeinwohlorientiert und kooperativ“. Am rechten oberen Bildrand befindet sich ein blaues Symbol, das sich aus zwei Flächen zusammensetzt, die zwar der Form nach miteinander verbunden scheinen, aber durch eine weiße Fuge getrennt sind. Es handelt sich dabei um die eingangs erläuterte Geländeunterteilung in Rathausblock und das darin eingefasste Dragonerareal. Das Symbol für sich genommen ist – für Unbeteiligte – nicht selbsterklärend. Erst durch die Farbähnlichkeit zum Schriftzug „Rathausblock Kreuzberg“ erschließt sich seine räumliche Verbindung und symbolische Bedeutung. Die besondere Ausgestaltung des Verfahrens wird wiederum durch das Motto des Modellprojekts „gemeinwohlorientiert und kooperativ“ konkretisiert.

Das räumlich-flächige Motiv wird in weiteren Dokumenten (Broschüren, Veranstaltungsplakaten, vgl. Abb. 3) verwendet. Dabei wird visuell nicht ausschließlich auf den Rathausblock, sondern speziell auf das Dragonerareal Bezug genommen. Die Form bleibt aber selten isoliert, sondern wird mit anderen visuellen und textlichen Zeichen verknüpft und angeordnet. Die Flächenform dient als sinnstiftender Bezugsrahmen, in dem Titel oder Veranstaltungsankündigungen eingefasst sind. Auch die bereits erwähnte Kooperationsvereinbarung und die Ausstellungseinladung zum städtebaulichen Entwurf verweisen visuell auf die Form des Dragonerareals. Der Hersteller dieser Materialien ist das Beteiligungsbüro ZebraLog, das als Auftragnehmer des Bezirksamtes das Verfahren und die Öffentlichkeitsarbeit mitgestaltet. Die wiederkehrende Verwendung des Motivs innerhalb solcher Text-Bild-Arrangements betont, dass das Dragonerareal im Fokus der Handlungsbemühungen im Planungs- und Beteiligungsprozess steht. Auf einer diskursiven Ebene

Jenseits der Utopie?



Abb. 3 Collage Kooperationsvereinbarung (Quelle: ZebraLog GmbH, siehe <https://twitter.com/rthsbk/status/1417452796157308932> [links], https://www.berlin.de/rathausblock-fk/zusammenarbeit/kooperationsvereinbarung/kooperationsvereinbarung_kreuzberg_2019_07_16.pdf [Mitte], <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/zusammenarbeit/gremien/forum-rathausblock/artikel.938094.php> [rechts], 15.2.2023)

wird die visuelle Reproduktion der Form nicht nur zu einem Logo, sondern zu einem Symbol im „Viskurs“ (Knorr Cetina 2001) des Modellprojekts.[7]

Auf die Flächenform des Dragonerareals bezieht sich auch die visuelle Kommunikation einzelner Initiativen. Damit verbunden ist die Klärung der Frage, wie die unterschiedlichen Akteure im Planungsprozess dieses Modellprojekt für sich definieren. Abbildung 4 findet sich auf der Webseite der *SVU-Initiative* und ist eingebettet in die programmatische Erläuterung *ihres* Modellprojekts. Zu sehen ist eine dreidimensionale Zeichnung des Dragonerareals. In dem Bildausschnitt ist das Areal zwar farblich exponiert, aber nicht vom Stadtteil Kreuzberg isoliert. So trägt die am rechten Bildrand abgebildete kreisförmige Fläche mit der Friedenssäule am Mehringplatz zur stadträumlichen Orientierung und Verortung des Dragonerareals bei. Mit der Visualisierung wird eine (politische) Agenda – über den bereits aktiven Kreis an Personen und Initiativen hinaus – kommuniziert mit dem Ziel einer auf diesen Raum bezogenen kommunalen Selbstverwaltung und einer unmissverständlichen 100-Prozent-Forderung von bezahlbarem Wohnraum, Teilhabe und öffentlichem Eigentum. Die visuelle Darstellung verdichtet jene (etwas umfangreicher ausformulierten) Forderungen und Handlungsstrategien, die für die Initiative mit einer „Utopie“ und einer „Zukunftsvision“ des Dragonerareals verbunden sind und die deren politisches Handeln im Rahmen des Modellprojekts anleiten. Mit anderen Worten: Dies ist einerseits die Position, mit der sich die Initiative an dem Planverfahren beteiligt, und andererseits ihre Definition des Modellprojekts, die visuell und schriftsprachlich auf der eigenen Homepage und in weiteren Schriften kommuniziert wird (u.a. Stadt von Unten 2017a).

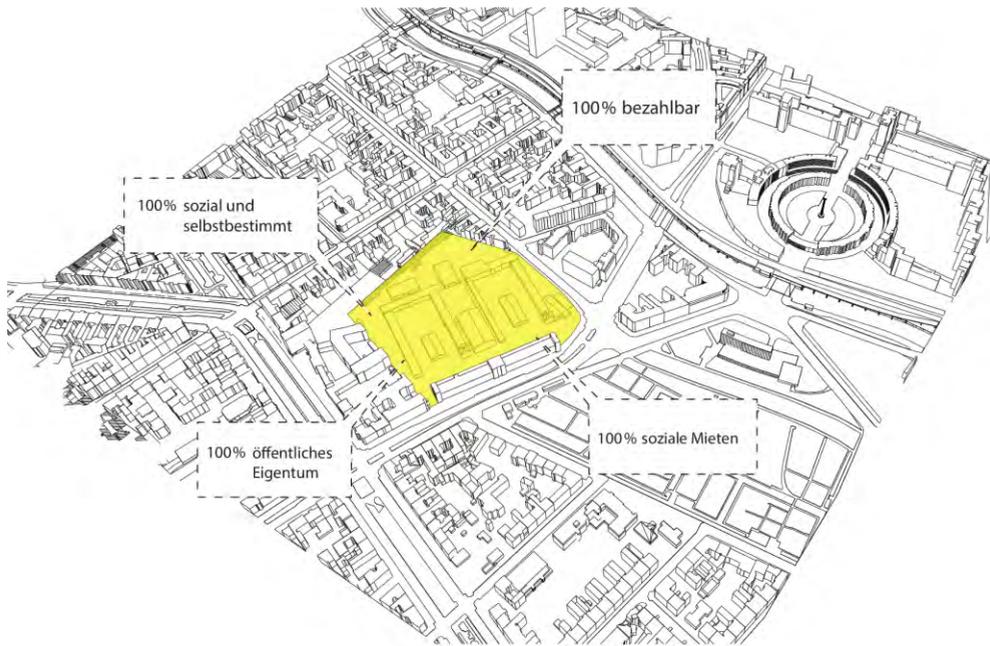


Abb. 4 Forderungen im Planungsprozess des Dragonerareals (Quelle: Stadt von Unten, siehe <https://stadtvonunten.de/hauptseiten-svu/modell-2/>, 15.2.2023)

Die Visualisierung weist eine Besonderheit auf: Während die vorgenannten Symbole sämtliche Gebäudebestände in die Raumform integrieren, wird hier ein Gebäudekomplex, nämlich das denkmalgeschützte Finanzamt am Mehringdamm, *nicht* eingebunden. Ersichtlich wird dies an der rechteckigen Aussparung auf der gelben Fläche (vgl. Abb. 4, bei „100% soziale Mieten“). Die Frage der Raumeignung erhält ikonisch eine Zuspitzung, die auch in anderen Darstellungen der Initiative reproduziert wird: auf Plakaten, bei Demonstrationen und Veranstaltungsankündigungen oder in YouTube-Videos. Weil das Gebäude unter Denkmalschutz steht, es folglich nicht Gegenstand der Aushandlung und sein Bestand gesichert ist, richten sich auch das Interesse und die 100-Prozent-Forderungen der Initiative nicht auf dessen Aneignung. Diese kleinräumige Differenzierung markiert allerdings einen signifikanten Unterschied in der politischen Selbstdarstellung und hinsichtlich der visuellen Konstruktion des umkämpften Stadtraums, welcher das Finanzamt aus (planungs-)rechtlichen Gründen für den partizipativen Umgestaltungsprozess ausschließt. Damit wird der eigene Diskurs um die real verhandelbare Raumfrage präzisiert und eine symbolische Distanz zu der räumlichen Auslegung des Modellprojekts



Abb. 5 Plakat (Quelle: Stadt von Unten, siehe <https://stadtvonunten.de/hauptseiten-svu/modell-2/>, 15.2.2023)

Rathausblock als Gesamtareal durch den Senat und den Bezirk konstruiert (vgl. Abb. 5).

Unser Augenmerk haben wir damit auf eine spezifische symbolisch-repräsentative Dimension von Visualität gerichtet. Bereits Richard Wohl und Anselm Strauss (1958) befassten sich mit dem Phänomen, wie die Komplexität von Städten im Alltag erfasst wird. Städte produzieren aufgrund ihrer vielfältigen Erfahrbarkeit einen Bedeutungsüberschuss, der den Autoren zufolge größtenteils über symbolische Repräsentationen (bspw. Postkarten) eingehegt wird. Angewendet auf das Modellprojekt des Dragonerareals stellt sich nun ebenfalls die Frage, was sich genau in den verwendeten Symbolen sozial verdichtet und welche Wirkmächtigkeit sich darin entfaltet. So grenzen die verwendeten Symbole des Dragonerareals zwar das Modellprojekt Rathausblock *nach außen* von anderen Projekten ab. Es wirkt aber in der visuellen Kommunikation auch gemeinschafts- und sinnstiftend *nach innen*, weil es auf eine heterogene Wissenskultur mit eigener Planungsgeschichte Bezug nimmt, deren kommunikative Handlungen sich auch in ihren Widersprüchlichkeiten auf die räumliche und soziale Transformation des Dragonerareals richten. In Symbolen können sich deshalb – etwa im Vergleich zu Plänen – unterschiedliche Vorstellungen von Realitäten, Imaginationen und Utopien vermengen, weil sie, mit Alfred Schütz und Thomas Luckmann (2003: 653 ff.) gesprochen, die Grenzen unmittelbarer Erfahrung überwinden. Man sollte jedoch nicht der idealisierten Vorstellung aufsitzen, dass die verwendeten Symbole gleichsam über alle Gruppierungen hinweg Gemeinsinn und Identifikation stiften. Symbole und deren Umformung dienen auch der diskursiven Positionierung und Abgrenzung gegeneinander sowie der

kommunikativen Herstellung von Deutungsordnungen und -hoheiten im Hinblick darauf, wie mit dem Modellprojekt und der Gestaltung dieses umkämpften städtischen Raums umzugehen ist. Wie unterschiedlich die kommunikativen Aushandlungsprozesse der beteiligten Gruppen teilweise waren, wird im Folgenden anhand des dritten Visualisierungstyps dargestellt.

4.3. Fotografien: partizipative Ordnungen einer engagierten Stadtgesellschaft

Nahezu alle Veranstaltungen werden von den Sanierungsbeauftragten und Planungsbüros (u.a. S.T.E.R.N. und ZebraLog) fotografisch und textlich dokumentiert und entsprechend der Transparenzerwartung auf der Homepage des Senats veröffentlicht. Gleichzeitig produzieren auch die zivilgesellschaftlichen Initiativen (u.a. Upstall, SVU, VTR) Bilder des Verfahrens. Die Fotografien rücken dabei nicht nur das kooperative Handeln einer „engagierten Stadtgesellschaft“ in den Fokus. Sichtbar gemacht und repräsentiert wird auch ein Anspruch öffentlicher Veranstaltungsformate nach Ergebnisoffenheit und alternativen Arbeits- und Aushandlungsformen, deren visuelle Aussagekraft durch Konzepte wie „Lernlabor“, „Werkstatt“, „Dialogstation“ oder „Plangarage“ unterstrichen wird. Anhand der analytisch rekonstruierten Bildkategorien gehen wir der Frage nach, auf welche Weise Partizipation und kooperative Teilhabe dargestellt werden und welche Relevanz die Darstellung von Räumen als physischer Raum wie auch als kommunikativer Aushandlungsort im Planungsprozess aufweist.



Abb. 6 und 7 Werkstattokumentation Arbeitsgruppen (Quelle: S.T.E.R.N. GmbH 2019, siehe <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/themen/artikel.657509.php>, 15.2.2023)

Auf den Fotos sind typischerweise soziale Situationen zu sehen, in denen Planungsbeteiligte den Eindruck „fokussierter Interaktion“ (Goffman 1963) vermitteln. Im ausgewählten Bild (vgl. Abb. 6) sitzen die ca. 20 Beteiligten an einer langen, doppelten Tischreihe einander gegenüber – und das in einem hellen Raum mit großer Fensterfront und zusätzlicher Innenbeleuchtung. Manche fertigen Notizen an, während andere aufmerksam auf etwas oder jemanden außerhalb des Fotos blicken. Die räumlich-körperliche Anordnung und das Interieur vermitteln den Eindruck einer konzentrierten Arbeitsatmosphäre, die die Beteiligten gemeinsam hervorbringen. Die Tischreihe ist als Arbeitsfläche organisiert: Stifte, bunte Karteikarten und Zettel liegen als Arbeitsmaterialien ausgebreitet. Getränke, hier vor allem Wasser, erfüllen den Standard notwendiger Versorgung. Einige schreiben etwas auf. Die Körper der Beteiligten suggerieren nicht nur Aufmerksamkeit oder Skepsis, sondern auch, dass hier Zeit investiert wird. Diese fotografische Momentaufnahme visualisiert exemplarisch die kooperative Zielstellung des Verfahrens als Zusammenarbeit – bildlich das Zusammenkommen der Zivilgesellschaft an einem (Verhandlungs-)Tisch.[8]

Vielfach bebildert sind auch Formen kooperativen Handelns, die sich bei genauerer Betrachtung als Umsetzung von Partizipationsmethoden identifizieren lassen. Das ausgewählte Foto (vgl. Abb. 7) steht in direktem Zusammenhang zur vorherigen Abbildung und zeigt, worauf die Blicke der Beteiligten gerichtet sind. Zu sehen sind zwei Personen, die handschriftlich formulierte Forderungen (u.a. dauerhaft bezahlbare Mieten) auf Notizkarten vordefinierten Themen (Gewerbe & Kultur) auf Moderationswänden zuordnen. Die Kamera fokussiert dabei weder auf die Personen, die mit dem Rücken zur Kamera stehen, noch auf die geschriebenen Inhalte, die nur schwer zu lesen sind. Im Zentrum der Abbildung steht stattdessen die etablierte manuelle Praxis und (Arbeits-)Technik des Sammelns, Dokumentierens und Strukturierens von Vorschlägen, Themen und Wissen in partizipativen Formaten. Diese Fotografien lassen sich einer Vielzahl anderer Darstellungen zuordnen, die kommunikative Arbeitsformen und die gemeinsame Herstellung planungsrelevanter Artefakte visualisieren (Zeichnungen, Listen, Forderungen etc.).

Die Fotografien (vgl. Abb. 6 u. 7) akzentuieren jedoch mehr als kommunikativ handelnde Menschen. Als analytisch herausgearbeitete Bildtypen dokumentieren sie „Bürger*innen in Aktion“, die miteinander planen, malen, zeichnen, Karten anheften, Modelle bauen und



Abb. 8 Diskussionsdokumentation zum Thema Partizipation (Quelle: Upstall, siehe <https://upstall.de/aktuell/>, 15.2.2023)

über diese diskutieren. Die Verwendung von typischen Hilfsmitteln und Arbeitsmaterialien wie einer Flipchart, Pinnwänden, Stiften, aber auch von Visualisierungen und Plänen des Sanierungsgebiets verweist auf die Objektivierung von Erkenntnissen und Wissen, das in den Planungsprozess zurückgespielt wird. Legitimiert wird damit nicht nur die Anwendung von Partizipationsinstrumenten, sondern auch ihre Nützlichkeit für den Planungsprozess.

Was in den Bildern jedoch selten sichtbar gemacht wird, sind die konflikthafteren Momente, die hitzigen Debatten und damit ein wesentlicher Bestandteil partizipativer Diskussionskultur. Inwieweit diese in der empirischen Realität der Planungspraxis auftauchen, lässt sich anhand der Fotografien allenfalls erahnen. Die konfliktbeladene Diskussionsdynamik zwischen den heterogenen Interessenvertretungen geht vielmehr aus den begleitenden Dokumentationen von Initiativen und dem medialen Diskurs hervor. Obwohl Abbildung 8 den Anschein eines harmonischen Austauschs der Teilnehmenden erweckt, kommentiert die beteiligte *Initiative Upstall Kreuzberg*, „dass Senat und zivilgesellschaftliche Akteure völlig unterschiedliche Erwartungen an den Beteiligungsprozess haben, auch wenn er fortwährend als Musterverfahren angekündigt wurde“ (Upstall 2017). Kaum oder selten sichtbar gemacht werden als mitdiskutierende Parteien gleichermaßen jene Bevölkerungsgruppen, die als Migrant*innen zugezogen sind und in der ersten, zweiten oder dritten Generation in Kreuzberg leben und ein Gewerbe auf dem Dragonerareal betreiben – ein Problem, das im Verfahren selbst reflektiert und

Jenseits der Utopie?

thematisiert wurde, weshalb etwa Einladungen für Veranstaltungen in unterschiedliche Sprachen übersetzt wurden. Dass ein essenzieller Bestandteil partizipativer Stadtentwicklung auch den Umgang mit Konflikten, Streitkulturen und unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen beinhaltet, scheint jedoch weniger zu den *Sicht-* als zu den *Sagbarkeiten* der (mittlerweile) so positiv konnotierten *Kreuzberger Mischung* zu gehören. Visuell kommuniziert wird vor dem Hintergrund des Modellprojekts vorrangig die zivilgesellschaftliche Dialogbereitschaft.

In unserer Analyse haben wir neben der Darstellung von partizipativen Praktiken auch die *Räume und Orte*, in denen Beteiligung stattfindet, als relevant identifiziert. Räume der Partizipation haben neben ihrer Funktion, Zugang zu einer idealerweise gleichrangigen Kooperation und zu einem niedrigschwelligen Austausch für gemeinsames Planen zu ermöglichen, auch die symbolische Bedeutung, Öffentlichkeit lokal herzustellen. Dies drückt sich sowohl in der *räumlichen Anordnung* als auch in der *Verortung von Räumen* aus.

Mit Ersterem wird zumeist ein spezifischer Veranstaltungstypus oder ein Beteiligungsformat erzeugt, das einer kommunikativen Rahmung unterliegt und von den Beteiligten gemeinsam etabliert wird. So macht es einen Unterschied, ob auf einer ebenerdigen Bühne eine oder mehrere



Abb. 9 Dokumentation des Auftaktworkshops (Quelle: BSM/BSQB, siehe <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/sanierungsverfahren/staedtebauliches-werkstattverfahren/190902-04-dragonerareal/protokollauftaktwerkstatt.pdf>, 15.2.2023)

Personen (oft auch mit Mikrofonen) frontal zu einem in die Rolle von Zuhörenden verwiesenen Publikum sprechen (vgl. Abb. 8 u. 10) oder ob Tische mit Arbeitsmaterialien kreisförmig angeordnet und die daran sitzenden Personen im gemeinsamen Dialog auf Augenhöhe sind (vgl. Abb. 9 u. 11).

Abbildung 9 zeigt eine Arbeitsform im Kontext der Auftaktwerkstatt des Sanierungsverfahrens am 2.-4. September 2019 in der sogenannten „Adlerhalle“ auf dem Dragonerareal. Die Halle gehörte seit den 1920er-Jahren den Adler-Automobilwerken, die dort in der NS-Zeit auch Militärfahrzeuge reparierten und zu diesem Zweck Zwangsarbeiter*innen einsetzten. Nachdem die Halle zu Beginn des Verfahrens eher eine marginale Bedeutung hatte, ist sie mittlerweile ein zentraler Ort städtischer Koproduktion von Veranstaltungen im Planungsprozess geworden. Zweifelsohne lässt sich die historische Rahmung in solche Bilder nicht ohne Weiteres hineinlesen, ist sie doch das Ergebnis langer Prozesse der Aushandlung und Nutzung des Ortes. Ein Ergebnis schlägt sich etwa im Namen nieder: In Anlehnung an die historische „Adlerhalle“ wurde die Räumlichkeit zur „HALLE“ umbenannt (VTR 2021). Und auch durch die visuelle Darstellung von Arbeitsformen in umgenutzten, geschichtlich konnotierten Räumen wird zugleich jener experimentelle Charakter des Modellprojekts in Szene gesetzt.

Folglich macht es einen Unterschied, *wo die Veranstaltungsräume verortet* sind: in den Räumlichkeiten des Bezirks (vgl. Abb. 6-8, 10 u. 11) oder außerhalb der Verwaltungsgebäude auf dem Dragonerareal (Abb. 9, 12 u. 13). Veranstaltungen auf dem Gelände oder in der unmittelbaren Nähe des Dragonerareals implizieren das Potenzial für die angrenzenden Nachbarschaften und die dort ansässigen Initiativen, auch eine symbolische Nähe herzustellen. Im Kontrast dazu konstruieren manche Fotos der offiziellen Räumlichkeiten des Stadtbezirks nahezu eine institutionalisierte, bürokratische Planungslogik mit formalisierter Partizipation (*von oben*), die praktisch daran gebunden ist, wer einlädt, wer sich wie (räumlich) adressiert fühlt und wem letztlich die *Verhandlungshoheit* obliegt.

Die Abbildungen 10 und 11 zeigen den Saal der Bezirksverordnetenversammlung in Friedrichshain-Kreuzberg, dessen räumliche Struktur nach Bedarf der Veranstaltung angepasst wird. Das materielle Arrangement aus Fahnen von Stadt, Land und EU, aber auch das Rednerpult



Abb. 10 und 11 Austausch in Werkstattveranstaltungen (Quelle: S.T.E.R.N. GmbH 2019, siehe <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/themen/artikel.657509.php>, 15.2.2023)

und die Tribüne sowie die typische Aufteilung von Präsentierenden und Zuhörenden vermitteln dabei dennoch einen Eindruck von Formalität.

Vor dem Hintergrund der zivilgesellschaftlichen Zielsetzung, das Areal kooperativ mit zu planen, spielte es in der (historischen) Erzählung der Initiativen eine wichtige Rolle, dass das Dragonerareal Bestandteil des Kiezlebens ist und bereits als Raum genutzt wird (Singh/Meißner 2021; Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin 2018). Gemeint sind damit künstlerisch-kulturelle Veranstaltungen, aber auch gewerbliche Nutzungen. Im Juni 2017 etablierte die *SVU-Initiative* die sogenannte „Plangarage“ als „Archiv, Arbeitsraum, Projektionsfläche und ein mobiles Veranstaltungsmöbel“ mit dem Anspruch, „eine wirkliche Stadtentwicklung von Unten sicherzustellen“ (Stadt von Unten 2017a). Das thematische Motiv der Garage wird durch die Initiativen auf der eigenen Homepage visuell als ein improvisierter, veränderbarer, gestaltbarer Ort mit Projektcharakter in Szene gesetzt, in dem das Experimentallabor des Modellprojekts Rathausblock eine eigenständige Realisierung erfährt (vgl. Abb. 12). Ein weiterer, kooperativ erschlossener, sogenannter „Kiezraum“ (vgl. Abb. 13) auf dem Areal wurde im September 2021 von einer eigens dafür gegründeten Arbeitsgruppe im denkmalgeschützten Bereich des Geländes als „neuer Ort für Gemeinwohl und Zivilgesellschaft“ (Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin 2021: 1) geschaffen. Der vom Bezirksamt angemietete Raum, der früher als Pferdestall der Garde- Dragoner-Kaserne diente, soll als „Schnittstelle zwischen Stadtteilarbeit und Nachbarschaft“ (ebd.) über das Modellprojekt Rathausblock hinaus als Sozialraum sowie als Ort der Begegnung und der Kiezgestaltung zur Verfügung stehen.



Abb. 12 u. 13 Veranstaltungen vor der Plangarage 2019 (links) und vor dem Kiezraum zum Tag der Städtebauförderung 2018 (rechts) (Quellen: Stadt von Unten [links], siehe <https://stadtvonunten.de/>, 15.2.2023; S.T.E.R.N. GmbH 2019 [rechts], <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/zusammenarbeit/kiezraum/>, 15.2.2023)

Die kommunikative Wirkmacht der Fotografien entfaltet sich vor dem Hintergrund der Deutung ihrer sichtbar gemachten Raumsprüche und den damit verbundenen Ordnungsvorstellungen von Beteiligung. Dies gilt für die visuellen Repräsentationen des Bezirks, deren fotografische Dokumentationen sowohl der öffentlichen Legitimation (transparent, demokratisch) als auch der Selbstvergewisserung über die praktizierte Umsetzung des Modellprojekts dienen. Demgegenüber stehen die Raumdarstellungen der Initiativen, die ein Gegenmodell zur versachlichten Verfahrenslogik des Modellprojekts herstellen, in denen Kulturveranstaltungen, Demonstrationen und „Events“ kein leeres „Participation“ (Selle 2011: 1) symbolisieren. Die Bilder vom Kiezraum und insbesondere der „Plangarage“ vermitteln einen Eindruck von *gelebter Stadt*, die sich zumindest teilweise ohne Regulierung und Anleitung *von oben* formiert und Handeln zulässt. Trotz der genannten Unterschiede ähneln sich die Bildformen und -inhalte (Menschen, die sich beteiligen) der unterschiedlichen Akteursgruppen insofern, als dass sie jeweils ein standortgebundenes Idealbild von „Öffentlichkeit als Prinzip der demokratischen (Stadt-)Gesellschaft“ (Schäfers 2006: 150) zu konstruieren versuchen.

4.4. Architekturvisualisierungen: zukünftige Ordnungen zwischen Vagheit und Konkretion

Architekturvisualisierungen (u.a. CADs, Renderings) sind wie die bereits aufgeführten Visualisierungsformen zentraler Bestandteil der Kommunikation in städtebaulichen Planungsprozessen. In der alltäglichen Wahrnehmung (in Zeitungen, auf Baustellen etc.) am präsentesten

sind wahrscheinlich sogenannte Renderings, also digital erzeugte, fotorealistische Grafiken, in denen zumeist eine recht konkrete – wenn auch simulierte – Vorstellung über Atmosphären und die Erscheinung künftiger Gebäude vermittelt werden soll (vgl. Degen/Melhuish/Rose 2017; Mélix/Singh 2021). Auch für das Dragonerareal kursiert eine Vielzahl solcher Bildformen, die in unterschiedlichen Phasen und Kontexten des Verfahrens erzeugt wurden, sei es durch Investoren oder Studierende im Rahmen von Abschluss- und Projektarbeiten. Ihre Funktionsweise als Entwurf ist dementsprechend kontextspezifisch einzuordnen: als Idee, Vision, Verkaufsargument oder Masterplan.

Ganz im Sinne des Modellprojekts wurde für das Dragonerareal durch den Senat für Stadtentwicklung, Bauen und Wohnen im August 2019 ein offenes städtebauliches Werkstattverfahren initiiert, in das die Öffentlichkeit bei der Gestaltung der Entwürfe in einem mehrphasigen Prozess mit Kolloquien und Zwischenpräsentationen einbezogen war. Insgesamt erhielten drei Planungsteams[9], die im Vorfeld einen Teilnahmewettbewerb gewonnen hatten, den Zuschlag, im Rahmen eines Auswahlverfahrens Vorschläge zur künftigen Arealbebauung zu erarbeiten. Diese traten im Rahmen des Werkstattverfahrens gegeneinander an und erarbeiteten gleichzeitig mit der Zivilgesellschaft über einen Zeitraum von drei Monaten hinweg Vorschläge und Ideen zur künftigen Gestaltung. Der Siegerentwurf wurde schließlich im Januar 2021 verkündet.[10]

Die ausgewählte Darstellung (vgl. Abb. 14) entstammt dem Entwurfs-exposé der Gewinner*innen des Werkstattverfahrens, dem Team SMAQ Architektur und Stadt/MML/Barbara Schindler. Gezeigt wird der Platz vor dem bereits thematisierten Kiezraum, wobei auffällt, wie alte und neue Bausubstanz räumlich zueinander in Relation gesetzt werden: Moderne, als Wohnanlagen konzipierte Hochhäuser (farblich gelb und blau hervorgehoben) und das flache historische Backsteingebäude des Kiezraums sind in ihrer Differenz markiert, aber räumlich miteinander verbunden. Zwar betont der Entwurf sowohl die Höhe als auch die Dichte der Bebauung, gleichzeitig bleibt jedoch genügend Freiraum zur Entfaltung räumlicher Praktiken. Neben den materiellen Eigenschaften der Architektur werden auch die potenziellen Raumnutzungen visuell angedeutet. Abgebildet sind zumeist jünger aussehende Menschen: Frauen, Männer und auch ein Kind. Diese vermutlich als Bewohner*innen oder Anwohner*innen dargestellten Menschen scheinen mal mehr, mal



Platz vor dem Kiezraum (6)

Der Freiraum wird über kommunikative Gebäudefassaden adressiert.

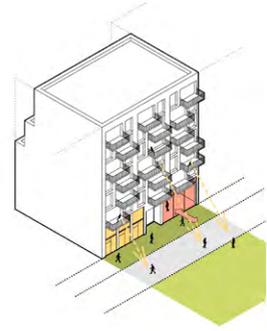


Abb. 14 Platz vor dem Kiezraum (Quelle: ©SMAQ Architektur und Stadt/Man Made Land/Barbara Schindler. KulturKommunikation, siehe <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/sanierungsverfahren/staedtebauliches-werkstattverfahren/artikel.887370.php>, 15.2.2023)

weniger zueinander in Bezug zu stehen. In ihrer figurativen Anordnung deuten sich unterschiedliche Interaktionen an: Einige sprechen miteinander, andere gehen gemeinsamen Tätigkeiten nach oder stehen lose im Raum. Die Menschen sind schwarz-weiß und in Grautönen dargestellt und wirken dadurch farblich mit dem Kiezraum und Teilen des Freiraums vor dem Kiezraum im Einklang. Auffällig ist, dass sie miteinander interagieren und dem Raum damit Leben verleihen. Dies zeigt sich auch an den materiell-räumlichen Strukturen, die farblich (in einem rosa-rötlichen Ton dargestellt sind Kiezraum, Wohnhaus und Tisch) miteinander verbunden sind. Darauf deutet auch die Abbildungsbeschreibung im Exposé hin, die das hier besprochene Bild mit einem anderen, kleineren Gebäudemodell verbindet:

„Der Freiraum wird über kommunikative Gebäudefassaden adressiert. Lebendige, genutzte Erdgeschosse und BewohnerInnen, die über die Balkone und Loggien einen visuellen und audiellen (sic!) Kontakt zum Aussenraum haben sorgen für informelle Sicherheit.“

(Vgl. Abb. 14 sowie erweitert <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/sanierungsverfahren/staedtebauliches-werkstattverfahren/artikel.887370.php>, 9.2.2023)

Kommunikation ist folglich ein zentraler interpretativer Zugang zum Bildverständnis. Raum- und Gebäudearchitektur zielen darauf ab, Interaktionen und Begegnungen von Menschen zu befördern. Irritation entsteht allenfalls stilistisch über unterschiedliche grafische Elemente, die dem Bild den Charakter einer Collage verleihen. Gleichzeitig weist ihre Vieldeutigkeit darauf hin, dass der Sinn nicht ausschließlich im Bild selbst liegt, sondern in der Auseinandersetzung mit dem Bild. Ähnlich wie bei der Analyse der Darstellungen der anderen Wettbewerber*innen – die wir hier nicht ausführen können – ist auch hier zu fragen, was eigentlich *nicht* gezeigt wird. Was ist sagbar und was nicht? Die Visualisierungen buchstabieren nicht jede Vorstellung aus, um Festlegungen und Eindeutigkeiten zu vermeiden. Vagheit ist ein Wesenskern alltäglicher sprachlicher Kommunikation (vgl. Garfinkel 1967: 41), gilt aber umso mehr für die Entwürfe in solchen Verfahren, die den Beteiligten verschiedene Deutungsmöglichkeiten offerieren.

Die hier exemplarisch dargestellte ebenso wie die anderen analysierten Architekturvisualisierungen in diesem Verfahren unterscheiden sich von gängigen Investorenrenderings (vgl. Mélix 2022) darin, dass ihre Produktion unter Einbezug der Öffentlichkeit stattgefunden hat. Dies mag erklären, warum die Entwürfe klare Festlegungen vermeiden, womit ein kommunikativer Stil verfolgt wird, der dem Geist des Modellprojekts entspricht. Gezeigt wird nicht die schöne, durchästhetisierte neue Welt. Ihre Kommunikationsmacht realisiert sich dadurch, dass sie Auslegungen und Imaginationen von räumlichen und gesellschaftlichen Zukünften demokratisieren und damit die Ergebnisoffenheit des Planverfahrens (zumindest) visuell einzulösen scheinen. Die Bilder bleiben vage, auch wenn die Bildsprache nicht gänzlich abstrakt ist. Je spezifischer und konkreter das Konzept dargestellt wird, desto klarer werden auch die räumlichen und planrechtlichen Festlegungen, die als Beurteilungs- und Entscheidungsgrundlage für die Jury dienen, die sich größtenteils aus Architekt*innen, Bezirksvertreter*innen und anderen Beteiligten aus dem Planungsprozess zusammensetzt. Die Vagheit in den Entwürfen ist daher weniger ein Hinweis auf die Ungeordnetheit der Planung als vielmehr auf die geordnete Herstellung von Irritation und Brüchen, die bei der Betrachtung der Visualisierungen als geteiltes Wissen vorausgesetzt werden muss. Die Vermeidung klarer visueller Vorstellungen des Raums, die zu früh Realitäten als Versprechen formulieren, welche vielleicht nie eintreffen, ist ein grundlegendes Motiv dieser Darstellungen. Und einmal

mehr wäre zu thematisieren, was *nicht* gezeigt wird und was in den Bildern optisch *nicht* aufscheint: nämlich dass auch die Produktion und die Arbeit an den visuellen Objekten intensive kooperative und konfligierende Aushandlungen und Bedeutungsvermittlungen vorausgesetzt hat, die nicht nur aus der Vagheit der Bildkonstruktion resultieren, sondern auch aus der Kontingenz des Planungsprozesses um das Dragonerareal.

5. Fazit

Mit unseren Ausführungen verfolgen wir das Ziel einer Stadtforschung, die sich mit den Visualisierungen städtischer Wirklichkeiten methodisch und kritisch auseinandersetzt. Dafür schlagen wir vor, die bisherige Analyse städtischer Visualisierungen erstens um die Untersuchung professioneller Visualisierungskulturen von Planer*innen und Architekt*innen sowie zweitens um die Rekonstruktion der visuellen Praktiken zivilgesellschaftlicher Akteure im Kontext stadtplanerischer Verfahren zu erweitern. Visualisierungen stellen in diesem Kontext ein wichtiges Bindeglied zwischen dem dar, was sie vermeintlich repräsentieren, und dem, was sie an Imaginationen und Diskursen kommunikativ freisetzen. In dieser Hinsicht ist ihre Interpretation auf die jeweiligen Kontexte zu beziehen, in die sie kommunikativ eingebettet wird.

Eine wesentliche Funktion von Visualisierungen in Stadtplanungsprozessen lässt sich zunächst damit benennen, dass durch sie prozessrelevante Wissensbestände geordnet und vermittelt werden. Weil in ihnen auf vielschichtige Weise subjektive und gesellschaftliche Bedeutungen, legitimierte Wissensbestände und Machtvorstellungen eingeschrieben werden, sind sie gleichermaßen Verdichtungen von (normativen) Sinnsetzungen. In der visuellen Kommunikation der unterschiedlichen Akteure wirken sie auf bestehende Ordnungen des Verfahrens (bspw. von Planungen oder Wahrnehmungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) ein. Deren vieldeutige Auslegbarkeit ist damit nicht nur als Resultat konfligierender Aushandlungen zu betrachten, sondern darüber hinaus eine essenzielle Form der visuellen Wirklichkeitskonstruktion dieses vielstimmigen Kooperationsverfahrens.

Wie wir am Beispiel des Modellprojekts Rathausblock darlegen, zielen die von uns als *typisch* identifizierten Visualisierungsformen (Pläne, Logos, Fotografien und Architekturentwürfe) auf die kommunikative Vermittlung unterschiedlicher Modi urbaner Ordnungen: Pläne rekurren auf normierte Raumordnungen, die planrechtlichen Prämissen

folgen. Das jeweils unterschiedlich konzipierte Logo des Dragonerareals zielt auf eine übergeordnete symbolisch-repräsentationale Ebene der visuellen Kommunikation des „Modellprojekts“, die sowohl in ihrer Innen- als auch in ihrer Außenwirkung bedeutsam ist. Fotografien verweisen in dem von uns untersuchten Fall auf partizipative Ordnungen, wodurch zugleich auch das Verfahren als ein legitimer und geordneter Prozess konstruiert wird. Je nach Akteursperspektive und kontextueller Einbettung der Fotografien lassen sich jedoch unterschiedliche (bisweilen utopische) Raumdeutungen und Ordnungsvorstellungen von kooperativem Planungshandeln rekonstruieren. Architekturentwürfe sind das Resultat „experimentierender Handlungen“ (Steets 2015: 163). Sie stiften Imaginationen potenzieller Raumordnungen, die zwar eine Vorstellung oder gar eine Utopie von urbaner Zukunft vermitteln, aber sie sind keine Blaupause für die materiell gebaute Welt im „modo futuri exacti“ (Schütz/Luckmann 2003: 476 f.). Ihre besondere Vagheit spiegelt zugleich die Idee des Modellprojekts wider und erfüllt damit eine ästhetische und eine kommunikative Funktion. Einerseits wird mit gängigen Erwartungen an die Geordnetheit städtischer Räume gebrochen, andererseits wird auch Zukunft nicht visuell fixiert, sondern bleibt innerhalb der Planung – ganz im Sinne des Verfahrens – weitgehend offen und verhandelbar.

Der gesellschaftliche Bedeutungszuwachs kooperativer Stadtplanungsprojekte scheint, unabhängig von welchem Geist sie getragen werden (vgl. Stadt von Unten/coopdisco 2021), zunehmend mit der kommunikativen Herstellung einer größeren Öffentlichkeit verbunden, die wesentlich auf eine wirkungsvolle visuelle Kommunikation gestützt ist. Ein Modellprojekt zeigt sich aber weniger durch die Darstellung innovativer Methoden. Seine Modellhaftigkeit dürfte vor allem rückwirkend ersichtlich werden, wenn sich die vielen kleinteiligen Schritte und Ansätze im Ergebnis dieser umfangreichen „Trajektorie“ (Strauss 1993: 52 ff.) einordnen lassen. Weil jedes Verfahren aufgrund seiner multiplen Einflussfaktoren und unplanbaren Dynamiken ein Unikat darstellt, lässt sich nur schwer beziffern, inwieweit Modellprojekte auch modellhaft für andere Beteiligungsprozesse sein können. Zu berücksichtigen ist, dass sich die Wirklichkeit solcher Prozesse vor dem Hintergrund ihrer besonderen, mithin visuell kommunizierten Sinnsetzungen und ihrer lokalen planungskulturellen Praxis verstehen lässt.

Was sich anhand der Visualisierungen rekonstruieren lässt, ist vor allem die Art und Weise, wie die beteiligten Akteure die besondere Symbolik des Ortes und des Verfahrens *visuell konstruieren*. In dieser Hinsicht kann visuelle Kommunikation machtvoll wirken, sie verhilft aber denjenigen, die visuelle Formen kommunikativ nutzen, nicht zwangsläufig auch zu mehr Macht. Dies zeigt sich daran, dass insbesondere die Verfahrenslogik durch die beteiligten Initiativen immer wieder kritisiert wird und einige, wie *Stadt von Unten*, ernüchtert aus dem kooperativen Prozess ausgestiegen sind. Die Visualisierungen des Stadtplanungsverfahrens machen also vieles sichtbar, zugleich verstellen sie aber den Blick auf die Handlungsprobleme einzelner Akteure: etwa den Umgang mit der Komplexität solcher Verfahren, den zeitlichen und materiellen Aufwand, den ehrenamtlich agierende, mehr oder weniger professionalisierte Initiativen betreiben müssen, um mit ihrer Stimme Gehör zu finden, oder auch dass Partizipation konträre Handlungsmotive vereinen kann und vielleicht sogar muss. Es liegt folglich nahe, dass eine kritische Analyse nicht nur die Sichtbarkeiten, sondern auch die *Invisibilisierungen*, das heißt die paradoxe Gleichzeitigkeit von Gezeigtem und Nichtgezeigtem, in Augenschein nehmen muss, um das Gesamtbild solcher Verfahren zu hinterfragen und zu komplettieren.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Ajit Singh ist Soziologe. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Soziologie visueller Kommunikation, Mediatisierung partizipativer Stadtplanung, Interaktionsforschung, Planungs-, Körper- und Wissenssoziologie sowie interpretative Methoden. ajit.singh@uni-bielefeld.de

Kathrin Meißner ist Stadthistorikerin und Humangeographin. Sie forscht zur (Re)Konstruktion von Narrativen und Diskursen der Berliner Stadtgesellschaft im 20. und 21. Jahrhundert, Kommunikationsprozessen und dem Stellenwert von Visualität in der Stadtplanung, aktuell insbesondere zu Strukturen und Abläufen der DDR-Planungskultur.

kathrin.meissner108@posteo.de

Endnoten

- [1] Die hier vorgeschlagene Ausrichtung auf visuelle Formen reflektiert die Erkenntnisse aus den visuellen Bindestrichdisziplinen wie der visuellen Soziologie (u.a. Becker 1995; Ayaß 2012; Schnettler/Baer 2013), der Visual History (u.a. Paul 2006; Heßler 2006; Danyel/Paul/Vowinckel 2017) oder auch der visuellen Geographie (u.a. Rose 2003; Schlottmann/Miggelbrink 2015).

Jenseits der Utopie?

- [2] Siehe <https://upstall.de/daten/dragonerareal/chronik-kasernengelaende/> (9.2.2023).
- [3] Siehe <https://stadtvonunten.de/> (9.2.2023).
- [4] Dazu zählen beispielsweise auch visuelle Erzeugnisse von „Unbeteiligten“, wie etwa der Dokumentarfilm *Kleinod vor dem Umbruch. Das Dragonerareal in Kreuzberg*, zu finden unter <https://www.kleinod-vor-dem-umbruch.de/> (9.2.2023).
- [5] Im Verständnis einer qualitativen Analyse von visuellen Formen ging es uns darum, ein möglichst breites Spektrum von Visualisierungstypen zu identifizieren. Um den Datenkorpus noch handhabbar zu halten, haben wir die Datensammlung bei etwa 100 Bildern beendet, auch weil sich bei der Strukturierung der Daten allmählich eine Sättigung eingestellt hat.
- [6] *Kommunikationsmacht* (Reichertz 2010) zielt im Kern auf die sozialtheoretische Begründung von kommunikativem Handeln, das nicht das Verstehen, sondern das Wirken von Kommunikation und die Beeinflussung von Handlungen durch Kommunikation in den Vordergrund rückt.
- [7] Karin Knorr Cetina (2001) entwickelt im Kontext ihrer wissenschaftssoziologischen Studien das Konzept des „Viskurses“, um die Diskursivierung von Visualisierungen zu betonen. „Viskurse helfen, eine Ordnung von Wissensgebieten herzustellen und bilden oftmals die Grundlage für Theorien. Sie sind konstitutiver Teil umgrenzter ‚epistemischer Kulturen‘, die in konstruktivistischer Sicht am Aufbau (legitimen) Wissens entscheidend beteiligt sind.“ (Schnettler/Pötsch 2007: 477 f.)
- [8] Eine detaillierte und dem Thema gerecht werdende ausführliche Diskussion der Konstellation aller Teilnehmenden kann im Rahmen dieses Papiers nicht geleistet werden. Siehe dazu bspw. Holm und Gebhardt (2011), Gomes de Matos (2013) und Holm (2014).
- [9] Die hier nicht näher beschriebenen Planungsteams waren (1) ifau/Stadt Land Fluss/friedburg & hhvh/projektbüro, (2) ROBERTNEUN™/BeL/Studio Vulkan und (3) das Team SMAQ Architektur und Stadt/Man Made Land (MML)/Barbara Schindler. KulturKommunikation, das schließlich den Wettbewerb gewann.
- [10] Siehe <https://www.berlin.de/rathausblock-fk/sanierungsverfahren/staedtebauliches-werkstattverfahren/> (9.2.2023).

Literatur

- Ayaß, Ruth (2012): Editorial. In: *Österreichische Zeitschrift für Soziologie, Themenheft visuelle Soziologie* 37/2, 113-119.
- Becker, Howard S. (1995): Visual sociology, documentary photography, and photojournalism. It's (almost) all a matter of context. In: *Visual Sociology* 10/1-2, 5-14.
- Bernhardt, Christoph / Meissner, Kathrin (2020): Communicating and visualising urban planning in cold war Berlin. In: *Urban Planning* 5/2, 10-23.
- Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin (Hg.) (2018): Sanierungsgebiet Rathausblock. Studie zum baukulturellen Erbe. https://www.berlin.de/rathausblock-fk/themen/geschichte-und-denkmalpflege/studie_rathausblock_baukulturelleserbe.pdf (letzter Zugriff am 26.7.2022).
- Bezirksamt Friedrichshain-Kreuzberg von Berlin (2021): Neuer Ort für Gemeinwohl und Zivildgesellschaft: Einweihung des Kiezraums auf dem Dragonerareal. Pressemitteilung Nr. 228 vom 2.9.2021. <https://www.berlin.de/ba-friedrichshain-kreuzberg/aktuelles/pressemitteilungen/2021/pressemitteilung.1122235.php> (letzter Zugriff am 19.9.2021).

- Christmann, Gabriela B. (2008): The power of photographs of buildings in the Dresden urban discourse. Towards a visual discourse analysis. In: Forum Qualitative Sozialforschung/Forum: Qualitative Social Research 9/3, Art. 11.
- Christmann, Gabriela B. / Singh, Ajit / Stollmann, Jörg / Bernhardt, Christoph (2020): Visual communication in urban design and planning. The impact of mediatisation(s) on the construction of urban futures. In: Urban Planning 5/2, 1-9.
- Danyel, Jürgen / Paul, Gerhard / Vowinckel, Annette (2017): Arbeit am Bild. Visual History als Praxis. Göttingen: Wallstein.
- Degen, Monica / Melhuish, Clare / Rose, Gillian (2017): Producing place atmospheres digitally. Architecture, digital visualisation practices, and the experience economy. In: Journal of Consumer Culture 17/1, 3-24.
- Garfinkel, Harold (1967): Studies in ethnomethodology. Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Goffman, Erving (1963): Behavior in public places. Notes on the social organization of gatherings. New York: Free Press of Glencoe.
- Gomes de Matos, Catarina (2013): Das Modell Barcelona – Partizipation, Protest und Postpolitik. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/2, 121-140.
- Goodwin, Charles / Duranti, Alessandro (1992): Rethinking context: An introduction. In: Alessandro Duranti / Charles Goodwin (Hg.), Rethinking context: Language as an interactive phenomenon, Cambridge: Cambridge University Press, 1-42.
- Heßler, Martina (2006): Die Konstruktion visueller Selbstverständlichkeiten. Überlegungen zu einer Visual History der Wissenschaft und Technik. In: Gerhard Paul (Hg.), Visual History. Ein Studienbuch. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 76-95.
- Holm, Andrej (Hg.) (2014): Soziale Kämpfe in der neoliberalen Stadt. Berlin/Hamburg: Assoziation A.
- Holm, Andrej / Gebhardt, Dirk (Hg.) (2011): Initiativen für ein Recht auf Stadt. Theorie und Praxis städtischer Aneignung. Hamburg: VSA.
- Hüppauf, Bernd (2006): Stadtbilder. Visuelle Konstruktionen urbaner Identität. In: Archiv für Sozialgeschichte 46, 481-504.
- Initiative Upstall Kreuzberg (2017): Homepage-Eintrag vom 23.11.2017 zur Werkstatt zum Thema Partizipation. <https://upstall.de/aktuell/> (letzter Zugriff am 15.2.2023).
- Knoblauch, Hubert (2017): Kommunikative Konstruktion der Wirklichkeit. Wiesbaden: Springer VS.
- Knorr Cetina, Karin (2001): „Viskurse der Physik“. Konsensbildung und visuelle Darstellung. In: Bettina Heintz / Jörg Huber (Hg.), Mit dem Auge denken. Strategien der Sichtbarmachung in wissenschaftlichen und virtuellen Welten. Zürich/Wien: Voldemeer/Springer VS, 305-320.
- Löw, Martina (2010): Soziologie der Städte. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Marent, Johannes (2016): Die Rückeroberung der Vergangenheit. Die Inszenierung Istanbuls als Europäische Kulturhauptstadt 2010. In: Österreichische Zeitschrift für Soziologie 41/2. Schwerpunktheft: Bildhandeln und Visuelle Politik, 165-185.
- Mélix, Sophie (2022): Renderings. Bildwelten zur Legitimation von spekulativen Stadtentwicklungsprojekten in Lagos und New York. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/1-2, 97-126.
- Mélix, Sophie / Singh, Ajit (2021): Die visuelle Refiguration urbaner Zukünfte. Zur Prozessualität von digitalen Architekturvisualisierungen am Beispiel von Hudson Yards in New York. In: Martina Löw / Volkan Sayman / Jona Schwerer / Hannah Wolf (Hg.), Am Ende der Globalisierung. Über die Refiguration von Räumen. Bielefeld: transcript, 231-256.
- Moroni, Stefano / Lorini, Guiseppe (2017): Graphic rules in planning. A critical exploration of normative drawings starting from zoning maps and form-based codes. In: Planning Theory 16/3, 318-338.
- Park, Robert E. (1952): The city as a social laboratory. In: Robert E. Park (Hg.), Human communities. The city and human ecology. Glencoe: The Free Press, 73-87.

Jenseits der Utopie?

- Paul, Gerhard (Hg.) (2006): *Visual History*. Ein Studienbuch. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Planergemeinschaft (2016): Vorbereitende Untersuchungen gemäß § 141 BauGB für das Untersuchungsgebiet Rathausblock/Ruhlsdorfer Straße in Berlin Friedrichshain-Kreuzberg. Schlussbericht. <https://digital.zlb.de/viewer/resolver?urn=urn:nbn:de:kobv:109-1-8364722> (letzter Zugriff am 26.7.2022).
- Raab, Jürgen (2008): *Visuelle Wissenssoziologie: theoretische Konzeption und materiale Analysen*. Konstanz: UVK.
- Reichertz, Jo (2010): *Kommunikationsmacht. Was ist Kommunikation und was vermag sie? Und weshalb vermag sie das?* Wiesbaden: Springer VS.
- Reichertz, Jo (2018): Visualisierungen als Mittel der Erkenntnisgewinnung. Ein Beitrag zu einer Theorie visueller Kommunikation. In: Michael R. Müller / Hans-Georg Soeffner (Hg.), *Das Bild als soziologisches Problem. Herausforderung einer Theorie visueller Sozialkommunikation*. Weinheim/Basel: Beltz Juventa, 266-276.
- Rose, Gillian (2003): On the need to ask how, exactly, is geography „visual“? In: *Antipode* 35, 212-221.
- Ryan, Brent D. (2011): Reading through a plan. In: *Journal of the American Planning Association* 77/4, 309-327.
- Schäfers, Bernd (2006): *Stadtsoziologie. Stadtentwicklung und Theorien – Grundlagen und Praxisfelder*. Wiesbaden: GWV.
- Schlottmann, Antje / Miggelbrink, Judith (2015): Ausgangspunkte. Das Visuelle in der Geographie und ihrer Vermittlung. In: Antje Schlottmann / Judith Miggelbrink (Hg.), *Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern*. Bielefeld: transcript, 13-25.
- Schnettler, Bernt / Baer, Alejandro (2013): Perspektiven einer Visuellen Soziologie. Schlaglichter und blinde Flecken einer aktuellen soziologischen Debatte. In: *Soziale Welt* 64/2-3, 7-15.
- Schnettler, Bernt / Pötzsch, Frederik S. (2007): Visuelles Wissen. In: Rainer Schützeichel (Hg.), *Handbuch Wissenssoziologie und Wissensforschung*. Konstanz: UVK, 472-484.
- Schürmann, Sandra / Guckes, Jochen (2005): Stadtbilder. Städtische Repräsentationen. In: *Informationen zur modernen Stadtgeschichte* 1, 5-10.
- Schütz, Alfred / Luckmann, Thomas (2003): *Strukturen der Lebenswelt*. Konstanz: UTB.
- Selle, Klaus (2011): „Particitainment“ oder: Beteiligen wir uns zu Tode? Wenn alle das Beste wollen und Bürgerbeteiligung dennoch zum Problem wird. In: *Planung Neu Denken* 3, 1-19.
- Shanken, Andrew M. (2018): The visual culture of planning. In: *Journal of Planning History* 17/4, 300-319.
- Singh, Ajit (2020): Sekretieren und Sichtbarmachen. Zur kommunikativen Aushandlung von Opazität und Transparenz in der partizipativen Stadtplanung. In: Tilo Grenz / Michaela Pfadenhauer / Christoph Schlembach (Hg.), *Kommunikative Wissenskulturen: Theoretische und empirische Erkundungen in Gegenwart und Geschichte*. Weinheim: Beltz Juventa, 157-175.
- Singh, Ajit / Christmann, Gabriela B. (2020): Citizen participation in digitised environments in Berlin: Visualising spatial knowledge in urban planning. In: *Urban Planning* 5/2, 71-83.
- Singh, Ajit / Meißner, Kathrin (2021): Geplante Erinnerung. Vom Raumwissen zum Erinnerungsort in der kooperativen Stadtplanung. In: *MSG* 1, 69-82.
- Stadt von Unten (2017a): Eröffnung der Plangarage! Ein öffentlicher Ort für eine Stadtplanung von Unten, 23.06.2017. <https://plangarage.org> (letzter Zugriff am 19.9.2021).
- Stadt von Unten (2017b): Wer plant die Planung? Ein Vorschlag. Kommentar zu Lucius Burckhardts „Wer plant die Planung?“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/1-2, 153-162.
- Stadt von Unten / coopdisco (2021): Modellprojekt Rathausblock. Community-Design als Praxis kooperativer Stadtentwicklung? In: *Común. Magazin für stadtpolitische Interventionen* 5, 48-50.

- Steets, Silke (2015): Der sinnhafte Aufbau der gebauten Welt. Eine Architektursoziologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Strauss, Anselm L. (1961): Images of the American city. New York: The Free Press of Glencoe.
- Strauss, Anselm L. (1993): Continual permutations of action. New York: de Gruyter.
- VTR – Vernetzungstreffen Rathausblock. Plattform interaktiver Initiativen im Rathausblock (2021): hALLE – Auftaktveranstaltung der StadtWERKSTATT, 28.7.2021. <https://rathausblock.org/2021/07/28/halle-auftaktveranstaltung-der-stadtwerkstatt/> (letzter Zugriff am 17.12.2022).
- Wohl, R. Richard / Strauss, Anselm L. (1958): Symbolic representation and the urban milieu. In: American Journal of Sociology 63/5, 523-532.

Beyond utopia? On the visual construction of urban participation processes using the example of the Dragonerareal in Berlin-Kreuzberg

The article expands previous studies of visualisations of urban realities, by examining the visual practices and the meaning of visual representations of participation processes in urban planning. Based on the empirical case of the „Model Project Rathausblock“, in particular the „Dragonerareal“ in Berlin-Kreuzberg, we show how the spaces being planned and the planning procedure are visualised from the perspective of the different participating actors and how the planned area is visually constructed as a contested and negotiated space. By identifying four typically recurring forms of visualisations (plans, logos, photographs and computer-aided architectural representations), we reconstruct how the involved actors shape their positions, goals, utopias and knowledge through powerful visual (and digital) communication. In this context, we consider visualisations as a product of meaningful imagination and communication, through which actors try to make their world understandable and experienceable for themselves and for others. Consequently, the paper elaborates on the one hand the particular relevance of the visual and symbolic construction of the place and the participatory process. On the other hand, we emphasize that the visualisations partly invisibilise the action problems of the participating actors and that a critical analysis from a methodological standpoint should also reflect what is not shown.

Wichtiger denn je!

Ein Plädoyer für eine intensivere
Auseinandersetzung mit Arbeit in der
kritischen Stadtforschung

Yannick Ecker, Tatiana López, Nicolas Schlitz

1. Einleitung

Im Sommer 2022, nach 77 Tagen Streik, setzten die Beschäftigten an sechs Universitätskliniken in Nordrhein-Westfalen den ersten Flächentarifvertrag für Entlastung an Krankenhäusern in Deutschland durch und knüpften damit an Erfolge der Berliner Krankenhausbewegung im Kampf um eine bessere städtische Daseinsvorsorge an. Im Pandemiejahr 2021 traten zuvor Arbeiter_innen bei einem Berliner Schnelllieferdienst für Lebensmittel in den verbandsfreien Streik und lösten so eine öffentliche Diskussion über das restriktive deutsche Streikrecht und die Arbeitsbedingungen in der Branche aus. Diese Beispiele erinnern auf sehr unterschiedliche Weise daran, dass die Veränderungen von Arbeitsverhältnissen eng mit Ungleichheiten in der Stadt verwoben sind: Immer mehr Dienstleistungsarbeit konzentriert sich in Städten, die in den letzten Jahren zudem zum Experimentierfeld digitalisierter Arbeitsformen und zum Investitionsfeld großer Tech- und Immobilienkonzerne geworden sind. So treffen im urbanen Raum eine durch Sparpolitik beschädigte öffentliche Daseinsvorsorge, prekäre Arbeitsmärkte und stadtpolitische Konflikte um Verdrängungsprozesse aufeinander. Die Restrukturierungen von Stadt und Arbeit gehen Hand in Hand – angesichts der sich zuspitzenden gesellschaftlichen Konflikte ist es daher wichtiger denn je, Arbeiter_innen, ihre Arbeit, soziale Reproduktion, organisatorische Praxis und damit einhergehende Raumproduktionen und -aneignungen stärker in der Analyse städtischer Problemlagen mitzudenken.

Dieser Aufruf ist nicht der erste seiner Art und mag auf gewisse Weise überraschen: Arbeit ist bereits seit Langem von zentraler Bedeutung für die

Stadtforschung. Insbesondere kritische Ansätze betten die Analyse städtischer Phänomene traditionell in politisch-ökonomische Überlegungen ein und verankern Arbeit ontologisch im Kern ihrer Betrachtung, wenn sie etwa „Urbanismus [...] als Produkt der Zirkulation von Mehrwert“ (Harvey 1993: 312; Übers. d.A.) definieren. Denn hierbei nehmen die Arbeit als Quelle der Mehrwertproduktion, der Arbeitsplatz als Ort der Ausbeutung und die Urbanisierung als Prozess der Reproduktion von Klassenverhältnissen *theoretisch* die Hauptbühne ein. De facto zeigt sich diese theoretische Inklusion in Erklärungsansätzen jedoch häufig als unvollständig und widersprüchlich: Andrew Herod (1994) bot mit dem Vorwurf einer ontologischen Priorisierung von Staat und Kapital in der Gestaltung städtischer Raumproduktionen eine mittlerweile klassische Kritik politisch-ökonomischer Analysen von Stadt. Aufgrund der Verengung auf Phänomene wie die *gebaute Umwelt* – von David Harvey selbst in der Diskussion von Haussmanns Paris paradigmatisch verankert (Harvey 2008) – reduzieren auch politisch-ökonomische Ansätze das Handlungsvermögen von Arbeiter_innen und ihren Organisationen (wie etwa Gewerkschaften, Nachbarschaftsgruppen oder Parteien) auf die Modifikation von oder den Widerstand gegen kapitalgetriebene Dynamiken. Autor_innen wie Herod oder Andrew Cumbers, Gesa Helms und Kate Swanson (2010) fordern daher, sich Arbeiter_innen und ihren Organisationen selbst zuzuwenden, um deren Gestaltung des Stadtraums im Interesse der eigenen sozialen Reproduktion anzuerkennen. Nur so sei es möglich, von strukturalistischen Analysen, die als *Geographien der Arbeit* (*geographies of labour*) höchstens eine Betrachtung der Strukturierung von Arbeitsbedingungen und Stadtraum der Arbeiter_innen *durch* das Kapital darstellen, zu *Arbeiter_innengeographien*[1] (*Labour Geographies*) zu kommen. Erst Letztere erreichen das Ziel, die aktive Mitgestaltung der Verräumlichung und Vergesellschaftung durch Arbeiter_innen in Stadt- und Wirtschaftsgeographien einzuschreiben (Herod 1994, 1997).

Diese Analyse und der damit verbundene Aufruf bleiben sowohl im angloamerikanischen als auch im deutschsprachigen Wissenschaftskontext weiterhin aktuell und wurden in den letzten Jahrzehnten von der Entstehung jeweils eigener Felder innerhalb der Labour Geography begleitet (Castree 2007; Strauss 2018, 2020a, 2020b bzw. Berndt/Fuchs 2002; Douth et al. 2019). Eine dezidiert konzeptionelle Auseinandersetzung mit der Relevanz von Arbeit und Arbeiter_innengeographien für die

(kritische) Stadtforschung gibt es indessen nicht – wir versammeln daher in diesem Plädoyer drei Argumente für eine stärkere Verknüpfung.

Im folgenden zweiten Abschnitt argumentieren wir, dass sich viele (kritische) Stadtforscher_innen hinsichtlich der Restrukturierung von Stadt zwar bereits indirekt mit der Restrukturierung von Klassen- und Arbeitsverhältnissen beschäftigen, gleichzeitig jedoch wichtige Aspekte der untersuchten Phänomene unberücksichtigt bleiben, da Arbeit und Reproduktion nicht aktiver mitgedacht werden. Selbst ohne zu einer Betrachtung der aktiven Rolle von Arbeiter_innen, das heißt zu Arbeiter_innengeographien, überzugehen, ergibt sich die Notwendigkeit, Arbeit, Klassenverhältnisse und soziale Reproduktion stärker in der Stadtforschung mitzudenken. Wir veranschaulichen dies anhand von Beispielen zu *gentrification*, Wohnen und Touristifizierung. Im dritten Abschnitt argumentieren wir, dass Arbeiter_innengeographien analytische Perspektiven bieten, um die Abwertung des Handlungsvermögens (Agency) der organisierten Arbeiter_innenklasse und die Priorisierung von Kapital und Staat als Treiber von Raumproduktionen aufzubrechen. Aus einer solchen Perspektive betrachten wir exemplarisch das sozialdemokratische *rote Wien*, verweisen jedoch auch auf weniger institutionalisierte Formen von Handlungsvermögen. Wir begreifen die Forschung zu Arbeiter_innengeographien grundsätzlich als eine Praxis der Bildung von Allianzen, die immer auch den Kontakt zu Bewegungen und Organisationen von Arbeiter_innen suchen muss. Aus diesem Kontakt heraus entwickeln wir in Abschnitt vier ein weiteres zentrales Argument für konzeptionelle Auseinandersetzungen zwischen Stadtforschung und Arbeiter_innengeographien: einerseits aufgrund der zunehmenden Verbindung von betrieblichen und städtischen Konflikten; andererseits da wir beobachten können, wie Ansätze des Organizing und Bezüge zur Gewerkschaft als Organisationspraxis in stadtpolitische Kämpfe übergehen (siehe z.B. Hurlin et al. 2021; sub\urban-Debatte „Basisorganisierung“).

Wir schließen den Debattenaufschlag mit einem Plädoyer für eine stärkere Sensibilisierung mittels eines weiten Arbeitsbegriffs und eine intensivere wechselseitige Wertschätzung zwischen Forschungsvorhaben zu Arbeit, Arbeiter_innen und Stadtraum.[2]

2. Geographien der Arbeit und städtische Raumproduktion: soziale Reproduktion mitdenken!

Im Zuge der rasanten Urbanisierung, die sich seit dem 19. Jahrhundert unter den Vorzeichen der Industrialisierung und Entfaltung der kapitalistischen Produktionsweise vollzog, wurden „Städte nicht nur Orte der geografischen Konzentration von Kapital und Arbeit sowie der damit verbundenen (Klassen-)Konflikte, sondern auch physisch-materielle und soziale Knotenpunkte bzw. Koordinierungsinstanzen einer übergreifenden, sich dynamisch verändernden kapitalistischen Raumökonomie“ (Wiegand 2013: 38). Der Klassencharakter dieser fortschreitenden Urbanisierungsprozesse und des Umbaus von Städten waren Ausgangspunkte für die Theoretisierung kapitalistischer, ungleicher räumlicher Entwicklung durch die (männlich dominierte) marxistische Geographie der 1970er (Lefebvre 1970; Harvey 1993; Smith 1979). Die materielle Produktion und Destruktion von Raum und der *gebauten Umwelt* diente demnach primär der Reproduktion kapitalistischer Akkumulationsbedingungen, insbesondere der Überwindung von Überakkumulationskrisen.

In diesen Anfängen der jüngeren kritischen Stadtforschung erschienen Arbeiter_innen meist nur als passive Rezipient_innen der dynamischen Produktion von Stadt durch Kapital und Staat, deren soziale Reproduktion sich in vorgefundenen städtischen Strukturen organisieren musste und die im besten Fall mit Widerstand reagieren konnten (Herod 1994: 695). Selbst wenn in der Betrachtung konkreter Muster fordistischer Stadtentwicklung in den USA Klassenkämpfe eine Rolle spielten, blieb in solchen Geographien der Arbeit die sozialräumliche Agency von Arbeiter_innen vernachlässigt: etwa in der Analyse von Suburbanisierung als Instrument, um die politische Handlungsfähigkeit der in den alten industriellen Vierteln der Städte konzentrierten, gewerkschaftlich organisierten Arbeiter_innenschaft zu brechen oder zu kooptieren (Gordon 1978; Walker 1981). Marginalisiert blieben Arbeiten feministischer Stadtgeograph_innen wie Dolores Hayden (1981, 2017), die die Materialisierung der vergeschlechtlichten Arbeitsteilung und heteropatriarchalen Geschlechterhierarchien in den Raumstrukturen der funktionsgetrennten Stadt des Fordismus ebenso kritisierten wie die damit einhergehenden Organisationsprinzipien sozialer Reproduktion und konkreter Reproduktionsarbeiten (Bauriedl 2013).

Während sich – zumindest in nordwesteuropäischen und US-amerikanischen Städten – die Verbindung von Urbanisierung und Industrialisierung im Zuge des Postfordismus teilweise entkoppelt hat, haben Städte ihre Bedeutung als Orte der Dienstleistungsarbeit behalten und teilweise im Rahmen von veränderten *Spatial divisions of labour* (Massey 1984) in Bereichen wie der Kreativökonomie und unternehmensnahen Dienstleistungen weitere Funktionen hinzugewonnen (Florida 2002; Sassen 1991; Ouma/Folasade Farinde 2018). In diesen Sektoren ist Arbeit durch eine zunehmende räumliche und zeitliche Entgrenzung geprägt: In den höher qualifizierten Dienstleistungssektoren dehnt sich Arbeit durch Projektstrukturen, mobiles Arbeiten und gesteigerte Eigenverantwortung über *klassische* Bürozeiten und -räume hinweg aus. Gleichzeitig sind mehr Frauen berufstätig, wenden aber im Schnitt trotzdem doppelt so viel Zeit wie Männer für unbezahlte Sorge- und häusliche Reproduktionsarbeit auf (Samtleben 2019). Sie sind daher auf kurze Wege zwischen Wohn- und Arbeitsort sowie Orten mit zentraler Reproduktionsfunktion wie Supermärkten oder Kindertagesstätten angewiesen (McDowell et al. 2006). Im Kontrast zu dominanten Suburbanisierungstendenzen im Fordismus haben im Postfordismus Kernstädte daher wieder als hochkomplexe Funktionsräume an Bedeutung gewonnen, in denen Wohnen, Lohn- und Reproduktionsarbeit räumlich verflochten und konzentriert sind (Brake/Dangschat/Herfert 2001). Damit gehen steigende Mieten und Gentrifizierungs- sowie Verdrängungsprozesse einher. Insbesondere Arbeiter_innen, die in der Pflege, Gebäude- und Wohnungsreinigung, Kinderbetreuung oder dem Einzelhandel wichtige Aufgaben in der Aufrechterhaltung städtischer Reproduktionsinfrastruktur erfüllen, können sich aufgrund vergleichsweise niedriger Gehälter vielerorts eine Wohnung in zentraler Lage nicht mehr leisten. Sie müssen oft lange Arbeitswege in Kauf nehmen, die gerade Frauen vor zusätzliche Herausforderungen im Hinblick auf die Vereinbarung von Lohnarbeit und unbezahlter Sorge- und Reproduktionsarbeit stellen. Städtische Strukturen reproduzieren somit in der räumlichen Organisation von Lohn- und Sorgearbeit Ungleichheiten entlang verschiedener Machtdimensionen wie Klasse und Geschlecht (Strüver 2020).

In der Auseinandersetzung mit sozialräumlichen Ungleichheiten und Raumkonflikten bewegt sich die Stadtforschung in einem gewissen Sinne daher immer schon innerhalb von Geographien der Arbeit,

da sie mit Themen wie Wohnen, Mobilität, Erholung und Gesundheit Klasseninteressen und Möglichkeitsbedingungen von Arbeit mitverhandelt. Die Auseinandersetzung mit den Implikationen von städtischer Raumproduktion für soziale Reproduktion, explizit fokussiert auf Klassen-, Arbeits- und Ausbeutungsverhältnisse, ist dabei jedoch noch ausbaufähig.

Im Bereich des Wohnens kann das etwa bedeuten, Mietsteigerungen und Verdrängungsprozesse stärker als Interventionen in die „background conditions of possibility“ (Fraser 2016: 101) der sozialen Reproduktion zu begreifen. So denken Autor_innen der Arbeits- und Geschlechtersoziologie mit Konzepten wie „Prekarisierung im Lebenszusammenhang“ (Klenner et al. 2011; Motakef/Wimbauer 2019) Wohnen schon länger als Kodeterminante von Prekarität und Ausbeutbarkeit von Arbeit mit. Solche Ansätze gilt es auch in der Stadtforschung zu vertiefen, um Wechselwirkungen von Wohnen und entscherten beziehungsweise unsicheren Lebenslagen zu analysieren (für Ansätze siehe Fraeser/Schuster/Vogelpohl 2021): Auf welche Weise gehen Verdrängungsprozesse etwa mit Verschlechterungen von Arbeitsbedingungen für Betroffene einher? Welchen eigenen Beitrag leistet die Stadtforschung zur Theoretisierung von Prekarität? Auch anhand der Diskussionen zur Touristifizierung (Frisch et al. 2019) lässt sich der Nutzen einer Sensibilisierung der Stadtforschung für Klassen- und damit Ausbeutungsverhältnisse veranschaulichen. Denn das Gastgewerbe ist zwar in europäischen Städten von großer Bedeutung, weist jedoch gleichzeitig markante Defizite in der Bezahlung, tariflichen Absicherung und gewerkschaftlichen Organisation auf. Anknüpfungspunkte für eine sensibilisierte Perspektive bieten zum Beispiel durch *new urban tourism* und Kurzzeitvermietungen vorangetriebene Veränderungen der Infrastruktur rund um Wohnen, Gastronomie und Einzelhandel in Arbeiter_innenvierteln (Füller/Michel 2014; Stors/Kagermeier 2017). Die Erfahrung der Verdrängung im Spannungsfeld zwischen touristischen Praktiken und Orten der sozialen Reproduktion von Arbeiter_innen kann über Begriffe wie „place alienation“ (Diaz-Parra/Jover 2021) erfasst werden. Indessen werden die Auswirkungen von Aufwertungs- und Verdrängungsprozessen auf Arbeitsmärkte und Arbeitsbedingungen bisher meist ausgeklammert: Welche Auswirkungen haben neue touristische Praktiken auf das klassische Gastgewerbe? Welche Formen von Arbeit entstehen und wie werden Arbeitsbedingungen durch touristische Praktiken und kommerzielle Aufwertungs- und Verdrängungsprozesse

verändert? Die analytische Verknüpfung von touristischen Praktiken und Arbeit könnte als Ausgangspunkt dazu dienen, die bisher vernachlässigten Veränderungen prekärer Arbeitsformen und -bedingungen in den Blick zu nehmen, die touristische Infrastrukturen im Gastgewerbe am Laufen halten (im Ansatz etwa bei Altenried/Animento/Bojadžijev 2021).

Solche für den Lebenszusammenhang sensibilisierte Perspektiven, die städtische Phänomene mit der Transformation von Arbeit und sozialer Reproduktion sowie deren räumlicher Organisation zusammendenken, gilt es zu vertiefen. Eine bemerkenswerte Inspiration für das Zusammendenken städtischer Phänomene wie *policing*, Gentrifizierung, Touristifizierung und Arbeit stellt etwa die Forschung zu *Sexarbeit* dar (Künkel 2020).

3. Hin zu Arbeiter_innengeographien: Arbeiter_innen als Raumproduzent_innen in den Fokus rücken!

Jenseits eines bloßen *Mitdenkens von Arbeit und Reproduktion* müssen Arbeiter_innen und ihre Organisationen in der Stadtforschung jedoch auch selbst als aktive Raumproduzent_innen begriffen werden.

Städtischer Raum war und ist nie nur Bedingungsstruktur von Arbeit, Klassenkampf und sozialer Reproduktion, sondern selbst auch Ergebnis und Ausdruck der sozialräumlichen Gestaltungsmacht von Arbeiter_innen und der organisierten Arbeiter_innenklasse. Als historisches Beispiel verdeutlicht das *rote Wien* (1919-1934), wie die organisierte Arbeiter_innenklasse städtische Raumproduktionen an Bedarfen nach leistbarem Wohnraum ausrichtete und die Bedeutung der Grundrente für Urbanisierungsprozesse zeitweise vermindern oder gar aussetzen konnte (Duma/Lichtenberger 2016; Kadi/Suitner 2019). So führten die massiven Investitionen der Sozialdemokratie als Teil der organisierten Arbeiter_innenklasse in kommunalen Wohnbau – den berühmten *Gemeindebau* – und die Deckelung des Mietenzins dazu, dass es laut Andreas Novy et al. (2001: 136) in Wien für mehr als 60 Jahre – bis in die 1980er-Jahre hinein – keinen rentablen Immobilienmarkt gab. Der Gemeindebau war nicht nur das zentrale städtebauliche Instrument zur Beschränkung kapitalistischer Dynamiken der Raumproduktion und Sicherung leistbaren Wohnraums für die Arbeiter_innenklasse. Vielmehr avancierte der Gemeindebau als funktionale Einheit in Wien im Zusammenspiel mit öffentlichen Versorgungsinfrastrukturen – vom öffentlichen Verkehrsnetz über Kinderbetreuungs-, Gesundheits- und Erholungsinfrastrukturen

bis hin zu gigantischen Stadtentwicklungsprojekten zur Schaffung von Naherholungsgebieten wie der Donauinsel – zum Leitbild einer an den Reproduktionsbedürfnissen der Arbeiter_innenklasse orientierten Stadtentwicklung. Das sozialdemokratische rote Wien konnte bis zu einem gewissen Grad der sozialräumlichen Segregation entlang von Klassenverhältnissen entgegenwirken und Stadtentwicklungsprozesse an den vermeintlich *objektiven* Reproduktionsbedürfnissen der Arbeiter_innenklasse ausrichten. Gleichzeitig verwirklichten die Institutionen der Sozialdemokratie damit eine spezifische österreichische Version der vergeschlechtlichten und zunehmend ausschlässigen funktional getrennten fordistischen Stadt in Arbeits-, Lebens- und Freizeiträume. Neben Ausschlüssen *außerhalb* einer eng definierten Arbeiter_innenklasse ist diese Version aus feministischer Perspektive für die Negation und Unsichtbarmachung von Reproduktionsarbeit und patriarchaler Arbeitsteilung zu kritisieren und spiegelt den paternalistischen Top-down-Zugang sozialdemokratischer Stadtentwicklung wider.

Dennoch sind in Zeiten der neoliberalen Stadtentwicklung solche Beispiele der aktiven Raumproduktion durch die organisierte Arbeiter_innenklasse nicht in ihrer Vorbildwirkung zu unterschätzen, gerade wenn es um städtische Kämpfe und Allianzen für eine selbstermächtigende Stadtentwicklung *von unten* geht. Aktuelle Beispiele links-grüner Parteiprojekte und -koalitionen auf Stadtebene, wie etwa die Plattform und links-grüne Koalition von *Možemo!* in Zagreb, zeugen von der Bedeutung, die die sozialräumliche Gestaltungsmacht von Parteiprojekten, in denen eine erneuerte organisierte Arbeiter_innenklasse aufgeht, auch heute haben kann. *Možemo!* geht auf eine breite aktivistische Basis zurück, die – inspiriert durch neue Munizipalisten und die *Recht-auf-Stadt*-Bewegung – lange Jahre für eine Ausrichtung der Stadtpolitik an den Bedürfnissen der Menschen gekämpft hat und dabei neben dem Widerstand gegen die Privatisierung öffentlichen Raums auch in Arbeitskämpfen wie jenen der Arbeiter_innen der Kamensko-Textilfabrik in Zagreb aktiv geworden ist (Kostanić 2021).

In der Auseinandersetzung mit Arbeiter_innen und Arbeit werden zudem auch Begriffe von Handlungsvermögen abseits von Parteien oder Gewerkschaften diskutiert (zum Überblick siehe Strauss 2020a). Hierbei ist es wichtig zu begreifen, dass Arbeiter_innen nie nur Lohnarbeiter_innen sind, sondern sich immer aus verschiedenen Subjektpositionen heraus aktiv am alltäglichen Machen der Stadt beteiligen. Der Fokus der kritischen

Stadtforschung auf dieses alltägliche Machen der Stadt bietet wichtige Ansatzpunkte, um damit eine weitere Ebene der aktiven Gestaltung des Stadtraums analytisch zu erfassen. So schlagen Cumbers, Helms und Swanson (2010) beispielsweise die Übernahme von Cindi Katz' (2004) Begriffen „*resilience*“, „*reworking*“ und „*resistance*“ zur Sichtbarmachung von Formen der Mitgestaltung von Deindustrialisierungsprozessen durch Arbeiter_innen vor. *Resilienz (resilience)* bezieht sich hierbei auf „numerous and creative practices that individuals, households and communities have deployed in attempts to get by in the face of deindustrialisation“ (Cumbers/Helms/Swanson 2010: 62). Damit sind etwa informelle Care-Netzwerke in der Kinderbetreuung oder Beratung und Formen der gegenseitigen Hilfe auf Nachbarschaftsebene gemeint. *Umarbeitung (reworking)* bezeichnet die Schaffung eigener Räume und Zwischennutzungen sowie die Einflussnahme auf Raumproduktionen von staatlicher Seite, wenn zum Beispiel ein Entwicklungsprogramm durch Beteiligung zur Förderung eigener Freizeiträume genutzt wird. *Widerstand (resistance)* finde sich demgegenüber in Kampagnen, denen ein Klassenbewusstsein und „an alternative vision and politics“ (ebd.: 66) zugrunde liegen. Als Beispiel für Letzteres nennen Cumbers, Helms und Swanson Graswurzelkampagnen für existenzsichernde Arbeitsentgelte in den USA und im UK – im deutschsprachigen Kontext könnten Proteste gegen HartzIV und Mietsteigerungen herangezogen werden. Aus solchen Formen des Handlungsvermögens ergeben sich wichtige Fragen für die Stadtforschung, die bisher eher unter Begriffen wie *urban citizenship* betrachtet werden – etwa danach, welche Räume, Anlaufstellen und Treffpunkte von prekären, und besonders migrantischen, Arbeiter_innen geschaffen werden und welche Rollen diese in der Organisation von Überleben, Selbsthilfe und Protest spielen.

Ein solcher Fokus auf die aktive Gestaltung des Stadtraums durch die – historische und in Allianzen aktualisierte – organisierte Arbeiter_innenklasse sowie auf das in alltäglichen Praktiken der Lohn- und Reproduktionsarbeit begründete *Machen* von Stadt erscheinen uns als Dreh- und Angelpunkt einer ernsthaften theoretischen Inklusion von Arbeit in die Stadtforschung. Denn erst wenn Forscher_innen städtische Raumproduktionen und Phänomene selbst als Ergebnisse von Aushandlungen um Bedingungen von Arbeit und sozialer Reproduktion begreifen, erscheinen Arbeiter_innen nicht mehr länger als passive

Rezipient_innen der dynamischen Produktion von Stadt durch Kapital und Staat.

4. Stadt als Bühne betrieblicher und städtischer Kämpfe: neue Allianzen und Beziehungen verstehen!

Schließlich drängen verschiedene gegenwärtige Entwicklungen zu einer Sensibilisierung der Stadtforschung für Formen der Arbeiter_innenorganisation: So lässt sich zunehmend beobachten, dass (a) Gewerkschaften stadtpolitisch aktiver werden und Arbeitskämpfe stadtpolitisch geführt werden, (b) stadtpolitische Kämpfe gewerkschaftlicher werden und (c) solche Allianzen im Kontext der Bundesrepublik zwar erst am Anfang stehen, jedoch wichtige strategische Fragen aufwerfen.

Für diese erste Entwicklung – die zunehmende Verbindung von Arbeits- und städtischen Kämpfen – können zwei unterschiedliche Beispiele aus Berlin herangezogen werden: zum einen die Berliner Krankenhausbewegung, deren Erfolgsmodell auch in weitere Bundesländer übertragen wurde, und zum anderen urbane Protestbewegungen rund um Lieferdienste. Beim ersten Beispiel handelt es sich um eine jüngere Tarifkampagne der Vereinten Dienstleistungsgewerkschaft (ver.di) für einen Entlastungstarifvertrag an Berliner Krankenhäusern, die um eine stadtgesehliche Politisierung ausgeweitet wurde (Behruzi 2021). Die Kampagne kann dabei als Erfolg für den Einsatz von Organizing-Ansätzen und eine stärkere Demokratisierung der Tarifkampagne durch eine Teamdelegiertenstruktur gelten, die Arbeiter_innen und Stationsteams direkter in Tarifverhandlungen ermächtigt. Die erfolgreiche Politisierung wurde zudem dadurch erreicht, dass ver.di die Kampagne als stadtpolitischen Konflikt bündnisoffen umsetzte: „Dafür agiert die Gewerkschaft als soziale Bewegung und sucht das Bündnis mit der progressiven Stadtgesellschaft, zum Beispiel der Bewegung um Deutsche Wohnen & Co. Enteignen“ (ebd.). Aus diesen Verbindungen ging so zum Beispiel die konkrete Unterstützung bei Organizing-Aktionen in den Betrieben und bei Demonstrationen hervor. Das zweite Beispiel ist eng verknüpft mit dem Wachsen prekarierteter und stark migrantisch geprägter urbaner Arbeitsmärkte in der sogenannten Plattform-Ökonomie, etwa bei Lebensmittel- oder Essenlieferdiensten. Diese Bestandteile des urbanen Dienstleistungssektors bieten aufgrund der digitalen Steuerung von Arbeit und Kommunikation insbesondere für Migrant_innen einen relativ niedrigschwelligen Einstieg in den deutschen Arbeitsmarkt

(Altenried 2021). Allerdings sind die Arbeitsbedingungen, etwa in Bezug auf Arbeitszeiten, -verträge und -lohnzahlung, oft prekär und haben so beispielsweise beim Lieferdienst *Gorillas* in Berlin 2021 wiederholt zu Protesten von Arbeiter_innen geführt. Im aufflammenden Arbeitskampf lösten sich hier bei Straßenprotesten und verbandsfreien Streiks die Grenzen zwischen Betrieb und Stadtraum auf. Als Reaktion auf die räumliche Fragmentierung der Arbeit über dezentrale Warenlager und digitalisierte Arbeitssteuerung setzten die Arbeiter_innen auf innovative Formen des kollektiven Protests und Streiks, zum Beispiel in Form von Fahrrad-Protestumzügen durch die Stadt. Die kollektiven Aktionen der Arbeiter_innen gingen somit über klassische Kundgebungen vor dem Arbeitsplatz hinaus und bezogen zudem weitere aktivistische Initiativen und Gruppen – zum Beispiel die migrantischen Organisationen *Bloque Latinoamericano Berlin* und *Migrantifa Berlin* – mit ein, welche die Protestzüge aktiv unterstützten (siehe auch Orth 2022). Die beiden Berliner Beispiele verweisen auf zwei unterschiedliche Formen der Arbeiter_innenorganisation, die jedoch beide betriebliche Auseinandersetzungen mit stadtpolitischen Strategien verknüpfen. Für Gewerkschaften stellt sich somit die Herausforderung, den Anschluss an eine sich wandelnde urbane Arbeiter_innenschaft nicht zu verlieren, die räumlich fragmentiert, zunehmend migrantisch, mobil und militant ist. Gleichzeitig zeigt die ver.di-Tarifkampagne eine wachsende Beweglichkeit und Kampfbereitschaft etablierter Gewerkschaften.

Parallel sind Aneignungen von gewerkschaftlichen Organizing-Ansätzen in stadtpolitischen Initiativen zu beobachten. Die Entwicklung von „Organizing als neue[r] Strategie der wohnungspolitischen Bewegung“ (Hurlin et al. 2021) stellt hierbei ein zentrales Beispiel dar, auch wenn in Bereichen wie der Nachbarschaftsorganisation Ähnliches gilt (Kratzsch/Maruschke 2016). Die Aneignungsprozesse lassen sich dabei jedoch nicht als einfache Übernahme von gewerkschaftlichen Ansätzen durch stadtpolitische Initiativen beschreiben. Vielmehr handelt es sich oft – unter direkter Bezugnahme auf US-amerikanische Autor_innen wie Jane McAlevey (2019) oder Basisgewerkschaften – um eine *Übersetzung und Aneignung* von Organisationsansätzen, auf die bundesdeutsche Gewerkschaften kein Monopol haben, weil sie diese Ansätze zum Teil auch erst einführen oder wiederentdecken. Die Übersetzung von gewerkschaftlichen Organizing-Ansätzen in andere politische Kontexte birgt dabei jedoch auch Risiken: Wenn zum Beispiel Gesprächsleitfäden

und -regeln aus Organizing-Handbüchern *ohne* die Verbindungen zu einem radikaldemokratischen *Gewerkschaftsverständnis* übernommen werden, birgt eine solche selektive Aneignung potenziell Gefahren von hierarchischer Professionalisierung und fehlender Einbindung von Organizing in eine effektive Struktur. Vor diesem Hintergrund kann Forschung an der Schnittstelle von Stadtforschung und Labour Geography auch Gewerkschafts- und stadtpolitische Bewegungen bereichern, indem sie zu Erneuerung und kritischer Reflexion von strategischen Ansätzen beiträgt.

Durch diese Verbindungen zwischen Arbeiter_innenorganisationen und Stadtpolitik sind Städte in den letzten Jahren auch immer wieder zentrale *Labore* aufkeimender sozialer Bewegungen geworden, die von Arbeiter_innen maßgeblich (mit-)organisiert und getragen werden. Während Allianzen von Arbeiter_innen und sozialen Gruppen im Globalen Süden bereits seit den 1970er-Jahren unter dem Stichwort des *social movement unionism* diskutiert werden (Moody 1997), bilden sich mit dem Wachsen prekarisierter urbaner Arbeitsmärkte und der Transformation des Wohlfahrtsstaates in einen *workfare*-Staat solche Allianzen in jüngster Zeit auch zunehmend in Europa und Deutschland (siehe z.B. Wills/Simms 2004; Fairbrother 2008). An zwei Beispielen möchten wir zeigen, wie Stadt auch abseits traditioneller Gewerkschaftspolitik in neuen Allianzen relevant gemacht wird: Das *Prekär-Lab* in Frankfurt ist ein Netzwerk, in dem sich seit 2017 Arbeiter_innen aus dem Modeeinzelhandel und von Amazon, Erwerbslose, europäische Wanderarbeiter_innen, Menschen auf der Flucht, Sexarbeiter_innen und soziale Aktivist_innen gemeinsam organisieren. Im Zentrum stehen dabei „ähnliche Prekaritätserfahrungen, die es ermöglichen aktiv einzugreifen, Beistand zu leisten und gemeinsame Erfahrungen erlebbar zu machen“ (Prekär-Lab 2020). Basierend auf diesen Erfahrungen möchte die Gruppe einen „umfassenden Solidaritätsgedanken“ entwickeln und stärken, indem sich die verschiedenen im Netzwerk organisierten Gruppen nicht nur gegenseitig in ihren Kämpfen unterstützen, sondern auch gemeinsame Forderungen für ein gutes Leben entwickeln. Diese umfassen dann beispielweise breite soziale, aber auch stadtpolitische Forderungen wie die nach einer „möglichst kostenlose[n], soziale[n] Infrastruktur“ (ebd.). Das Prekär-Lab zeigt somit auf, wie eine Klassenperspektive auch jenseits eines auf das klassische Lohnarbeitsverhältnis beschränkten Arbeitsbegriffs Räume für

gemeinsame (stadt-)politische Allianzen und Bewegungen eröffnen kann. Ähnlich wie bei der feministischen Initiative *Precarias a la deriva* in Madrid wird städtischer Raum dabei zum Kristallisationspunkt für die Analyse multipler und verschränkter Machtverhältnisse, die Prekarisierung nicht auf Lohnarbeit beschränkt, sondern als fortschreitenden Prozess fasst, der sich auf die gesamte städtische Existenz auswirkt (Tirler 2018). Ausgehend von der Frage „Was ist dein Streik?“ (*Precarias a la deriva* 2011) nahmen die *Precarias a la deriva* konkrete Orte und Erfahrungen prekärer Arbeits- und Lebensbedingungen zum Anlass für gemeinsame Streifzüge durch die Stadt und für die Initiierung kollektiver Widerstandsformen und Kämpfe, die dennoch das verkörperte Selbst als Ausgangspunkt haben (Tirler 2018). Als physische Räume der verdichteten Koexistenz, Begegnung und Interaktion von Menschen mit verschiedensten Erfahrungen von Prekarität sind dabei insbesondere Städte die Orte, an denen solche neuen sozialen Graswurzelbewegungen aufkeimen und sprießen.

5. Fazit

Angesichts gegenwärtiger gesellschaftlicher Veränderungen gibt es also viele Gründe dafür, Stadtforschung stärker für den Blickwinkel und die Praktiken von Arbeiter_innen und Arbeit zu sensibilisieren. Wir haben die Gründe dafür in drei Argumenten zugespitzt:

1. Stadtforschung beschäftigt sich mit der Gestaltung des Stadtraums und somit immer schon mit den Bedingungen von Arbeit und sozialer Reproduktion. Wichtige Erkenntnisse und Implikationen werden jedoch oft verstellt, weil Lohn- und Reproduktionsarbeit nicht aktiv als Analysedimensionen von städtischen Phänomenen mitgedacht werden.
2. Die kritische Stadtforschung hat traditionell ontologisch nur eine Nebenrolle für den Einfluss von Arbeiter_innen und ihren Organisationen auf die Gestaltung von Stadtraum vorgesehen. Die Auseinandersetzung mit Arbeiter_innengeographien und Konzepten der Handlungsmacht von Arbeiter_innen kann Stadtforscher_innen dabei helfen, das *Machen* von Stadt neu und anders zu verstehen.
3. Gegenwärtig zeigt sich eine wachsende Zahl sehr heterogener Bewegungen, die betriebliche und städtische Kämpfe verknüpfen. Die Stadtforschung und die städtische Bewegungsforschung sollten sich für diese Allianzen sensibilisieren, um die Bedeutung von Strategien der Arbeiter_innenorganisation und die sozialräumliche Handlungsmacht

von Arbeiter_innen in aktuellen Auseinandersetzungen um Stadt nicht aus dem Blick zu verlieren.

In diesem gesamten Plädoyer für eine konzeptionelle Auseinandersetzung mit *Arbeit* haben wir bewusst auf eine Verengung hin zu einem einzelnen Begriff von Arbeit verzichtet. Vielmehr regen wir dazu an, unterschiedlich akzentuierte Arbeitsbegriffe einzusetzen, um städtische Raumproduktionen im Hinblick auf die Organisation der sozialen Reproduktion und die Reproduktionsbedingungen der Ware Arbeitskraft, die Wechselwirkungen mit Lohnarbeit und die Bildung von Handlungsmacht von Arbeiter_innen sowie die Durchsetzung von Klasseninteressen zu untersuchen.

Entwicklungen wie die Pandemie und die Klimakrise spitzen städtische Konflikte – etwa um öffentliche Infrastrukturen wie Krankenhäuser, Wohnen und ÖPNV – zu einem Zeitpunkt weiter zu, da die Arbeiter_innenschaft so urban ist wie noch nie. In der Stadtforschung wird, angesichts der zunehmenden Verschränkungen von urbanen Protesten mit Fragen rund um Arbeit und soziale Reproduktion, eine verstärkte Beschäftigung mit Fragen der Labour Geography daher umso bedeutender.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Yannick Ecker ist Humangeograph. Er forscht im Bereich der raumbezogenen Digitalisierungsforschung zu Prekarisierung, Arbeitsbedingungen, Geschlechterarrangements und Gewerkschaften.
yannick.ecker@geo.uni-halle.de

Tatiana López ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Bereich Wirtschafts- und Sozialgeographie. Sie forscht zu Arbeitsbedingungen, Digitalisierung und Arbeiter*innen-Organisierung in der Plattformökonomie in Deutschland und Lateinamerika sowie im globalen Crowdwork-Sektor.
tatiana.lopez-ayala@uni-wuerzburg.de

Nicolas Schlitz ist Humangeograph. Er arbeitet zu informellem Plastikrecycling, Ökonomien des Mülls und Recycling, Politischer Ökologie des Mülls, Umweltorientierter Wirtschaftsgeographie, Gesellschaftlichen Naturverhältnissen und Urbaner Politischer Ökologie.
nicolas.schlitz@uni-graz.at

Endnoten

- [1] Wir verwenden *Arbeiter_innengeographien* als Übersetzung von *Labour Geographies*, da darin stärker die Mehrdeutigkeit des englischsprachigen Ausdrucks zum Tragen kommt, mit dem – geläufiger als im Deutschen – sowohl *Arbeit* als auch *Arbeiter_innen* bzw. die organisierte *Arbeiter_innenschaft* bezeichnet werden.

- [2] An dieser Stelle möchten wir auch eine sehr herzliche Danksagung aussprechen: an Elisa Gerbsch, die am ersten Sammeln von Ideen für diesen Debattenaufschlag mitwirkte und uns wichtige Anregungen mitgab, sowie an Martin Rohde, der sich kurzfristig bereiterklärte, die Entwurfsfassung kritisch zu kommentieren und wertvolle inhaltliche Hinweise für die endgültige Version beitrug.

Literatur

- Altenried, Moritz (2021): Mobile workers, contingent labour: Migration, the gig economy and the multiplication of labour. In: *Environment and Planning A: Economy and Space*. <https://doi.org/10.1177/0308518X211054846>.
- Altenried, Moritz / Animento, Stefania / Bojadžijev, Manuela (2021): Plattform-Urbanismus: Arbeit, Migration und die Transformation des urbanen Raums. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 73-91.
- Bauriedl, Sybille (2013): Androzentrische Leerstellen der Stadtforschung. Geschlechtliche Arbeitsteilung, heteronormative Geschlechterkonstruktion und deren sozialräumliche Organisation. Kommentar zu Hartmut Häußermann & Walter Siebels „Thesen zur Soziologie der Stadt“. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 1/1, 119-123.
- Behruzi, Daniel (2021): Krankenhausbewegung: Schub aus Berlin. <https://www.akweb.de/bewegung/krankenhausbewegung-schub-aus-berlin/> (letzter Zugriff am 6.7.2022).
- Berndt, Christian / Fuchs, Martina (2002): Geographie der Arbeit. Plädoyer für ein disziplinübergreifendes Forschungsprogramm. In: *Geographische Zeitschrift* 90/3, 157-166.
- Brake, Klaus / Dangschat, Jens S. / Herfert, Günter (Hg.) (2001): *Suburbanisierung in Deutschland. Aktuelle Tendenzen*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Castree, Noel (2007): Labour geography: A work in progress. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 31/4, 853-862.
- Cumbers, Andrew / Helms, Gesa / Swanson, Kate (2010): Class, agency and resistance in the old industrial city. In: *Antipode* 42/1, 46-73.
- Diaz-Parra, Iban / Jover, Jaime (2021): Overtourism, place alienation and the right to the city: Insights from the historic centre of Seville, Spain. In: *Journal of Sustainable Tourism* 29/2-3, 158-175.
- Doutch, Michaela / Hürtgen, Stefanie / López Ayala, Tatiana / Pye, Oliver / Reis, Nadine (2019): Aufruf zur Gründung des „Arbeitskreis Labour Geography“. <https://vgdh.geographie.de/veranstaltungen/2019/13655/> (letzter Zugriff am 10.8.2022).
- Duma, Veronika / Lichtenberger, Hannah (2016): Das rote Wien: Sozialistische Stadt im konservativen Staat. <https://zeitschrift-luxemburg.de/artikel/das-rote-wien/> (letzter Zugriff am 15.7.2022).
- Fairbrother, Peter (2008): Social movement unionism or trade unions as social movements. In: *Employee Responsibilities and Rights Journal* 20/3, 213-220.
- Florida, Richard (2002): *The rise of the creative class*. New York: Basic Books.
- Fraeser, Nina / Schuster, Nina / Vogelpohl, Anne (2021): Feministische Geographien der Arbeit – Zusammenhänge von Prekarisierung, Gentrifizierung und Globalisierung. In: *Autor_innenkollektiv Geographie und Geschlecht* (Hg.), *Handbuch feministische Geographien: Arbeitsweisen und Konzepte*. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 120-144.
- Fraser, Nancy (2016): Contradictions of capital and care. In: *New Left Review* 100, 99-117.
- Frisch, Thomas / Sommer, Christoph / Stoltenberg, Luise / Stors, Natalie (2019): *Tourism and everyday life in the contemporary city*. London/New York: Routledge.
- Füller, Henning / Michel, Boris (2014): 'Stop Being a Tourist!' New dynamics of urban tourism in Berlin. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 38/4, 1304-1318.
- Gordon, David (1978): Capitalist development and the history of American cities. In: William K. Tabb / Larry Sawyers (Hg.), *Marxism and the metropolis*. New York: Oxford University Press.

- Harvey, David (1993): *Social justice and the city*. Oxford u. a.: Blackwell.
- Harvey, David (2008): The right to the city. In: *New Left Review* 53, 23-30.
- Hayden, Dolores (1981): *The grand domestic revolution: History of feminist designs for American homes, neighborhoods, and cities*. Cambridge: MIT Press.
- Hayden, Dolores (2017): Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen? (1981) Überlegungen zum Wohnen, zur städtischen Umwelt und zur menschlichen Arbeit. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5/3, 69-86.
- Herod, Andrew (1994): On workers' theoretical (in)visibility in the writing of critical urban geography. A comradely critique. In: *Urban Geography* 15/7, 681-693.
- Herod, Andrew (1997): From a geography of labor to a labor geography: Labor's spatial fix and the geography of capitalism. In: *Antipode* 29/1, 1-31.
- Hurlin, Lina / Vittu, Elodie / Vogelpohl, Anne / Vollmer, Lisa / Weikert, Marcel (2021): Organizing, Professionalisierung, Vernetzung: Aktuelle Entwicklungen der wohnungspolitischen Bewegung in Berlin, Hamburg, Jena und Leipzig. In: *Soziale Passagen* 13/2, 293-314.
- Kadi, Justin / Suitner, Johannes (2019): Red Vienna, 1919-1934. In: Anthony M. Orum (Hg.), *The Wiley Blackwell encyclopedia of urban and regional studies*. London: Wiley. <https://doi.org/10.1002/9781118568446.eurs0259>.
- Katz, Cindi (2004): *Growing up global: Economic restructuring and children's everyday lives*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Klenner, Christina / Pfahl, Svenja / Neukirch, Sabine / Weßler-Poßberg, Dagmar (2011): Prekarisierung im Lebenszusammenhang – Bewegung in den Geschlechterarrangements? In: *WSI-Mitteilungen* 8, 416-422.
- Kostanić, Marko (2021): Erdrutschsieg der links-grünen Koalition in Zagreb. <https://www.rosalux.de/news/id/44436/erdrutschsieg-der-links-gruenen-koalition-in-zagreb> (letzter Zugriff am 31.7.2022).
- Kratzsch, Claudia / Maruschke, Robert (2016): Basisorganisation verändert die politische Landschaft. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 4/2-3, 103-112.
- Künkel, Jenny (2020): *Sex, Drugs & Control – Das Regieren von Sexarbeit in der neoliberalen Stadt*. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Lefebvre, Henri (1970): *La revolution urbaine*. Paris: Gallimard.
- Massey, Doreen (1984): *Spatial divisions of labour. Social structures and the geography of production*. London u. a.: Palgrave Macmillan.
- McAlevey, Jane (2019): *Keine halben Sachen. Machtaufbau durch Organizing*. Hamburg: VSA: Verlag Hamburg.
- McDowell, Linda / Ward, Kevin / Perrons, Diane / Ray, Kath / Fagan, Colette (2006): Place, class and local circuits of reproduction: Exploring the social geography of middle-class childcare in London. In: *Urban Studies* 43/12, 2163-2182.
- Moody, Kim (1997): *Workers in a lean world: Unions in the international economy*. London/ New York: Verso.
- Motakef, Mona / Wimbauer, Christine (2019): Prekarität im Lebenszusammenhang – eine um Anerkennung erweiterte Perspektive auf prekäre Erwerbs- und Lebenslagen. In: *Forum Qualitative Sozialforschung* 20/3. <https://doi.org/10.17169/fqs-20.3.3222>.
- Novy, Andreas / Redak, Vanessa / Jäger, Johannes / Hamedinger, Alexander (2001): The end of red Vienna: Recent ruptures and continuities in urban governance. In: *European Urban and Regional Studies* 8/2, 131-144.
- Orth, Barbara (2022): Riders united will never be divided? A cautionary tale of disrupting the platformization of urban space. In: Anke Strüver / Sybille Bauriedl (Hg.), *Platformization of urban life. Towards a technocapitalist transformation of European cities*. Bielefeld: transcript.
- Ouma, Stefan / Folasade Farinde, Carolyn (Hg.) (2018): *Prekär, flexibel, entgrenzt: Geographien der Arbeit in der „Global City“ Frankfurt*. Frankfurt am Main: Selbstverlag des Instituts für Humangeographie der Goethe-Universität.

Wichtiger denn je!

- Precarias a la deriva (2011): „Was ist dein Streik?": Militante Streifzüge durch die Kreisläufe der Prekarität. Es kommt darauf an. Wien: Turia + Kant.
- Prekär-Lab (2020): Das Prekär-Lab stellt sich vor! (Rhein Main Feb. 2020). <https://welche-gesellschaft.org/das-prekaer-lab-stellt-sich-vor-rhein-main-feb-2020/> (letzter Zugriff am 23.7.2022).
- Samtleben, Claire (2019): Auch an erwerbsfreien Tagen erledigen Frauen einen Großteil der Hausarbeit und Kinderbetreuung. In: DIW Wochenbericht 10/2019, 139-144.
- Sassen, Saskia (1991): The global city. Princeton: Princeton University Press.
- Smith, Neil (1979): Toward a theory of gentrification: A back to the city movement by capital, not people. In: Journal of the American Planning Association 45/4, 538-548.
- Stors, Natalie / Kagermeier, Andreas (2017): Airbnb-Gastgeber als Akteure im New Urban Tourism: Beweggründe zur Partizipation aus Anbieterperspektive. In: Geographische Zeitschrift 105/3-4, 190-224.
- Strauss, Kendra (2018): Labour geography 1: Towards a geography of precarity? In: Progress in Human Geography 42/4, 622-630.
- Strauss, Kendra (2020a): Labour geography II: Being, knowledge and agency. In: Progress in Human Geography 44/1, 150-159.
- Strauss, Kendra (2020b): Labour geography III: Precarity, racial capitalisms and infrastructure. In: Progress in Human Geography 44/6, 1212-1224.
- Strüver, Anke (2020): Geschlechterordnung des Wohnens. In: Frank Eckardt / Sabine Meier (Hg.), Handbuch Wohnsoziologie. Wiesbaden: Springer Fachmedien Wiesbaden, 1-17.
- Tirler, Jul (2018): Precarias a la deriva. In: Krisis. Journal for Contemporary Philosophy 2, 12-13.
- Walker, Richard (1981): A theory of suburbanization: Capitalism and the construction of urban space in the United States. In: Michael J. Dear / Allen John Scott (Hg.), Urbanization and urban planning in capitalist society. London/New York: Routledge, 383-429.
- Wiegand, Felix (2013): David Harveys urbane Politische Ökonomie. In: emanzipation. Zeitschrift für ökosozialistische Strategie 3/2, 35-56.
- Wills, Jane / Simms, Melanie (2004): Building reciprocal community unionism in the UK. In: Capital & Class 28/1, 59-84.

So wichtig wie immer und überall

Kommentar zu Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz „Wichtiger denn je!“

Ein Plädoyer für eine intensivere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung“

Bettina Engels

Arbeit ist wichtig (so wichtig wie immer) für Stadt, Stadt ist wichtig für Arbeit: Das ist so zutreffend wie allgemein, und dasselbe ließe sich auch für „Land“ behaupten. Trotzdem oder gerade deshalb ist das Anliegen gut und richtig, Arbeiter:innen, Arbeitskämpfe und Arbeiter:innenorganisationen in den Fokus der kritischen Stadtforschung zu rücken – einem Forschungsfeld, in dem soziale Bewegungen wissenschaftlich und politisch eine zentrale Rolle einnehmen, Gewerkschaften und andere Arbeiter:innenorganisationen bislang aber weniger.

In diesem Kommentar zum Debattenaufschlag von Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz möchte ich Skepsis an der von den Autor:innen diagnostizierten „zunehmenden Verbindung von betrieblichen und städtischen Konflikten“ (2023: 267) äußern und daran anschließend den Vorschlag machen, in der geforderten „Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung“ (auch) eine globale Perspektive einzunehmen. Für mich stellt sich zunächst die Frage, woran die „zunehmende Verbindung von betrieblichen und städtischen Konflikten“ festgemacht wird. Die erfolgreiche Mobilisierung und der Arbeitskampf bei Vivantes und der Charité in Berlin haben wichtige Verbesserungen in den Arbeitsbedingungen und insbesondere der Entlohnung der dortigen Tarifbeschäftigten erreicht. Aber was ist das Städtische oder Stadtpolitische an diesen Arbeitskämpfen? Aus meiner Sicht stellen sie eher Beispiele für die Erneuerung der Gewerkschaften dar, wie sie in den Labour Revitalization Studies seit den 2000er-Jahren diskutiert wird

(z. B. Brinkmann et al. 2008). In der Streikbewegung des Lieferdienstes Gorillas 2021 in Berlin hat sich ver.di wenig kämpferisch gezeigt und sich gegen den „wilden“ Streik positioniert; unterstützend aktiv war in diesem Fall hingegen die FAU (Kühn 2021; Scholz 2021). In diesem Licht scheinen die „Beweglichkeit und Kampfbereitschaft etablierter [DGB-] Gewerkschaften“ (Ecker/López/Schlitz 2023: 275) hierzulande doch eher langsam zu wachsen.

Defizite in der öffentlichen Daseinsvorsorge, prekäre Beschäftigungsverhältnisse und Verdrängungsprozesse sind zentrale Probleme, die aktuell praktisch weltweit zu beobachten sind – nicht nur in den Städten, aber vielleicht besonders dort. Aber treffen sie deshalb „im urbanen Raum [...] aufeinander“ (ebd.: 265) oder verlaufen sie dort parallel? Sind die Akteure bei den Protesten gegen Verdrängung dieselben, die maßgeblich von prekärer Arbeit und defizitärer öffentlicher Daseinsvorsorge betroffen sind? Das rote Wien ist das historische Paradebeispiel für sozialdemokratische Kommunal- und insbesondere Wohnungsbaupolitik. Gegenwärtig allerdings werden städtische Projekte und Politiken gegen Gentrifizierung und für eine stärker kommunitäre statt kommerzielle Nutzung von Orten, Gebäuden und Infrastrukturen eher von Bündnissen aus Basisinitiativen, sozialen Bewegungen und NGOs, Studierenden, Links-Alternativen, Künstler:innen, Queer- und Klimaaktivist:innen erstritten als von Arbeiter:innen und ihren Organisationen. Letztere scheinen mir in den entsprechenden stadtpolitischen Bündnissen in Städten wie Berlin und Barcelona eher unterrepräsentiert zu sein, und städtische sowie Arbeitskonflikte gerade nicht miteinander verknüpft. In medial sichtbaren und vergleichsweise erfolgreichen Initiativen wie „100% Tempelhofer Feld“, „Mediaspree versenken“, dem „Volksentscheid Berlin autofrei“ und „Deutsche Wohnen & Co enteignen“ erscheinen Arbeiter:innen und Arbeitskämpfe eher unterrepräsentiert (wobei mir allerdings keine systematischen Studien zur sozialen bzw. Klassenzusammensetzung dieser Initiativen bekannt sind). Auch in der Hypothese, dass in „links-grüne[n] Koalitionen“ und „Parteiprojekte[n]“ „eine erneuerte organisierte Arbeiter_innenklasse“ (ebd.: 272) aufgeht, ist vielleicht etwas Wunschdenken enthalten.

In der Beobachtung der „zunehmenden Verbindung von betrieblichen und städtischen Konflikten“ (ebd.: 267) drückt sich zudem aus, dass der Arbeitsbegriff letztlich doch auf formalisierte Lohnarbeit zugespitzt wird – denn zumindest in den Kontexten, auf die sich die Autor:innen

implizit beziehen, nämlich Städte in Europa und Nordamerika, findet in Betrieben ganz überwiegend formalisierte Lohnarbeit (was nicht notwendigerweise gesicherte und dauerhafte Beschäftigungsverhältnisse meint) statt. Lohnarbeit stellt jedoch auch im Kapitalismus nur eine von vielen Formen von Arbeit dar, und die Analyse von Arbeit, Arbeiter:innen und Arbeitskämpfen auf sie zu konzentrieren, spiegelt eine euro- und androzentrische Schieflage wider, die das Konzept formalisierter Lohnarbeit aus dem Kontext des industriell geprägten Kapitalismus in Europa und den USA implizit universalisiert (Komlosy 2016: 56 f.). Dabei ist formalisierte Lohnarbeit historisch und geographisch eher die Ausnahme (Bremen/van der Linden 2014), und der Kapitalismus hat längst nicht überall den „doppelt freien Arbeiter“ geschaffen. In vielen Kontexten weltweit, und insbesondere im „Globalen Süden“, stellen Lohnarbeiter:innen eine Minderheit gegenüber informellen Arbeiter:innen, Kleinbäuer:innen und Tierhalter:innen dar. Informelle Arbeiter:innen sind aus einer Vielzahl von Gründen (Bonner/Spooner 2011; Eaton/Schurman/Chen 2017; Lindell 2010) kaum in Gewerkschaften organisiert – auch nicht in Kontexten, in denen Gewerkschaften radikaler, flexibler und kämpferischer sind als im Sektor gewerkschaftlichen deutschen Korporatismus.

Trotzdem sind informelle Arbeiter:innen organisiert – weniger in Gewerkschaften, sondern eher in Kooperativen, Arbeiter:innenorganisationen, Netzwerken und anderen Verbänden – und kämpfen auf unterschiedliche Weise für eine Verbesserung ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen. Das zeigt eine Vielzahl von Beispielen überwiegend aus dem „Süden“ und tatsächlich häufig aus städtischen Kontexten: Fahrer:innen von Lieferdiensten in Buenos Aires (Atzeni 2016) und Johannesburg (Webster et al. 2021), von Minibussen in Daressalam (Rizzo/Atzeni 2020) und Moped-Taxis in Kampala (Webster et al. 2021), Hafenarbeiter:innen, Straßen- und Marktverkäufer:innen (Lindell 2010), Sexarbeiter:innen in Mombasa (Česnulý 2019) oder Müllsammler:innen in Bogotá (Parra 2020). In einigen Fällen haben diese Kämpfe informeller Arbeiter:innen tatsächlich einen städtischen Bezug – Müllsammler:innen beispielsweise, deren zentrale Adressatin für ihre Forderung die Stadt(-verwaltung) ist und die auch mit anderen Bewegungen kooperieren, wie in Südafrika etwa die *South African Waste Pickers Association* (<https://wastepickers.org.za/>) mit *Abahlali baseMjondolo*, der Bewegung der *shack dwellers*. Die offensichtlicheren Beispiele für eine mögliche Verschränkung von Arbeits- und städtischen (was

immer wir darunter verstehen) Konflikten finden sich vielleicht eher in Johannesburg, Kalkutta und Bogotá als in Berlin.

Auch die räumliche Verteilung von Ungleichheiten – lange Arbeitswege, die den doppelten Arbeitstag (formelle Lohnarbeit und informelle Arbeit einerseits, unbezahlte Reproduktions- und Sorgearbeit andererseits) von insbesondere armen Frauen faktisch verdreifachen – ist in Kalkutta, Lima, Bogotá, Johannesburg und Nairobi noch stärker ausgeprägt als in Berlin, Amsterdam oder Toronto. Die Auseinandersetzung mit Stadt und Arbeit kann von einer global differenzierten Perspektive in unterschiedlicher Hinsicht gewinnen. Die Berliner Krankenhausbewegung und die Mobilisierung der Lieferdienst-Fahrer:innen lassen sich besser aus einer Perspektive der Global Labour Studies (die der Labour Geography nahesteht, aber weiter ist, weil sie nicht auf räumliche Kategorien fokussiert) verstehen als aus einer klassischen Perspektive der Gewerkschaftsforschung oder der Industriellen Beziehungen (vgl. Nowak 2021).

Kritische Stadtforschung sollte sich mit Arbeit, Arbeiter:innen und ihren Kämpfen beschäftigen – weil sie kritisch ist. Aus meiner Sicht liegen nicht unbedingt stadt-spezifische Gründe für die „intensivere Auseinandersetzung mit Arbeit“ vor. Die kritische Entwicklungsforschung oder die Critical Agrarian Studies beispielsweise sollen sich genauso mit Arbeit beschäftigen. Dass Letztere Arbeit und Arbeiter:innenkämpfe stärker im Blick haben, liegt in der dezidiert marxistischen Grundierung dieses Forschungsfelds begründet, aufgrund derer Produktions- und Klassenverhältnisse eine zentrale Rolle in den Analysen spielen – was nicht heißt, dass Arbeiter:innen und ihre Kämpfe deshalb notwendigerweise im Mittelpunkt stehen. Andere kritische Forschungsfelder – wie die kritische Stadtforschung – umfassen hingegen auch Perspektiven, die nicht unbedingt dezidiert marxistisch-politökonomisch und deshalb oft auch weniger strukturorientiert sind. Um jedoch Arbeit, Arbeiter:innen und ihre Kämpfe zu verstehen, ist eine Analyse der Produktions- und Klassenverhältnisse wenn nicht Voraussetzung, dann aber zumindest theoretisch und empirisch zentraler Bestandteil.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Bettina Engels ist Sozialwissenschaftlerin und forscht zu sozialen Bewegungen, labour relations, Konflikten um Land und Ressourcen sowie agrarian change.
bettina.engels@fu-berlin.de

Literatur

- Atzeni, Maurizio (2016): Capitalism, workers organising and the shifting meanings of work-place democracy. In: *Labor History* 57/3, 374-389.
- Bonner, Christine / Spooner, Dave (2011): Organizing in the informal economy. A challenge for trade unions. In: *Internationale Politik und Gesellschaft* 2, 87-10.
- Breman, Jan / Linden, Marcel van der (2014): Informalizing the economy: The return of the social question at a global level. In: *Development and Change* 45/5, 920-940.
- Brinkmann, Ulrich / Choi, Hae-Lin / Detje, Richard / Dörre, Klaus / Holst, Hajo / Karakayali, Serhat / Schmalstieg, Catharina (2008): *Strategic unionism: Aus der Krise zur Erneuerung? Umriss eines Forschungsprogramms*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Česnulytė, Eglė (2019): *Selling sex in Kenya: Gendered agency under neoliberalism*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Eaton, Adrienne E. / Schurman, Susan J. / Chen, Martha A. (2017): *Informal workers and collective action: A global perspective*. Ithaca/London: Cornell University Press.
- Ecker, Yannick / López, Tatiana / Schlitz, Nicolas (2023): Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine tiefere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 11/1-2, 265-281.
- Komlosy, Andrea (2016): Work and labor relations. In: Jürgen Kocka / Marcel van der Linden (Hg.), *Capitalism: The reemergence of a historical concept*. London: Bloomsbury, 33-69.
- Kühn, Timm (2021): Kein Streik ist illegal. In: *taz*, 11.10.2021. <https://taz.de/Arbeitskampf-bei-Lieferdiensten/!5804352/> (letzter Zugriff am 3.3.2023).
- Lindell, Ilda (Hg.) (2010): *Africa's informal workers. Collective agency, alliances and transnational organizing in urban Africa*. London: Zed.
- Nowak, Jörg (2021): From industrial relations research to global labour studies: Moving labour research beyond Eurocentrism. In: *Globalizations* 18/8, 1335-1348.
- Parra, Federico (2020): The struggle of waste pickers in Colombia: From being considered trash, to being recognised as workers. In: *Anti-Trafficking Review* 15, 122-136.
- Rizzo, Matteo / Maurizio Atzeni (2020): Workers' power in resisting precarity: Comparing transport workers in Buenos Aires and Dar es Salaam. In: *Work, Employment and Society* 34/6, 1114-1130.
- Scholz, Nina (2021): Gorillas motzen die deutsche Streikkultur auf. In: *Freitag*, 16.10.2021. <https://www.freitag.de/autoren/nina-scholz/gorillas-motzen-die-deutsche-streikkultur-auf> (letzter Zugriff am 3.3.2023).
- Webster, Edward / Ludwig, Carmen / Masikane, Fikile / Spooner, Dave (2021): Beyond traditional trade unionism: Innovative worker responses in three African cities. In: *Globalizations* 18/8, 1363-1376.

Labour Geography ist kritische Intervention

Kommentar zu Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz „Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine intensivere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung“

Stefanie Hürtgen

1. Die Gefahr einer Alt-Neu-Rhetorik

Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz werben in ihrem „Plädoyer für eine tiefere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung“ (2023) dafür, sich systematischer mit „Arbeiter*innen, Arbeit, sozialer Reproduktion und organisatorischer Praxis“ (ebd.: Abstract) als Formen städtischer Raumproduktion zu befassen und hierfür an vorangegangene, vor allem auch englischsprachige Literatur anzuschließen. Sie wollen insbesondere zeigen, dass die kritische Stadtforschung eine Labour Geography nötig hat, also eine Perspektive, die über das „Mitdenken“ (ebd.: 268) von Arbeiter*innen hinausgeht. „Mitdenken“ ist als Beschreibung der Problematik eine schöne Formulierung. Denn die Herausforderung besteht in der Tat darin, Arbeiter*innen und Arbeit nicht nur in ein bereits geronnenes Schema (von Statistiken, Strukturlogiken, Institutionen usw.) einzufügen, sondern Arbeiter*innen als *gesellschaftliche Subjekte* und ihr Arbeitshandeln theoretisch als *lebendige gesellschaftliche Praxis* in den Blick zu nehmen.

Allerdings ist dieses Anliegen voraussetzungsvoll, das zeigt auch das „Plädoyer“. Zugespißt gesagt unterläuft den Autor*innen darin genau das, was in der Debatte seit einiger Zeit kritisiert wird: Auf die wichtige und richtige Aufforderung hin, Arbeiter*innen empirisch und theoretisch als aktiv Handelnde und Raumproduzierende wahrzunehmen, folgte ein Boom labourgeographischer Studien. Dieser war allerdings von einem

ausgeprägten Empirismus gekennzeichnet und blieb so theoretisch oft weitgehend unverbunden zu übergreifenden Strukturen kapitalistischer (Re-)Produktionsweise (Coe 2013). Die vormals kritisierte Passivierung von *labour* als Objekt, so die berechtigte Kritik, droht seither umzukippen in eine „agency-centered ontology“ (Peck 2018), das heißt in eine Darstellung von räumlicher Handlung und Handlungsfähigkeit ohne die notwendige Betrachtung von deren neoliberalisiert-kapitalistischen Begrenzungen. Damit aber wird Labour Geography als kritische gesellschaftstheoretische Intervention entschärft. Die konzeptionelle Verbindung zwischen gesellschaftlicher („struktureller“) Emanzipation und (Arbeiter*innen-)Selbstemanzipation wird auseinandergerissen zugunsten von Studien zu Arbeitskämpfen als Raumproduktion.

Dieses Problem zeigt sich auch bei Eckert, López und Schlitz. Denn in ihrem „Plädoyer“ fehlen basale kritische begriffliche Verdichtungen rund um die Problematik von Arbeit und sozialer Herrschaft. Das hat den Effekt, dass die Aufforderung eines stadtgeographischen *Labour Turn* insgesamt wie eine freudige Entdeckungsreise erscheint, wie ein bunter Stadtpaziergang, dem wir uns alle eigentlich nur anschließen können.

Was aber ist mit der geballten destruktiven Kraft kapitalistischer Strukturlogik, also mit verwertungslogischen, rassistischen und sexistischen *sozialen Formen*, in die Arbeiter*innen und Gewerkschaften ja bekanntermaßen durchaus eingebunden sind? Wie denken wir das Verhältnis von (Selbst-)Ermächtigung zu (Selbst-)Unterwerfung von Arbeiter*innen? So formuliert wird deutlich, dass Labour Geography nicht einfach eine konsensuale Horizonterweiterung ist, sondern eine auch kontrovers zu führende politische und theoretische Auseinandersetzung darüber, wie wir uns (Selbst-)Emanzipation als multiskalare Raum- und Gesellschaftsveränderung vorstellen.

Im „Plädoyer“ ist davon kaum etwas zu lesen. Das liegt auch daran, dass der Text von einer „Alt vs. Neu“-Rhetorik durchzogen ist, die notwendige begriffliche Klärungen auszuhebeln droht. Das „Neue“ erscheint dabei immer irgendwie richtig: neue („postindustrielle“) Stadt, neue Organizing-Ansätze, neue stadtpolitische Allianzen, neuer *social movement unionism*, neuer (weiter) Arbeitsbegriff. „Neu“ wird zum Synonym von „besser“.

Die Autor*innen kommen hier einer modernisierungstheoretischen Sprechweise sehr nahe, die Doreen Massey (2004: 233) kritisch und in inhaltlicher Abwandlung eines berühmten Marx'schen Zitats

als *Umwandlung von Raum in Zeit* bezeichnet hat. Massey meint damit die *diskurspolitische Verschiebung* von im Hier und Heute gesellschaftlich hervorgebrachten sozialräumlichen Ungleichheiten und Widersprüchlichkeiten *auf eine Zeitachse*, die ihrerseits entlang eines (vermeintlich) traditionell-rückständigen Früher und einem (vermeintlich) modern-fortschrittlichen Heute verläuft. Arbeitslosigkeit, um ein simples Beispiel zu nehmen, ist dann nicht mehr Resultat profitlogischer Produktionsorganisation, sondern Ausdruck rückständiger Arbeitseinstellungen, unzeitgemäßer („mangelnder“) Qualifikationen der Arbeiter*innen etc. Diese *Verzeitlichung*, so Massey sinngemäß weiter, sei ideologisch, da sie eine gesellschaftstheoretische Bestimmung der Phänomene in ihren je aktuellen Herrschaftszusammenhängen (vermeintlich) obsolet mache. In der Folge trete mutmaßliche Klarheit an die Stelle politischer Auseinandersetzung[1] und begrifflicher Analyse.

Eben dies unterläuft in Teilen auch Eckert, López und Schlitz (selbstredend nicht in modernisierungslogischem, sondern kapitalismuskritischem Anliegen). In ihrem Ansinnen, Labour Geography und Stadt als neues, attraktives *Feld* zu zeichnen, operieren sie mit einer ganzen Reihe kategorial wie historisch irritierender Selbstverständlichkeiten, die das Projekt Labour Geography von kritischer Gesellschaftstheorie abzukoppeln drohen. Im Folgenden möchte ich diese prinzipielle Kritik in aller Kürze anhand einiger Themenbereiche (Gewerkschaften, Arbeit, Stadt) verdeutlichen und so die Notwendigkeit einer gesellschaftstheoretischen, kritischen Begriffsarbeit aufzeigen.

2. Gewerkschaften und Staatsapparate

Die das „Plädoyer“ insgesamt kennzeichnende Rhetorik der Verzeitlichung betrifft in besonderem Maße die Darstellung von Gewerkschaften. Gewerkschaften würden „immer mehr“ auch die Stadt als Ort der Auseinandersetzung entdecken, sie würden dabei „neue Organizing-Ansätze“ entwickeln (Eckert/López/Schlitz 2023: 290), Arbeitskämpfe fänden nicht mehr länger nur vor dem Werktor, sondern auch als Straßenproteste statt, der *social movement unionism* käme nun langsam auch in Deutschland an, es gebe „eine wachsende Kampfbereitschaft und Beweglichkeit etablierter Gewerkschaften“ und anderes (ebd.: 275).

Dabei fällt auf, dass dem Text ein kritischer Begriff von Gewerkschaften fehlt. Die Autor*innen behandeln Gewerkschaften faktisch als *lernende Organisationen* (Argyris/Schön 1978), in denen sich das Neue

als fortschrittliche Anpassung an veränderte Umweltbedingungen Bahn bricht. Auf diese Weise entkoppeln sie Gewerkschaften nicht nur von kapitalistischen Herrschaftszusammenhängen, sondern auch von Bemühungen basisdemokratischer Selbstorganisation und Netzwerkbildung, die sich aus guten Gründen teilweise explizit gegen etablierte Gewerkschaftsstrukturen richten.

In der kritischen Gewerkschafts- und Bewegungsforschung besteht weitgehend Konsens darüber, dass Gewerkschaften in ihrer heutigen etablierten Form korporatistischer Bestandteil der *kapitalistischen Staatsapparate* sind. Als solche wirken sie „durch selektive Massenintegration“ (Esser 1982: 269) an der Legitimation der herrschenden Verhältnisse mit. Sie fungieren als Ordnungsfaktor und reproduzieren damit auch die *class race gender order* in ihrer Gesamtheit: Gewerkschaften beteiligen sich an kapitaldominierten (betrieblichen, lokalen und nationalen) Bündnissen zur sogenannten Standortsicherung (womit sie nicht nur Solidarität auf transnationaler Ebene, sondern aufgrund der immer neuen sozialen „Zugeständnisse“ auch mit prekär Beschäftigten vor Ort unterminieren). Sie kanalisieren oder bekämpfen eigenständige, stärker oppositionelle politische Bewegungen. Sie unterstützen kapitalorientierte Strategien (wie lange Zeit die Bahngewerkschaft Transnet, inzwischen Eisenbahn- und Verkehrsgewerkschaft, EVG,) die angeblich notwendige Privatisierung der Bahn – die Folgen kennen wir). Gewerkschaften beteiligen sich an Wachstumsbündnissen der *unternehmerischen Stadt* (wie ver.di beim Ausbau des Frankfurter Flughafens), sie sind Bestandteil einer (post-)wohlfahrtsstaatlichen Restrukturierung hin zu *workfare* (was um die Jahrtausendwende als *new labour* diskutiert wurde), und sie unterminieren seit Jahrzehnten den sozialökologischen Umbau oder entpolitisieren diesen unter Verweis auf den hochheiligen „Erhalt von Arbeitsplätzen“ (Velicu/Barca 2020). Just während ich diesen Artikel schreibe, während also die soziale Unsicherheit und die direkte Not immer breitere Kreise der Bevölkerung auch in Deutschland umfasst, kritisiert Yasmin Fahimi, die Vorsitzende des Deutschen Gewerkschaftsbundes (DGB), unisono mit den Arbeitgeberverbänden, dass Deutschland Industriearbeitsplätze verlieren werde, wenn die Milliarden an Energiekostenzuschüssen nicht auch an diejenigen Unternehmen ausgezahlt würden, die weiter (hohe) Boni und Dividenden an Manager*innen und Aktionär*innen ausschütten. Sie fordert damit noch nicht einmal klassische Umverteilung, sondern stattdessen „wettbewerbsfähige Energiepreise für die Industrie“

– um (mal wieder) den „Standort Deutschland“ zu sichern (tagesschau.de 2022).

Gleichzeitig ist das, was Gewerkschaften sind und was sie sein sollen, stets umkämpft, und zwar innerhalb wie außerhalb der etablierten Strukturen. So findet beispielsweise, während ich an der Überarbeitung dieses Textes sitze, ein historisches Streikereignis in Deutschland statt: der als Mega-Streik bezeichnete gemeinsame eintägige Warnstreik von Eisenbahngewerkschaft EVG und Dienstleistungsgewerkschaft ver.di, der für einen Tag den öffentlichen Verkehr (Busse, Bahnen, Flughäfen, Seewege, Autobahntunnel etc.) lahmlegt und in Ausmaß und Konsequenz an beinahe vergessene Möglichkeiten gewerkschaftlicher Machtpotenziale erinnert und auf weitere Aktionen dieser Art hoffen lässt.

Immer wieder bilden sich auch Basisinitiativen und (teil-)autonome Netzwerke, die nicht nur stärker auf einer Funktion von Gewerkschaften als „Gegenmacht“ beharren, sondern zudem bemüht sind, nationalistische, sexistische und industriell-produktivistische Handlungslogiken von Gewerkschaften zu durchbrechen (Hürtgen 2003). Ein Beispiel für derartige Basisinitiativen ist die „Berliner Krankenhausbewegung“, auf die sich auch Eckert, López und Schlitz beziehen. In Ermangelung eines kritischen Gewerkschaftsbegriffs nehmen sie diese Bewegung allerdings nicht wahr als umkämpfte Verschiebung von Kräfteverhältnissen und Ringen darum, was Gewerkschaft ist und sein sollte: Die Bewegung konstituierte sich wesentlich auf Basis des selbstorganisierten Engagements Hunderter Streik-Teamdelegierter sowie starker autonomer städtischer Unterstützungskomitees, dem sich schließlich auch die Dienstleistungsgewerkschaft ver.di als etablierte Institution nicht länger verschließen konnte (Labournet 2022).

Die hier nur angedeuteten, auf Selbstermächtigung der Beteiligten orientierten, (teil-)autonomen Koordinationen sind in anderen Ländern (etwa Frankreich) deutlich stärker ausgeprägt. Sie existierten und existieren aber auch in der Bundesrepublik Deutschland.[2] Das Prekär-Lab in Frankfurt, auf das der Debattenaufschlag verweist, ist in diesem Sinne also alles andere als „neu“. Es ist vielmehr ein weiterer wichtiger Versuch, dem insgesamt unhinterfragten und zutiefst krisenhaften Korporatismus der offiziellen Gewerkschaftspolitik etwas entgegenzusetzen – ein Versuch, von dem zu hoffen bleibt, dass ihm nicht die Puste

ausgeht, wie so vielen zuvor, und der vielleicht zu einem Knotenpunkt breiterer gewerkschaftlicher Veränderung werden könnte.

Emanzipative und selbstermächtigende Strukturen zu stärken und zu verstetigen ist aber keine Frage des Wollens oder der Zeit, sondern der politischen und damit auch begrifflich-theoretischen Auseinandersetzung in einem Terrain, das von staatlichen und ökonomischen Machtungleichgewichten durchzogen ist. Labour Geography ist – wie jede wissenschaftliche Praxis – Bestandteil dieser Kämpfe um Hegemonie und (zu verändernde) Kräfteverhältnisse. Labour Geography positioniert sich deshalb teilweise explizit *gegen* die nach wie vor dominante herrschaftliche Einbindung von Gewerkschaften (Cumbers/Nativel/Routledge 2008).

Ein kritischer Begriff von Gewerkschaften als sowohl herrschaftlichen wie widerständigen Organisationen, das heißt die explizite konzeptionelle Verabschiedung von der Alt-Neu-Rhetorik, macht auch historische Korrekturen in der Darstellung von Eckert, López und Schlitz notwendig. Denn während die Autor*innen eine „neue“ Hinwendung von Gewerkschaften zu städtischen Allianzen konstatieren, verhält es sich historisch genau umgekehrt: Gewerkschaften entstanden als lokale (Solidar-)Organisationen und die Durchsetzung der heutzutage bekannten Form „arbeitsplatzorientierter“ Branchen- und Industriegewerkschaften war und ist ein umkämpfter Prozess staatspolitischer Einhegung (Hürtgen 2018). Ein Meilenstein dieser Auseinandersetzungen fand in Deutschland nach dem Zweiten Weltkrieg statt: Während die aus den Konzentrationslagern, dem Exil und dem Untergrund zurückkehrende Arbeiter*innenbewegung mit einem dezidiert regional-städtischen gewerkschaftlichen Organisationsansatz auf einen gesellschaftspolitischen Neuanfang hoffte, setzten die Besatzungsmächte und die alt-neuen bürgerlichen Eliten das Branchenprinzip durch (Schmid 1970). Ein weiteres, von vielen kaum wahrgenommenes Datum für die machtpolitische Etablierung branchenförmiger gewerkschaftlicher Organisationsstrukturen war die sogenannte Osterweiterung der Europäischen Union 2004. Mit der geforderten Übernahme des *aquis communautaire*, also bestehender EU-Rechtsnormen durch die neuen Mitgliedsländer, verankerte die EU auch dort die arbeitsplatz- und standortgebundenen Betriebsräte und Branchengewerkschaften und schwächte so die beispielsweise in Polen vormals stark lokal und regional ausgerichtete Gewerkschaftstradition. Ein weiteres Beispiel für

die Unterminierung lokaler Gewerkschaftsstrukturen in Deutschland ist das umkämpfte Absterben der sogenannten *DGB-Ortskartelle*. Diese über Jahrzehnte bestehenden örtlichen Verankerungen der gewerkschaftlichen Dachorganisation DGB wurden in vielen Reformdebatten als Herzstück einer gewerkschaftlichen Erneuerung identifiziert. Denn gegen die korporatistische und immer auch wettbewerbslogische Branchenorientierung könnten hier „die Interessen der Beschäftigten in der Produktion und in den Dienstleistungsbetrieben mit den Bedürfnissen der Familien und des kommunalen Gemeinwesens zusammengebracht werden“ (Negt/Morgenroth/Niemeyer 1990: 446). Anstatt aber die DGB-Ortskartelle auszubauen, wurden sie von den Einzelgewerkschaften politisch und materiell geschwächt, schließlich ausgetrocknet.

Kurz: Eine gewerkschaftliche Hinwendung zur Stadt ist nicht „neu“, sondern aufgrund des widersprüchlichen Charakters von Gewerkschaften seit jeher umkämpft. Es ginge aktuell also darum, sich (wissenschafts-) politisch in diese Auseinandersetzung zu begeben und die lokale Orientierung wieder zu stärken.

Ein ähnliches Ringen um die gewerkschaftspolitische Ausrichtung ließe sich auch für den *social movement unionism* nachzeichnen. Auch dieser wird nicht gerade neu entdeckt, er ist nichts, was jetzt endlich langsam auch aus den USA nach Europa kommt, wie Eckert, Lopéz und Schlitz nahelegen. Ähnlich wie die Orts- und Stadtorientierung ist der *social movement unionism* vielmehr ein fundamentaler Einspruch gegen etablierte Gewerkschaftspolitik und wird entsprechend bekämpft (Waterman 2014). Dabei gibt es Niederlagen und Fortschritte, wie die ebenfalls nicht mehr ganz junge Forschung zum Thema zeigt (Hälker/Vellay 2006; Dörre 2007). Richtig ist: Mit der sich zuspitzenden Krise der partei- und staatstragenden Gewerkschaftspolitik wächst auch auf Seiten der Gewerkschaftsapparate teilweise die Offenheit, etwa in Hinblick auf neue Bündnispolitik. Dies wird derzeit sichtbar an der Zusammenarbeit von ver.di mit *fridays for future* (siehe auch Urban 2009). Allerdings muss ebenso festgehalten werden, dass die stärkere gewerkschaftliche Öffnung hin zu *movement* und Organizing zeitlich parallel mit der Etablierung des Tarifvertragseinheitsgesetzes (TEG) stattgefunden hat. Das TEG richtet sich wesentlich gegen radikalere und streikfreudigere Gewerkschaften, wie die anarchosyndikalistische Freie Arbeiter*innen-Union (FAU) oder die Gewerkschaft Deutscher Lokomotivführer (GDL).

Zusammengefasst: Wir befinden uns mit der Labour Geography in Bezug auf Gewerkschaften in einem fort dauernden politischen und theoretischen Handgemenge, nicht in einem freundlich-fortschreitenden Lernprozess.

3. Arbeitsbegriff und soziale Kämpfe

Meine zweite Kritik an einer mangelnden begrifflichen Bestimmung zielt auf den Arbeitsbegriff. Eckert, López und Schlitz kündigen an, ihre Argumente entlang eines „weiten“ Arbeitsbegriffs darzulegen (2023: 267). Dies erfolgt dann aber nicht; ihr „Plädoyer“ enthält keine weiteren Erläuterungen oder expliziten Anknüpfungen zum Arbeitsbegriff. Zwar legt die Art der empirischen Bezüge (migrantische soziale Dienstleistungs- und Sorgearbeit) nahe, dass „weit“ im Sinne von „über klassische Industriearbeit hinaus“ gemeint ist und entsprechend „Produktions- und Reproduktionsarbeit“ einschließen soll. Aber expliziert ist das nicht, denn das eigentliche Thema der Autor*innen sind die Bildung von Allianzen zwischen verschiedenen Arbeiter*innen-Fraktionen und die „zunehmende Verbindung von Arbeits- und städtischen Kämpfen“ (ebd.: 274).

Aus Sicht der Autor*innen stellt die Berliner Krankenhausbewegung beim Klinikkonzern Vivantes sowie an der Berliner Charité ein „Erfolgsmodell“ dar, das auch „in weitere Bundesländer übertragen wurde“ (ebd.). Aber woran aber misst sich Erfolg und was macht ihn zum Modell? Wurde die hierarchisch-ökonomisierte Arbeitsteilung in Krankenhäusern, die die einzelnen Arbeiter*innen von der Arbeit am Menschen wegführt, überwunden? Ist Arbeit im Krankenhaus jetzt grundsätzlich weniger erschöpfend, ist sie nun strukturell als wechselseitig würdevolle Care-Arbeit möglich, fand insgesamt eine gesellschaftliche Neubewertung von Arbeit statt? Ohne Zweifel setzt die Berliner Krankenhausbewegung mit ihrer (städtischen) Breite, ihrer Zähigkeit und den von ihr erkämpften, auf den *Inhalt* der Arbeit gerichteten Tarifverträgen Maßstäbe (mit landesweiter Ausstrahlung). Dies feiern die Beteiligten zu Recht als (Etappen-)Sieg. Aber das eigentümliche Best-Practice-Vokabular der Autor*innen verstellt den Blick darauf, dass wir es weiterhin mit anhaltenden, da neoliberalisiert-kapitalistisch strukturierten Schwierigkeiten zu tun haben (werden) – mit mühsamen „Stellungskriegen“, um es in den Worten Antonio Gramscis zu formulieren. Weder wird die Arbeitgeber*innenseite Ruhe geben, noch ist dauerhaft geklärt, wie die in den Verträgen enthaltene „Kostenneutralität“

oder die Einstellung von mehreren Hundert zusätzlichen Beschäftigten praktisch umgesetzt werden sollen. Auch ist noch keine tatsächliche gesellschaftliche und finanzpolitische Neuordnung von Sorge- und Krankenhausarbeit in Sicht. Dabei haben die Streikenden immer wieder betont, dass dies eine grundlegende Voraussetzung für die notwendigen Veränderungen in den Krankenhäusern wäre (siehe u. a. Kühn 2022a, 2022b; Reichardt/Gabrysh 2022).

Vor allem aber kommen wir mit den im Debattenaufschlag identifizierten „Erfolgsmodellen“ dem allgemeinen Arbeitsbegriff nicht bei; dies umso weniger, wenn die Autor*innen ihren Blick sofort wieder auf die Straße, auf die „städtischen Kämpfe“ lenken (gemeint sind Miet- und Wohnungsbewegungen, die sich mit den streikenden Krankenhausbeschäftigten solidarisierten). Mit einem solchen „Straßenprotestblick“ können wir die sozialräumlich ungleiche gesellschaftliche Konstitution von Arbeit als sozialer Praxis allenfalls aus der Ferne und sehr verschwommen sehen. Um dagegen die Berliner Krankenhausbewegung als *Arbeitskampf* zu verstehen, das heißt in der Tat als Auseinandersetzung um Ausgestaltung und Inhalt von Arbeit, bräuchte es konzeptionelle Überlegungen dazu, wie diese Arbeit derzeit verfasst, was das strukturelle Problem daran ist und welches die (fortdauernden) Widersprüche und Schwierigkeiten sind, mit denen Kämpfende wie kritische Arbeitsforscher*innen zu tun haben und weiter zu tun haben werden. In der Care-Debatte gibt es hierzu eine Fülle von theoretischen Anschlüssen, die dringend zur Kenntnis zu nehmen wären. Um nur einige zu nennen: Julia Dück (2018) unterstreicht die in bereits abgeschlossenen „Entlastungstarifverträgen“ enthaltenen Ambivalenzen, die sich in ungleichen Auf- und Abwertungsprozessen unterschiedlicher Tätigkeiten in Kliniken (Professionalisierung hier und Deprofessionalisierung dort) manifestierten. Tine Haubner (2019: 425) diagnostiziert in Bezug auf Pflege insgesamt ein „Regime gemeinwohldienlicher Schattenarbeit“, welches den politisch geförderten Ausbau geringqualifizierter Beschäftigungssegmente, niedrighschwelliger Betreuungsangebote sowie quasi-professionalisierte Tätigkeitsbereiche umfasse. Sie stellt fest: „Im Rahmen dieses Ausbaus sind Informalisierungsprozesse und Fälle rechtswidriger Arbeitskraftnutzung, qualifikatorische Grenzüberschreitungen und Unterschichtungsprozesse zu beobachten“ (ebd.). Katrin Roller (2019: 409) analysiert die unterschiedlichen Formen von Care-Arbeit als „professionell, irregulär und unbezahlt“. Dabei verweist sie auf das in der

Debatte breit diagnostizierte strukturelle Problem der „konfligierenden Interessenlagen zwischen erwerbstätigen Sorgeverantwortlichen und migrantischen Haushaltsbeschäftigten“ (ebd.), die sich unter den herrschenden Bedingungen einer Individualisierung der Care-Versorgung insbesondere an intersektionalen Ungleichheitslinien festmachten.

Diese Schlaglichter zeigen: Ein „weiter“ Arbeitsbegriff hat mit der „Praxis der Bildung von Allianzen“ (Eckert/López/Schlitz 2023: 267) allenfalls indirekt zu tun. Ein „weiter“ oder besser *allgemeiner* Arbeitsbegriff bedeutet demgegenüber Kritik an kapitalistischer Arbeitsteilung und ihren Folgen. Er interessiert sich für die Meisterung dieser Folgen, aber auch für die tägliche (Re-)Produktion der „ganzen Scheiße“ (Marx) durch die Arbeiter*innen selbst. Ein solcher allgemeiner Arbeitsbegriff fragt danach, wo und wie sich in der (Re-)Produktion von Gesellschaft Dimensionen eines (neuen) Gesellschaftlich-Allgemeinen finden lassen – und zwar notwendig innerhalb und gegen die herrschende sozialräumlich ungleiche, konkurrenz- und sexistisch-xenophobe Fragmentierung von Arbeit und Arbeiter*innen. Mit einem allgemeinen Arbeitsbegriff geht es also darum, was emanzipative Veränderung von Arbeit ist und sein müsste. Und mit der Labour Geography gedacht lautet die Frage, wie derartige Ansätze und Veränderungen der Arbeits- und (Re-)Produktionsbeziehungen von den Arbeiter*innen selbst vorangebracht werden können, trotz und gegen ihre gesellschaftliche Subalternisierung als soziale Akteur*innen.

(Selbst-)Emanzipation von Arbeiter*innen als gesellschaftliche (Re-)Produzent*innen muss also gegen die Wucht der vielfach und dynamisch auseinandergerissenen und ungleich gegeneinander gerichteten (Selbst-)Positionierungen in der (Arbeits-)Welt gedacht und politisch praktiziert werden. Selbstverständlich sind „Allianzen“ dabei wichtig, aber ohne eine kritisch-empirische, theoretisch reflektierte Wahrnehmung kapitalistischer Arbeitsteilung und ihrer menschenverachtenden Destruktivität hat der Verweis auf „neue“ Allianzen wenig Substanz und verdeckt so noch die Schwierigkeiten eines arbeitsbezogenen Emanzipationsprojektes.

4. Stadt und Raum: postindustriell? Monoskalar?

Eine weitere notwendige begriffliche Schärfung betrifft die inhaltliche und räumliche Dimensionierung von Stadt. Ich möchte hier nicht weiter darauf eingehen, dass eine konzeptionelle Vorstellung von Stadt als *unternehmerische Stadt* im Debattenaufschlag fehlt. Stattdessen will ich

mich auf das dort gezeichnete Bild der *postindustriellen* Stadt konzentrieren. Zwar verwenden die Autor*innen diesen Begriff nicht explizit, doch ist der gesamte Text von der Vorstellung einer nachindustriellen Stadt geprägt. Industrieproduktion und Fabrikarbeiter*innen kommen darin nicht vor; Städte haben für Eckert, López und Schlitz Bedeutung als „Orte der Dienstleistungsarbeit“ (2023: 269). Damit schließen die Autor*innen an einen durchaus problematischen Trend an (vgl. kritisch Lindner/Ouma 2021). Dieser ist allerdings gerade in der Arbeitsforschung nicht neu. Wiederholt wurden hier die „postindustrielle Gesellschaft“, die Verdrängung von Industriearbeit durch „immaterielle Wissensarbeit“, das Ende der industriellen Massenproduktion und so weiter proklamiert – sowie im Anschluss sowohl historisch-faktisch als auch theoretisch als kurzschlüssige und vereinseitigende Verallgemeinerung widerlegt.

Einmal davon abgesehen, dass es auch in Deutschland weiterhin Städte mit wichtiger Industrieansiedlung gibt, ist eines der zentralen theoretischen Argumente dieser Widerlegungen die Raumdimension (Silver 2005; Lüthje 2004). Bezogen auf den Debattenaufschlag heißt das: Die soziale städtische (Re-)Produktion, die der Text ins Zentrum stellt, erfolgt mitnichten nur über die vor Ort ansässigen Dienstleistungen, Infrastrukturen und („privaten“) Sorgearbeiten – sondern selbstredend immer auch *industriell*. Jegliche städtische (Re-)Produktion würde ohne die in der Stadt verbauten und genutzten Industriegüter sofort zusammenbrechen: vom Beton für Straßen und Häuser über Großrechner für das Internet bis zu Consumer-Elektronik, Textilwaren und dergleichen.

Die eigentümliche Vorstellung, dass Produktion und Reproduktion städtisch *zusammenfallen*, prägt zwar einen Großteil der Stadtforschung, ignoriert aber weite Teile industrieller Arbeit als Herstellung und Hervorbringung der stofflichen Formen unseres Zusammenlebens – ebenso wie die Tatsache, dass ein Gutteil dieser Arbeit weltweit entlang einer globalisierten, industriell-kapitalistisch geformten Arbeitsteilung in sogenannten transnationalen Produktionsnetzwerken erfolgt. Hinzu kommen transnationale Care-Chains, also die Sicherstellung städtischer Pflegearbeit durch zirkuläre Migration (beispielsweise aus Osteuropa), oder die aus dem suburbanen und ländlichen Raum täglich in Städte einpendelnden Arbeiter*innen. Kurzum: Die Frage der sozialen städtischen (Re-)Produktion lässt sich raumtheoretisch nicht auf Stadt begrenzen, insbesondere nicht in einer Perspektive der Labour Geography. Ansonsten würde Stadt abgeschnitten von der globalen Arbeitsteilung, sie würde

„für sich“ betrachtet und so zu einem skalaren Container (vgl. u. a. Mayer 2013: 164; Peck 2012: 651).

In einer Perspektive der Labour Geography gilt es dagegen, Fiktionen von einer vermeintlich alten oder vergangenen Industriearbeiter*innenschaft zu widersprechen und die Frage der transnationalen Verknüpfungen theoretisch und politisch ernst zu nehmen. Dann entstehen jedoch noch ganz andere Fragen: Was bedeutet es beispielsweise, dass wichtige soziale Bewegungen der letzten Jahre (wie etwa die Gelbwestenproteste in Frankreich) ihren Ausgangspunkt gerade nicht in Großstädten, sondern in den (semi-)ländlichen Peripherien hatten? Inwiefern tangiert dies auch die subjektive Vorurteilsstruktur von (Groß-)Stadtbewohner*innen diesen vermeintlich peripheren Akteur*innen gegenüber? In Frankreich ist dies derzeit ein wichtiges Thema. Oder auch: Wie lassen sich theoretische Verbindungen herstellen zwischen den sozialen Massenprotesten gegen Korruption in Rumänien und Bulgarien und den prekären Arbeitsbedingungen der oft aus diesen Ländern stammenden migrantischen Pflegearbeiter*innen in Deutschland? Möglich wäre auch zu fragen, wie „dortige“ Corona- und (Non-)Care-Politiken mit „hiesigen“ zusammenhängen (vgl. hierzu Birke 2021).

Fazit: „Stadt“ ist nicht herauszulösen aus den globalen Vergesellschaftungszusammenhängen, dies gilt insbesondere in Bezug auf Arbeit und Arbeiter*innen. Längst existiert ein transnationaler Raum der (Lohn-)Arbeit (Hürtgen 2020), der Begriff der städtischen (Re-)Produktion gehört also globalisiert. Auch das ist eine Herausforderung, die kaum als konsensualer Erkenntnisfortschritt bewältigt werden wird, sondern als politische und wissenschaftliche Auseinandersetzung anzugehen ist.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Bemerkenswerterweise richtet Massey ihre Kritik dabei nicht nur gegen kapitalistische Logiken, vor allem die teleologische Süd-Nord-Entwicklungslogik, sondern auch gegen ein städtisches linkes Milieu, das beispielsweise die Wähler*innen von (damals noch) George W. Bush als rückständig und traditionell einordnete, um sich so nicht weiter mit ihnen befassen zu müssen.
- [2] Beispiele sind der „Arbeitskreis Internationalismus“ der Industriegewerkschaft (IG) Metall oder die Gruppe „Gegenwehr ohne Grenzen“ (GoG). Beide waren in den 1970er Jahren von gewerkschaftlichen Ausschlussverfahren betroffen. Zu nennen sind auch der 2004 auf Initiative der IG Bauen-Agrar-Umwelt gegründete „Europäische Verein für Wanderarbeiterfragen“ (der trotz zähem Ringen keine verstetigten Ressourcen

Labour Geography ist kritische Intervention

von den DGB-Gewerkschaften erhalten hat und deshalb heute als Verein fungiert), die Anlaufstellen für Menschen ohne Papiere bei ver.di, die im Zuge der Organizing-Debatte vor etwa zehn(!) Jahren entstandenen städtischen workers center, die anarchosyndikalistische Gewerkschaft „Freie Arbeiter*innen-Union“ (FAU), die Organisation „transnational information exchange“ (tie) oder Vernetzungen rund um den Frauenstreik am 8. März.

Autor_innen

Stefanie Hürtgen ist Wirtschaftsgeographin und Soziologin, ihre Forschungsschwerpunkte sind transnationale Arbeitsgeographien und der Zusammenhang von Arbeit, Ökologie und Selbstermächtigung.
Stefanie.Huertgen@plus.ac.at

Literatur

- Argyris, Chris / Schön, Donald A. (1978): Organizational learning: A theory of action perspective. Reading: Addison Wesley.
- Birke, Peter (2021): Die Fleischindustrie in der Corona-Krise. Eine Studie zu Migration, Arbeit und multipler Prekarität. In: Sozial.Geschichte Online 29, 41-88.
- Coe, Neil M. (2013): Geographies of production III: Making space for labour. In: Progress in Human Geography 37/2, 271-284.
- Cumbers, Andy / Nativel, Corinne / Routledge, Paul (2008): Labour agency and union positionalities in global production networks. In: Journal of Economic Geography 8/3, 369-387.
- Dörre, Klaus (2007): Die strategische Wahl der Gewerkschaften – Erneuerung durch Organizing? In: WSI-Mitteilungen 61/1, 3-10.
- Dück, Julia (2018): Feministische Klassenpolitiken in Kämpfen um soziale Reproduktion. Zu den Auseinandersetzungen an der Berliner Charité für mehr Personal im Krankenhaus. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 6/1, 129-140.
- Ecker, Yannick / López, Tatiana / Schlitz, Nicolas (2023): Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine tiefere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 11/1-2, 265-281.
- Esser, Josef (1982): Gewerkschaften in der Krise. Die Anpassung der deutschen Gewerkschaften an neue Weltmarktbedingungen. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Hälker, Juri / Vellay, Claudius (2006): Union renewal – Gewerkschaften in Veränderung: Düsseldorf: Hans-Böckler-Stiftung.
- Haubner, Tine (2019): Grauzonen der Sorge: Informalisierung von Pflegearbeit im Kontext des Pflegenotstands. In: Industrielle Beziehungen 26/4, 425-444.
- Hürtgen, Stefanie (2003): „Gestaltung des Anpassungsdrucks“, „Rückkehr zu bewährter Gewerkschaftspolitik“ oder „Kampf um soziale Transformation“? Gewerkschaftliche Positionen zur Globalisierung in Deutschland und Frankreich. In: PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft 33/1 (130), 7-29.
- Hürtgen, Stefanie (2018): Gewerkschaften. In: Bernd Belina / Anke Strüver / Matthias Naumann (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 246-252.
- Hürtgen, Stefanie (2020): Der transnationale soziale Raum der Lohnarbeit in feministischer Perspektive. Multi-skalare Kombinationen von Hegemonie und Despotie. In: Karina Becker / Kristina Binner / Fabienne Décieux (Hg.), Gespannte Arbeits- und Geschlechterverhältnisse im Marktkapitalismus. Wiesbaden: Springer, 13-34.
- Kühn, Timm (2022a): Arbeitsbedingungen in Krankenhäusern. Entlastung in weiter Ferne. In: taz-zeitung vom 26.7.2022. <https://taz.de/Arbeitsbedingungen-in-Krankenhaeusern/!5867227/> (letzter Zugriff am 20.2.2023).

Stefanie Hürtgen

- Kühn, Timm (2022b): Krankenhausbewegung. Beschäftigte unter Druck. In: tageszeitung vom 1.9.2022. <https://taz.de/Krankenhausbewegung/!5878565/> (letzter Zugriff am 20.2.2023).
- Labournet (2022): Berliner Bündnis Gesundheit statt Profite und die Krankenhausbewegung (Dossier), 8.2.2023. <https://www.labournet.de/branchen/dienstleistungen/gesund/gesund-allgemein/die-berliner-krankenhausbewegung-von-ver-di-gebraucht-beklatscht-aber-bestimmt-nicht-weiter-so/> (letzter Zugriff am 20.2.2023).
- Lindner, Peter / Ouma, Stefan (2021): Frankfurt als Ort post-industrieller Arbeitsverhältnisse. In: Johanna Betz / Svenja Keitzel / Jürgen Schardt / Sebastian Schipper / Sara Schmitt Pacifico / Felix Wiegand (Hg.), Frankfurt am Main - Eine Stadt für alle? Bielefeld: transcript, 35-43.
- Lüthje, Boy (2004): Kehrt der Fordismus zurück? Globale Produktionsnetze und Industriearbeit in der „New Economy“. In: Berliner Debatte-Initial 15/1, 62-73.
- Massey, Doreen (2004): For Space. London: Sage.
- Mayer, Margit (2013): Urbane soziale Bewegungen in der neoliberalisierenden Stadt. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 1/1, 155-168.
- Negt, Oskar / Morgenroth, Christine / Niemyer, Edzard (1990): Organisationsphantasie, Vernetzung, Projekte – Neue Elemente der Einheitsgewerkschaft. In: Gewerkschaftliche Monatshefte 41/7, 446-455.
- Peck, Jamie (2012): Austerity urbanism. In: City. Analysis of urban trends, culture 16/6, 626-655.
- Peck, Jamie (2018): Pluralizing labor geography. In: Gordon L. Clark / Maryann P. Feldman / Meric S. Gertler / Dariusz Wójcik (Hg.), The new Oxford handbook of economic geography. Oxford: Oxford University Press, 465-484.
- Reichardt, Jana / Gabrysch, Julian (2022): Wir brauchen wieder eine Orientierung an den Menschen. In: BDI aktuell 11/2022. URL: <https://www.bdi.de/themen-und-politik/nachrichten/meldung/wir-brauchen-wieder-eine-orientierung-an-den-menschen/> (letzter Zugriff am 20.2.2023).
- Roller, Katrin (2019): Interessenpolitische (Neu-)Orientierung an Care-Arbeit. In: Industrielle Beziehungen 26/4, 407-424.
- Schmid, Eberhard (1970): Die verhinderte Neuordnung 1942-1952. Frankfurt am Main: Europäische Verlagsanstalt.
- Silver, Beverly (2005): Forces of labor. Globalisierung und Arbeiterbewegungen seit 1870. Hamburg: Assoziation A.
- tagesschau.de (2022): Auflagen bei Energiepreislage. DGB kritisiert Dividendenverbot. In: tagesschau.de vom 29.12.2022. <https://www.tagesschau.de/wirtschaft/unternehmen/dgb-kritik-dividendenverbot-101.html> (letzter Zugriff am 20.2.2023).
- Urban, Hans-Jürgen (2009): Die Mosaik-Linke. Vom Aufbruch der Gewerkschaften zur Erneuerung der Bewegung. In: Blätter für deutsche und internationale Politik 54/5, 71-78.
- Velicu, Irina / Barca, Stefania (2020): The just transition and its work of inequality. In: Sustainability: Science, Practice and Policy 16/1, 263-273.
- Waterman, Peter (2014): The international labour movement in, against and beyond, the globalized and informatized cage of capitalism and bureaucracy. In: Interface 6/2, 35-58.

Digitalisierung, Raum und Konflikt

Kommentar zu Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz „Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine intensivere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung“

Moritz Altenried

Die Stadt ist jede Menge Arbeit. Viele relevante Perspektiven werden von den Autor*innen des Debattenaufschlags genannt, viele weitere sind denkbar. Die Stadt, ihre materielle Architektur und Infrastruktur, muss geplant, gebaut, gewartet und erneuert werden. Ihre Straßen sind Arbeitsprodukt und zugleich Produktionsstätte für Busfahrerinnen und Fahrradkuriere. Gebaute Umwelt und gelebte Räume wie Geschäfte, Fabriken, Krankenhäuser, Büros und Universitäten sind Orte, an denen unterschiedlichste Formen der Arbeit in lebendiger und verdinglichter Form aufeinandertreffen. Diese Orte sind fast immer auch Räume der sozialen Reproduktion. Die stadtgeographische Perspektive erlaubt intuitiv einen weiten Blick auf die Arbeit und ihre Reproduktion: Arbeiter*innen arbeiten nicht nur, sie müssen sich auch erholen, essen, schlafen und fortbilden. Mit Blick etwa auf urbane Infrastrukturen und die Kosten für Miete, Strom oder Lebensmittel und die direkte Verbindung zum Lohn wird dieser Zusammenhang auf einmal sehr plastisch (und politisch). Zugleich sehen wir in den Städten auch die vielschichtigen Transformationsprozesse der Arbeit, die dynamische Neuzusammensetzung von Klasse sowie die immerwährende Aushandlung dessen, was als Arbeit gilt und sichtbar ist – und was nicht. Arbeit und ihre politische Ökonomie, hier kann ich den Autor*innen des Debattenaufschlags also nur zustimmen, sollten ein zentrales Thema für die kritische Stadtforschung sein. Gleichzeitig ist die Vielfältigkeit möglicher Perspektiven überwältigend und es ist nicht ganz einfach (und

vielleicht auch nicht nötig), diese in eine Forschungsprogrammatisierung zu übersetzen.

In diesem Beitrag will ich mich deshalb einer spezifischen Thematik widmen und an dieser entlang Aspekte des Debattenaufschlags aufgreifen – und zwar hinsichtlich der Digitalisierung von Arbeit in einigen ihrer räumlichen Dimensionen. Am Beispiel digitaler Plattformarbeit in urbanen Kontexten werde ich knapp zu zeigen versuchen, wie neue Formen algorithmischen Managements die Kontrolle und Räumlichkeit von Arbeit rekonfigurieren. In Städten wie Berlin treffen diese Innovationen digitaler Arbeit auf immer mobilere und heterogenere Belegschaften. In diesen konfliktreichen Zusammenstößen, so die These, werden momentan auch zentrale Aspekte der Arbeit von morgen praktisch verhandelt. Diese Erkenntnis lädt abschließend dazu ein, weniger die Gestaltungsmacht des Kapitals oder aber die Agency von Arbeiter*innen für sich, sondern vielmehr ihre dynamische Konfliktivität als Triebkraft zu verstehen und als einen Ausgangspunkt für die kritische Analyse kapitalistischer (Raum-)Produktion zu nehmen.

1. Plattformen, Arbeit, Stadt

Einsteigen lässt sich dazu gut mit den Streiks beim Berliner Lieferdienst Gorillas, die schon von den Autor*innen des Debattenaufschlags aufgerufen werden. Die Konflikte in den Berliner Lagern des Lieferdienstes stehen stellvertretend für die umkämpften Interventionen digitaler Plattformen in den urbanen Raum im Kontext tiefgreifender Transformationsprozesse von Arbeit und politischer Ökonomie der Stadt. Gorillas und zahlreiche andere Plattformen verweisen auf die seit der Finanz- und Wirtschaftskrise exponentiell gestiegene Bedeutung digitaler Plattformen – sowohl für Arbeitsverhältnisse als auch für gelebte Räumlichkeit und materielle Architektur der Stadt. Diese Entwicklungen werden, oft unter dem Schlagwort „Plattform-Urbanismus“, inzwischen breit diskutiert (Barns 2019; Sadowski 2020; Altenried/Animento/Bojadžijev 2021; Strüver/Bauriedl 2022). Eine wichtige Komponente ist die Intervention digitaler Plattformen in Arbeitsverhältnisse.

Digitale Plattformen stehen hier für digital organisierte und hyperflexible Arbeitsverhältnisse, die auf die Auslagerung sozialer und unternehmerischer Risiken auf Arbeiter*innen und Umwelten abzielen. Die intensiven Streiks und Konflikte um diese Arbeitsverhältnisse beim Berliner Lieferdienst sind kein Einzelfall in der Plattform-Ökonomie,

sondern stehen im Kontext eines jahrelangen und mindestens europa-
weiten Zyklus an Auseinandersetzungen um diese Arbeitsverhältnisse: Er
begann mit den Streiks und Protesten beim Essenslieferdienst Deliveroo
in England 2015/2016 und multipliziert sich seitdem über verschiedene
Plattformen, Städte und Länder hinweg (Animento/Di Cesare/Sica 2017;
Bessa et al. 2022).

Digitale Plattformen und ihre Arbeitsverhältnisse haben in den letzten
Jahren auch große öffentliche und wissenschaftliche Aufmerksamkeit
erfahren. Diese Aufmerksamkeit – und das ist auch im Sinne der Debatte
zu Arbeiter*innengeographien zu betonen – begründet sich primär in den
hartnäckigen Protesten von Arbeiter*innen verschiedener Plattformen.
Nicht nur haben diese Proteste das Thema auf die öffentliche Agenda
gesetzt, sondern auch dafür gesorgt, dass das Modell der Plattformarbeit
politisch und ökonomisch immer mehr unter Druck gerät.

Aus meiner Perspektive ergibt sich die Bedeutung digitaler Plattformen
also nicht zuerst aus ihrer (kleinen bis mittleren, aber oft stark stei-
genden) quantitativen Relevanz in nationalen Arbeitsmärkten. Wichtig
erscheinen mir diese Plattformen primär als „Reallabore“, in denen von
Kapitalseite neue Kombinationen von digitalen Technologien und der
Flexibilisierung und Vervielfältigung von Arbeit ausprobiert werden.
Diese Entwicklungen mit Relevanz und Entsprechungen weit über die
Plattform-Ökonomie hinaus weisen zentrale räumliche Komponenten
auf, die große Bedeutung für die Welt der Arbeit in Gegenwart und Zukunft
haben. Die angesprochenen Streiks und Proteste, ebenso wie weniger
sichtbare Formen von alltäglichem Widerstand, zeigen wiederum, dass
diese Transformationen nicht einfach „von oben“ eingeführt werden,
sondern massiv umkämpft sind, und dass diese Kämpfe die Entwicklung
der Plattform-Ökonomie vorantreiben.

Die Plattform-Ökonomie erlaubt also eine Perspektive auf einige zen-
trale Transformationstendenzen der Arbeit im digitalen Kapitalismus
und zeigt gleichzeitig, wie diese Transformationstendenzen immer
als umkämpft zu verstehen sind. Diese Transformationen sind nicht
nur Teil einer Rekonfiguration des urbanen Raums (der sich durch die
Interventionen zahlreicher digitaler Plattformen verändert), sondern
haben auch in der Arbeit selbst eine zentrale räumliche Komponente,
indem digitale Technologien ihre räumliche Organisation und Kontrolle
verändern.

2. Algorithmisches Management: Kontrolle auf Distanz

Viele Elemente der Arbeit auf digitalen Plattformen sind auf den zweiten Blick gar nicht so neu, wie sie oft erscheinen. Mit Blick etwa auf früh-industrielle Heimarbeit oder Geschichte und Gegenwart der Tagelöhner lässt sich die heutige Gig Economy in eine lange Genealogie prekärer Arbeit einordnen. Eine Genealogie, die eng mit den Geschichten migrantischer und feminisierter Arbeit korrespondiert. Stücklöhne, Arbeit auf Abruf sowie das Abschieben der Kosten für Produktionsmittel auf Arbeiter*innen – all diese Elemente sind mindestens so alt wie der Kapitalismus selbst (Altenried/Wallis 2018). Im Falle digitaler Plattformen treffen diese jahrhundertealten Formen prekärer Arbeit allerdings auf digitale Technologien, die die Organisation und Kontrolle von Arbeit auf ein neues Niveau an Effizienz und Skalierbarkeit heben und in weiten Teilen automatisieren. In dieser Kombination aus hyperflexibler Arbeit und algorithmischem Management findet sich das genuine Charakteristikum der Plattformarbeit.

Die Arbeit von Uber-Fahrer*innen oder Helpling-Putzkräften wird, ebenso wie die Tätigkeiten von Millionen von Arbeiter*innen anderer Plattformen, oft zu großen Teilen automatisch über eine App organisiert. Integrative Systeme algorithmischen Managements (Lee et al. 2015; Beverungen 2017) versprechen die Organisation und Kontrolle der Plattformarbeiter*innen mit niedrigem Personalaufwand in Management und Büros der Plattformunternehmen. Komplexe Algorithmen verteilen die Aufträge etwa an Deliveroo-Kurier*innen oder Uber-Fahrer*innen und versuchen, diese mittels Anreizsystemen in Zonen mit hoher Nachfrage zu locken. Gleichzeitig dient die App zur Schichtplanung und kleinteiligen, automatisierten Organisation jeder einzelnen Lieferung oder Taxifahrt. Dabei werden verschiedenste Daten wie Fehlzeiten, Verspätungen, Geschwindigkeit, Routen, abgelehnte Aufträge und Bewertungen der Kundschaft gesammelt und genutzt, um sowohl die Algorithmen zu optimieren als auch die Arbeit der einzelnen Arbeitenden umfassend zu vermessen, zu optimieren und gegebenenfalls zu sanktionieren.

Diese Formen algorithmischen Managements erlauben die einfache und fast vollautomatische Organisation räumlich verteilter Arbeit*innen auf kostengünstige und effiziente Weise. Digitale Technologien ermöglichen also die präzise Organisation, Kontrolle und Vermessung der Arbeit – etwa der im Stadtraum verteilten Taxifahrer*innen oder

Paketlieferant*innen – in einer Form, wie sie vorher nur in der disziplinären Architektur der Fabrik denkbar war (Altenried 2022). Diese Modi der digitalen Organisation und Kontrolle auf Distanz erlauben eine neue Effizienz in der Nutzung von Arbeitskraft und erschließen somit auch die Stadt als Produktionsraum anders und neu.

3. Die Vervielfältigung der Arbeit

Die für Plattformen, aber auch für viele andere Bereiche digitaler Arbeit zunehmend charakteristische Kombination aus flexiblen Vertragsverhältnissen und digitaler Organisation und Kontrolle hat auch Auswirkungen auf die (Neu-)Zusammensetzung der Arbeit. Plattformen wie Gorillas rekrutieren in Berlin und vielen anderen Städten eine fast vollständig migrantische Belegschaft, und das ist kein simpler Zufall (Altenried 2021). Mehrsprachige Apps, einfache Bewerbungsprozesse und wenig formale Anforderungen machen digitale Plattformen attraktiv für migrantische Arbeitskräfte, deren Alternativen auf stratifizierten Arbeitsmärkten gering sind. Aus der Perspektive von Gorillas, Uber und Co. wiederum sind es die beschriebenen Charakteristika der Plattformarbeit, die den Zugriff auf diese Arbeitskräfte effizient möglich machen: Digitale Technologien lassen die Aufnahme von Arbeit beinahe ohne Training, Vorkenntnisse oder sprachliche Voraussetzungen zu und erlauben gleichzeitig die granulare und kostengünstige Kontrolle der im Raum verteilten Arbeitenden. Flexible Vertragsverhältnisse wie Soloselbstständigkeit erlauben dazu eine einfache Skalierbarkeit der Belegschaft je nach Auftragslage und Anforderungen. Eine hohe Fluktuation der Arbeitenden ist unter diesen Voraussetzungen kein Problem für digitale Plattformen, sondern vielmehr Teil ihrer Kalkulation. Ein Uber-Fahrer zum Beispiel ist immer nur während der gebuchten Fahrten ein Kostenfaktor für die Plattform, während seiner Wartezeiten wiederum wird er quasi für Minuten oder Stunden Teil der von Karl Marx beschriebenen „industriellen Reservearmee“, deren Grenzen unter den beschriebenen Bedingungen immer flexibler, fluider und temporaler werden (Marx 1962).

Wir sehen hier eine neue Konfiguration von Arbeit: automatisch organisiert und digital kontrolliert sowie gleichzeitig hoch flexibel, skalierbar und kontingent. Zentrale Auswirkungen dieser Tendenz lassen sich analytisch mit einem Begriff von Sandro Mezzadra und Brett Neilson fassen: „Vervielfältigung der Arbeit“. Der Begriff spielt mit dem klassischen Konzept der Arbeitsteilung (z. B. international oder gesellschaftlich) und

will diesen ergänzen (im Englischen gelingt dieses Spiel vielleicht besser: *division* bzw. *multiplication of labor*). Die Vervielfältigung der Arbeit ist bei Mezzadra und Neilson Teil einer umfassenden Analyse gegenwärtiger Transformationsverhältnisse aus der Perspektive der Grenze bzw. Migration in ihrem Buch *Border as method, or, the multiplication of labor* (2013) und zielt nicht zuletzt auf eine Verkomplizierung einfacher Vorstellungen einer (räumlichen) Verteilung der Arbeit.

Ich halte es ebenfalls für enorm produktiv, die Idee der Vervielfältigung der Arbeit zu nutzen, um Effekte digitaler Technologien auf die Arbeit zu konzeptualisieren. Plattformarbeit illustriert diese in konzentrierter Form: eine zeiträumliche Intensivierung von Arbeitsprozessen durch enge Kontrolle und flexiblen Zugang, eine Heterogenisierung der Belegschaften, die zahlreiche demographische Gruppen und Lebensumstände einschließen können, und eine Flexibilisierung von Vertragsverhältnissen, die Arbeiter*innen oft in einer Mischung aus Soloselbstständigkeit, befristeten Verträgen und verschiedenen gelagerten Teilzeitbeschäftigungen in den Produktionsprozess integrieren.

Es ist exakt die präzise digitale Erfassung der Arbeit, die ihre Flexibilisierung erlaubt. Dies korrespondiert mit der Multiplikation der Arbeit im wörtlichen Sinne (Zweit- und Drittjobs), schwankenden Grenzen zwischen Arbeit und Leben und der zunehmenden Mobilität der Arbeit sowie neuen, sich überlappenden Produktionsgeographien. In der gesamten Arbeitswelt des digitalen Kapitalismus finden sich viele Beispiele, in denen die neuen Möglichkeiten, Arbeit digital zu organisieren, zu kontrollieren und zu messen, ebenfalls neue Konfigurationen und Geographien von Arbeit und Mobilität hervorbringen.

Wenn wir über die Vervielfältigung von Arbeit als Nexus von digitaler Technologie, flexiblen Vertragsformen und der Mobilität von Arbeit selbst nachdenken, wird deutlich, wie dies wichtige Entwicklungen auch über Plattformarbeit hinaus sind. Wir können an weitere Beispiele wie ein Amazon-Verteilzentrum denken, wo ein hochgradig standardisierter, digital organisierter Arbeitsprozess die flexible Einbeziehung von Kurzzeit- und Saisonarbeiter*innen ermöglicht, um die Belegschaften entsprechend der schwankenden Nachfrage, zum Beispiel in der Weihnachtszeit, zu skalieren. In diesem Sinne lässt sich argumentieren, dass Plattformen die paradigmatischen „digitalen Fabriken“ der Gegenwart sind, in denen sich Transformationstendenzen, die gerade die Welt der Arbeit umfassend verändern, exemplarisch zeigen (Altenried 2022).

4. Vom Konflikt ausgehen

Die jüngere Geschichte der Plattform-Ökonomie ist geprägt von Arbeitskämpfen. Die Auseinandersetzungen beim Lieferdienst Gorillas zeigen einige dieser Elemente exemplarisch. Mit Risikokapital ausgestattete Plattformen, die experimentell und disruptiv vorgehen, treffen auf zumeist migrantische Belegschaften, denen unter schwierigen Bedingungen immer wieder spektakuläre Mobilisierungen gelingen (Orth 2022). Im Kontext von Vereinzelung und räumlicher Zerstreuung spielen digitale Medien eine zentrale Rolle in diesen Protesten, und neue Formen der Organisierung entstehen. Sie sind oft spontan und radikal, aber ebenso oft temporär und instabil. In den Auseinandersetzungen spiegelt sich die Flexibilisierung und Mobilisierung der Arbeit und es zeigt sich, wie eng diese mit Reproduktionsverhältnissen verbunden sind. Um ein Beispiel zu nennen: Ein Mietvertrag mit Anmeldung bei der Meldebehörde ist zentrales Ziel vieler Plattformarbeiter*innen in Berlin, vorausgesetzt wird dafür allerdings zumeist ein regulärer Arbeitsvertrag – und oft auch vice versa. Wie im Debattenaufschlag beschrieben, bilden sich in diesen Auseinandersetzungen neue Allianzen und Konstellationen, die sowohl Herausforderung als auch Chance für etablierte Gewerkschaften sind.

Insgesamt ist es den Streiks und Arbeitskämpfen in der Plattform-Ökonomie in den letzten Jahren international gelungen, das „Reallabor“ zu politisieren und die Plattformen zumindest teilweise in die Defensive zu drängen. Zahlreiche Gerichtsprozesse und Gesetzesinitiativen (prominent zuletzt die Plattform-Direktive der Europäischen Kommission) zwingen die Plattformen zu Anpassungen ihres Arbeitsmodells. Gleichzeitig ist die Plattformarbeit geprägt von alltäglichen Auseinandersetzungen im Arbeitsprozess. Arbeiter*innen nutzen alle möglichen Tricks, versuchen die Algorithmen zu manipulieren und entwickeln individuelle und kollektive Strategien, um die Arbeit für sie lohnend zu machen. Diese alltäglichen Widerstandsformen werden von Plattformen mit neuen Technologien und Strategien beantwortet. Entlang dieses generalisierten Konflikts entwickelt sich die Plattformarbeit stetig weiter. Mit Blick sowohl auf die alltäglichen Auseinandersetzungen als auch die größeren politischen Entwicklungen im Bereich der Plattformarbeit zeigt sich die „produktive“ Dimension des Konflikts: Es sind die Auseinandersetzungen zwischen Kapital und Arbeit, die Strategien und Gegenstrategien, die die Entwicklung dynamisch vorantreiben. In der analytischen Fokussierung auf solche Konflikte und ihre Bedeutung für kapitalistische

Entwicklung und Raumproduktionen könnte ein produktiver Beitrag von Arbeiter*innengeographien liegen.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Moritz Altenried ist Kultur- und Sozialwissenschaftler. Seine Schwerpunkte reichen von Arbeit und politischer Ökonomie über Migration und Mobilität zu digitalen Technologien und Infrastrukturen.
moritz.altenried@hu-berlin.de

Literatur

- Altenried, Moritz (2021): Mobile workers, contingent labour: Migration, the gig economy and the multiplication of labour. In: *Environment and Planning A: Economy and Space*. Online first: <https://journals.sagepub.com/doi/full/10.1177/0308518X211054846> (letzter Zugriff am 9.3.2023).
- Altenried, Moritz (2022): *The digital factory: The human labor of automation*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Altenried, Moritz / Animento, Stefania / Bojadžijev, Manuela (2021): Plattform-Urbanismus: Arbeit, Migration und die Transformation des urbanen Raums. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9/1-2, 73-91.
- Altenried, Moritz / Wallis, Mira (2018): Zurück in die Zukunft: Digitale Heimarbeit. In: *Ökologisches Wirtschaften* 4, 24-26.
- Animento, Stefania / Di Cesare, Giorgio / Sica, Cristian (2017): Total eclipse of work? Neue Protestformen in der gig economy am Beispiel des Foodora Streiks in Turin. In: *PROKLA. Zeitschrift für kritische Sozialwissenschaft* 47/2, 271-290.
- Barns, Sarah (2019): *Platform urbanism: Negotiating platform ecosystems in connected cities*. Singapur: Palgrave Macmillan.
- Bessa, Ioulia / Joyce, Simon / Neumann, Dennis / Stuart, Mark / Trappmann, Vera / Umney, Charles (2022): A global analysis of worker protest in digital labour platforms. Genf: International Labour Organization.
- Beverungen, Armin (2017): Algorithmisches Management. In: Timon Beyes / Jörg Metelmann / Claus Pias (Hg.), *Nach der Revolution. Ein Brevier digitaler Kulturen*. Hamburg: Tempus, 52-63.
- Ecker, Yannick / López, Tatiana / Schlitz, Nicolas (2023): Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine tiefere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 11/1-2, 265-281.
- Lee, Min Kyung / Kusbit, Daniel / Metsky, Evan / Dabbish, Laura (2015): Working with machines: The impact of algorithmic and data-driven management on human workers. In: *Proceedings of the 33rd annual ACM conference on human factors in computing systems*, 1603-1612.
- Marx, Karl (1962): *Das Kapital*, Band 1. Berlin: Dietz.
- Mezzadra, Sandro / Neilson, Brett (2013): *Border as method, or, the multiplication of labor*. Durham/London: Duke University Press.
- Orth, Barbara (2022): Riders united will never be divided? Platformization of urban life. In: Anke Strüver / Sybille Bauriedl (Hg.), *Platformization of urban life: Towards a technocapitalist transformation of European cities*. Bielefeld: transcript, 185-204.
- Sadowski, Jathan (2020): Cyberspace and cityscapes: On the emergence of platform urbanism. In: *Urban Geography* 41/3, 448-452.
- Strüver, Anke / Bauriedl, Sybille (Hg.) (2022): *Platformization of urban life: Towards a technocapitalist transformation of European cities*. Bielefeld: transcript.

Labour Geographies im Dialog mit kritischer Stadtforschung

Kommentar zu Yannick Ecker, Tatiana López
 und Nicolas Schlitz „Wichtiger denn je!
 Ein Plädoyer für eine intensivere
 Auseinandersetzung mit Arbeit in der
 kritischen Stadtforschung“

Karin Schwiter

Veränderungen von Arbeitsorten, Arbeitsinhalten, Arbeitsweisen und der sozialen Reproduktion von Arbeitskräften bildeten schon immer zentrale Interessen der Stadtforschung. Yannick Ecker, Tatiana López und Nicolas Schlitz (2023) schlagen vor, die kritische Stadtgeographie noch enger mit Ansätzen der Labour Geographies zusammenzuführen und in Dialog zu bringen. Sie plädieren dabei für eine verstärkt Herod'sche Perspektive auf Arbeit in der kritischen Stadtgeographie. Im Gegensatz zu polit-ökonomisch orientierten Analysen der *geographies of labour*, die sich primär dafür interessieren wie Kapital und staatliches Handeln Arbeit strukturieren, rücken die Labour Geographies nach Andrew Herod (1997) das Handeln der Arbeiter_innen ins Zentrum ihrer Aufmerksamkeit. Diese Arbeiter_innengeographien, so die deutsche Bezeichnung von Ecker/López/Schlitz (2023), heben Arbeitende als treibende Kräfte der Produktion und Transformation (städtischer) Räume sowie (stadt- und) gesellschaftspolitischer Kämpfe hervor.

Das Plädoyer von Ecker/López/Schlitz (2023) zeigt überzeugend und inspirierend vielfältige Fragen, neue Blickwinkel und zusätzliche Erkenntnisse auf, die eine kritische Stadtforschung durch den expliziteren Einbezug einer Labour-Geographies-Perspektive gewinnen kann. Ein solcher Dialog zwischen Subdisziplinen ist dann besonders wertvoll, wenn er beiden Seiten neue Denkanstöße liefern kann. Deshalb möchte

ich aufbauend auf den Überlegungen von Ecker/López/Schlitz (2023) und ergänzend zu deren Debattenbeitrag reflektieren, was die Labour Geographies in umgekehrter Richtung von einem vertieften Dialog mit der kritischen Stadtforschung gewinnen können.

Dabei vertiefe ich Eckers, López' und Schlitz' Forderung nach einem erweiterten Blick auf Arbeitskräfte, der über deren Handlungen in Arbeitskontexten hinausgeht. Ich argumentiere, dass Eckers, López' und Schlitz' Diagnose einer zunehmenden Verschränkung von arbeits- und stadtpolitischen Protesten auch den Blick der Labour Geographies für Proteste jenseits von Arbeitskämpfen im engsten Sinne und für sich verändernde urbane Raumaneignungen als Ermöglichungsräume für Mobilisierungen schärfen kann. Der Schweizer Frauen*Streik dient mir als Beispiel einer solchen Verschränkung. Er illustriert, wie stadt- und arbeitspolitische sowie feministische Mobilisierungen miteinander verschmelzen und darin Arbeitskämpfe ausgetragen werden.

1. Arbeiter_innen ganzheitlich als Menschen betrachten

Herods Forderung, die Handlungen von Arbeiter_innen ins Zentrum zu stellen, hat der Forschung zu Arbeit wertvolle neue Perspektiven eröffnet (Peck 2018). Sie löste eine intensive und andauernde Debatte darüber aus, wie die Agency von Arbeiter_innen theoretisch konzeptualisiert und praktisch wirkmächtig werden kann (Strauss 2018). Insbesondere feministische Geograph_innen üben dabei immer wieder auch Kritik an einem vergleichsweise engen Blick von Teilen der Labour Geographies auf das Handeln von Arbeitenden in deren Arbeitskontexten. Sie problematisieren die konzeptionelle Trennung zwischen sogenannten produktiven und sogenannten reproduktiven Tätigkeiten und zeigen auf, inwiefern diese immer schon miteinander verschränkt waren (Schilliger 2022). Zudem fordern sie Perspektiven auf Arbeit, die nicht vor den Fabrikturen und Bürotüren halt machen, sondern Arbeiter_innen ganzheitlich als Menschen verstehen, die in vielfältige Netzwerke, Abhängigkeiten und Verantwortlichkeiten eingebunden sind, die weit über den Kontext von Lohnarbeit hinausgehen (Fraeser/Schuster/Vogelpohl 2021). Die Forderung nach einem breiteren Verständnis von Arbeiter_innen und ihrem Handeln ist in den Labour Geographies verbreitet (Castree 2007; Coe/Jordhus-Lier 2011; Buckley 2018; Raj-Reichert 2022). In einem Rückblick auf die „missing links in Labour Geographies“ resümiert Herod (2016: 24) selbst: „aspects of workers' lives other than their worklife tend to have

been neglected. Thus, how do workers, as workers, shape not only the spaces within which they work [...] but, also, the non-work spaces which facilitate their own self-reproduction?”

Genau an diesem Punkt scheinen mir die Perspektiven der kritischen Stadtgeographie für die Labour Geographies besonders fruchtbar zu sein. Wie auch Ecker/López/Schlitz (2023) hervorheben, müssen für ein Verständnis von Prekarisierungs- und Organisationsprozessen stets die Lebenszusammenhänge der beteiligten Personen in den Blick genommen werden. So bestimmen unter anderem prekäre Wohnsituationen und stadträumliche Verdrängungs- oder auch Vernetzungs- und Mobilisierungsprozesse das Handlungsvermögen von Menschen in Bezug auf die Bedingungen ihrer Lohnarbeit mit.

2. Die Stadt als Ermöglichungsraum für Mobilisierungen von Arbeiter_innen

Ein bedeutsamer Treiber für aktuelle Veränderungen ist hierbei die Digitalisierung. Mit der Verbreitung digitaler Technologien steigt der Anteil an Arbeiter_innen, deren Alltag nicht mehr durch eine regelmässige Kopräsenz mit denselben Arbeitskolleg_innen am selben Arbeitsort geprägt ist. Selbstverständlich war diese Kopräsenz nie für alle Arbeitenden Realität (Islam 2022). Was beispielsweise für Care-Arbeiter_innen in Privathaushalten schon immer der Fall war (Nakano Glenn 2010), trifft nun jedoch auch auf eine wachsende Zahl von Crowdarbeitenden (Wallis 2021) sowie auf viele weitere Arbeitende im Dienstleistungssektor zu (Richardson 2022).

In den Labour Geographies wird diese Vereinzelung primär als eine zusätzliche Herausforderung für die Organisation diskutiert (u. a. Tassinari/Maccarrone 2020). Aus der Perspektive der Stadtforschung gerät die Bedeutung öffentlicher urbaner Räume als Interaktionsorten von Arbeiter_innen verstärkt in den Blick. Parkbänke und Straßencafés sind die neuen Arbeitsplätze der Laptop-Nomad_innen. *Ghost kitchens* und *dark stores* fungieren als Treffpunkte wartender Lieferdienstfahrer_innen (Ecker/Strüver 2023). Und nach einem Tag im Homeoffice steigt bei vielen Arbeitenden das Bedürfnis, die eigene Wohnung zu verlassen. Das durch diese neuen Arbeits- und Erholungspraktiken veränderte Erleben der Stadt kann einerseits dazu beitragen, dass Arbeiter_innen vermehrt stadtpolitische Veränderungen einfordern. Andererseits bietet es neue

Möglichkeiten für Interaktionen und Mobilisierungen jenseits der Fabrik oder des Büros (ebd.).

Ein gutes Beispiel hierfür ist Sarah Schilligers (2022) Analyse des „Aufstands aus der Küche“, in dem Aktivist_innen während der Coronapandemie angesichts geschlossener Kitas die Unvereinbarkeit ihrer Erwerbsarbeit im Homeoffice mit gleichzeitiger Kinderbetreuung anprangerten. Sie forderten eine „caring city“, also eine „Ausgestaltung städtischer Räume, Politiken und Institutionen, die sich sorgen“ und damit sowohl Care- als auch Erwerbsarbeit ermöglichen (ebd.: 175). Der öffentliche Stadtraum ist dabei gleichzeitig ein Ermöglichungsraum für Mobilisierungen und wird selbst transformiert. So beispielweise, wenn auf Kinderspielplätzen aufgrund nicht verfügbarer öffentlich finanzierten Infrastrukturen selbstorganisierte Kinderbetreuungsgruppen entstehen oder wenn eine Suppenküche auf einem öffentlichen Platz Mahlzeiten ausgibt. Neben solcher Ad-hoc-„Infrastruktur von unten“ (ebd.: 176), die Arbeiter_innen erst ermöglicht, ihrer Lohnarbeit nachzugehen, dienen auch symbolische Raumanneignungen, etwa in Form von Aufklebern an Laternenpfählen und Buswartehäuschen, als Visualisierungen von Protest (Awcock 2021). So unterstützten Balkonfahnen und -plakate mit dem Slogan „Klatschen reicht nicht“ im Nachgang der Pandemie die Forderungen von Pflegearbeiter_innen nach besseren Arbeitsbedingungen.

3. Verschränkung von Stadt- und Arbeitsprotesten

All diese Beispiele sollen den Mehrwert verdeutlichen, den ein vertiefter Dialog zwischen Labour Geographies und kritischer Stadtforschung aus meiner Sicht generieren kann: Er macht die enge Verzahnung von Forderungen nach verbesserten Arbeitsbedingungen in der Lohnarbeit mit Forderungen nach Verbesserungen der städtischen Infrastruktur sichtbar. Ecker/López/Schlitz (2023) argumentieren, dass sich diese Allianzbildungen zwischen stadtpolitischen Kämpfen und Arbeitskämpfen verstärken. Mir scheint dies nicht zuletzt am Beispiel jüngster feministischer Streiks deutlich zu werden.

In der Schweiz – einem Land mit knapp 9 Millionen Einwohnenden – gingen beim Frauen*streik vom 14. Juni 2019 eine halbe Million Menschen in Schweizer Städten auf die Straße. Es handelte sich damit um den größten Streik in der jüngeren schweizerischen Geschichte nach dem Landesstreik von 1918 (SRF 2019). Zu den Hauptforderungen

der Streikenden zählten die Lohngleichheit und die Vereinbarkeit von Familie und Beruf (ebd.). Besonders bedeutsam scheint mir hierbei die gelungene Bildung einer Allianz zwischen Müttern auf der einen Seite sowie Kita-Mitarbeiterinnen und Kindergartenlehrerinnen auf der anderen Seite. So vereinte beispielsweise die Berner Kinderwagendemo – bei der als Teil des Frauen*streiks über 5.000 Frauen mit Kinderwägen durch die Berner Altstadt zogen – die Forderung nach öffentlich finanzierter Kinderbetreuung mit der Forderung nach höheren Löhnen für Kita-Mitarbeitende (EKdM 2020). Die Demo forderte folglich als Stadtprotest bessere städtische Infrastrukturen und als Arbeitsprotest bessere Bedingungen in den feminisierten Care-Berufen.

Der Streik hat in vielen Politikfeldern Reformen angestoßen oder beschleunigt. Im Bereich der Kinderbetreuung rief beispielsweise die Stadt Zürich einen „Kita-Dialog“ mit Gewerkschaften und Kitabetreibenden ins Leben. Als Folge dieses Dialogs beschloss sie, höhere Subventionen für Kitaplätze mit Lohnerhöhungen für Kitamitarbeitende zu verknüpfen (Stadt Zürich 2022).

4. Fazit: Perspektiven für die Labour Geographies

Bereits 2011 diagnostizieren Neil Coe und David Jordhus-Lier: „If there is one thing that the embryonic fourth stage of labour geography has revealed, it is the porous boundaries between unionism and community politics, between struggles *in* and *beyond* the workplace.” (ebd.: 24; Hervorhebung im Original). Wie viele andere Stimmen in den Labour Geographies plädiert auch Michelle Buckley (2018) dafür, die Einschränkungen einer engen Perspektive auf Arbeit zu überwinden und den Verschränkungen „between different livelihood and survival struggles in cities” mehr Beachtung zu schenken. Insofern kann ein engerer Dialog mit der kritischen Stadtforschung Proteste jenseits von Fabriktoren und Bürogebäuden in den Blick bringen. Sie standen bisher weniger im Fokus der Labour Geographies, können jedoch treibende Kräfte für Veränderungen von Arbeitsverhältnissen sein. Beide Subdisziplinen vereint das Ziel, die Ermöglichungsbedingungen solcher Allianzen, Koalitionen oder Bündnisse besser zu verstehen (Lier 2007; Mayer 2013; Vollmer 2013). Aus Sicht der Labour Geographies rückt der Dialog Bewegungen in den Blick, in denen Arbeitskämpfe nicht zwingend an vorderster Front stehen und die auch nicht ausschließlich von

betroffenen Arbeitskräften getragen werden, in denen sich aber breitere Allianzen von Arbeiter_innen und urbane Bewegungen solidarisieren.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Karin Schwiter ist Wirtschaftsgeographin. Sie forscht mit feministischen Methodologien zu Arbeit und Geschlecht, aktuell zur Plattformisierung von Care-Arbeit. karin.schwiter@geo.uzh.ch

Literatur

- Awcock, Hannah (2021): Stickin' it to the man: The geographies of protest stickers. In: *Area* 53/3, 522-530.
- Buckley, Michelle (2018): Labour and the city: Some notes across theory and research. In: *Geography Compass* 12/10, 1-13.
- Castree, Noel (2007): Labour geography: A work in progress. In: *International Journal of Urban and Regional Research* 31/4, 853-862.
- Coe, Neil / Jordhus-Lier, David (2011): Constrained agency? Re-evaluating the geographies of labour. In: *Progress in Human Geography* 5/2, 211-233.
- Ecker, Yannick / López, Tatiana / Schlitz, Nicolas (2023). Wichtiger denn je! Ein Plädoyer für eine tiefere Auseinandersetzung mit Arbeit in der kritischen Stadtforschung. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 11/1-2, 265-281.
- Ecker, Yannick / Strüver, Anke (2023): Kommodifizierung, Fragmentierung, Auslagerung. Restrukturierung städtischer Räume und Arbeit in technologischen Experimenten mit Hausarbeit. In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 11/1-2, 17-45.
- EKdM – Eidgenössische Kommission dini Mueter (2020): Mütter und Betreuerinnen vereinigt euch. In: *Widerspruch* 74, 57-63.
- Fraeser, Nina / Schuster, Nina / Vogelpohl, Anne (2021): Feministische Geographien der Arbeit – Zusammenhänge von Prekarisierung, Gentrifizierung und Globalisierung. In: *Autor_innenkollektiv Geographie und Geschlecht* (Hg.), *Handbuch feministische Geographien: Arbeitsweisen und Konzepte*. Opladen: Barbara Budrich, 120-144.
- Herod, Andrew (1997): From a geography of labor to a labor geography: Labor's spatial fix and the geography of capitalism. In: *Antipode* 29/1, 1-31.
- Herod, Andrew (2016): Labour geography: Where have we been? Where should we go? In: *Ann Cecile Bergene / Sylvi Endresen / Hege Merete Knutsen* (Hg.), *Missing links in labour geography*. New York: Routledge, 15-28.
- Islam, Asiya (2022): Work-from/at/for-home: CoVID-19 and the future of work – A critical review. In: *Geoforum* 128/1, 33-36.
- Lier, David C. (2007): Places of work, scales of organising: A review of labour geography. In: *Geography Compass* 1/4, 814-833.
- Mayer, Margrit (2013): Was können urbane Bewegungen, was kann die Bewegungsforschung bewirken? In: *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 1/1, 193-204.
- Nakano Glenn, Evelyn (2010): *Forced to care. Coercion and caregiving in America*. Harvard: Harvard University Press.
- Peck, Jamie (2018): Pluralizing labour geography. In: *Gordon Clark / Maryann Feldman / Maric Gertler / Darius Wojcik* (Hg.), *The New Oxford handbook of economic geography*. Oxford: Oxford University Press, 465-484.
- Raj-Reichert, Gale (2022): Labour geography I: Labour agency, informal work, global south perspectives and ontology of futures. In: *Progress in Human Geography*. 47/1, 1-7.

Labour Geographies im Dialog mit kritischer Stadtforschung

- Richardson, Lizzie (2022): Digital work: Where is the urban workplace and why does it matter? In: *Geography* 107/2, 79-84.
- Schilliger, Sarah (2022): Städtische Care-Infrastrukturen zwischen Küche, Kinderspielplatz und Kita. In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 171-183.
- SRF – Schweizer Radio und Fernsehen (2019): Frauenstreik 2019: Werden Forderungen umgesetzt? Tagesschau vom 15.6.2019. <https://www.srf.ch/play/tv/tagesschau/video/frauenstreik-2019-werden-forderungen-umgesetzt?> (letzter Zugriff am 18.1.2023).
- Stadt Zürich (2022): Stadt, Kitas und Gewerkschaft verständigen sich auf Paket für vorschulische Kinderbetreuung in der Stadt Zürich. Medienmitteilung vom 5.10.2022. https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/ueber_das_department/medien/medienmitteilungen_aktuell/2022/oktober/220510b.html (letzter Zugriff am 29.1.2023).
- Strauss, Kendra (2018): Labour geography II: Being, knowledge and agency. In: *Progress in Human Geography* 44/1, 150-159.
- Tassinari, Arianna / Maccarrone, Vincenzo (2020): Riders on the storm: Workplace solidarity among gig economy couriers in Italy and the UK. In: *Work, Employment and Society* 34/1, 35-54.
- Vollmer, Lisa (2013). Zwischen Partikularismus und Universalismus. Wie bilden sich Koalitionen? In: *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 10/2-3, 189-192.
- Wallis, Mira (2021): Digitale Arbeit und soziale Reproduktion: Crowdwork in Deutschland und Rumänien. In: Moritz Altenried / Julia Dück / Mira Wallis (Hg.), *Plattformkapitalismus und die Krise der sozialen Reproduktion*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 228-251.

Kritische Geographie in Schwierigkeiten?

Reflexionen im Anschluss an Benedikt Korfs „Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie“

Matthias Naumann

Die Kritische Geographie steckt in Schwierigkeiten. Das ist allerdings nichts Neues: Die Ansprüche kritischer geographischer Forschung und Lehre, gesellschaftliche Verhältnisse nicht nur zu verstehen, sondern auch zu deren Veränderung beizutragen, machtsensibel in der eigenen Praxis zu agieren und dabei internationalen Exzellenzstandards genügen zu müssen, werfen zwangsläufig Fragen, Widersprüche und Schwierigkeiten auf. Für die einen mag die Kritische Geographie daher „zu theoretisch“ und „abgehoben“, für die anderen „zu politisch“, „zu aktivistisch“ oder eben auch „zu unkritisch“ sein. So wird um das, was an Kritischer Geographie denn nun „kritisch“ sei, kontinuierlich gerungen (siehe beispielhaft für die kritische Stadtforschung Roskamm/Vollmer 2022 und die anschließende Debatte in dieser Zeitschrift oder für die geographische Entwicklungsforschung Schlottmann 2018). Und auch wenn in der Kritischen Geographie ein Konsens dahingehend besteht, dass die derzeitigen gesellschaftlichen Verhältnisse überwunden werden müssen, so hört dieser spätestens bei der Frage, wie dies erfolgen solle, auch wieder auf.

Angesichts aktueller sozialer Auseinandersetzungen, etwa entlang des russischen Angriffskriegs gegen die Ukraine oder der Krise der Energieversorgung, aber auch angesichts der zunehmenden Fragmentierung und Marginalisierung der Linken, stellen sich die Fragen nach herrschaftskritischer Wissenschaft und ganz allgemein nach dem „What’s left?“ (Amin/Thrift 2005) in neuer Dringlichkeit. Vor diesem Hintergrund kommt Benedikt Korfs (2022) Anregung zur Schaffung eines „Raums für Nachdenklichkeit“ (ebd.: 22), um die Kritische Geographie

(und damit auch die kritische Stadtforschung), deren Begriffe von Kritik und deren konzeptionelle Grundlagen zu hinterfragen, genau zur richtigen Zeit. Sein Buch bietet eine Gelegenheit zu reflektieren, worin die aktuellen Schwierigkeiten der Kritischen Geographie bestehen und was mögliche Auswege daraus wären.

Im Folgenden diskutiere ich Schwierigkeiten der Kritischen Geographie, die gleich auf mehreren Ebenen bestehen: Erstens stellt sich die Frage, ob die konzeptionellen Ansätze der Kritischen Geographie in der Lage sind, die gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse angemessen zu erfassen. Zweitens erfordern die methodischen Zugänge der Kritischen Geographie, gerade angesichts unübersichtlicher werdender Verhältnisse, eine kontinuierliche Reflexion, Neuausrichtung und Erweiterung. Mit den zuvor angesprochenen aktuellen gesellschaftlichen Herausforderungen ergeben sich drittens für die Kritische Geographie auch neue empirische Gegenstände. Schließlich verändern sich viertens die strukturellen Rahmenbedingungen für kritische Forschung und Lehre, nicht nur in der Geographie. Die Gliederung des Beitrags orientiert sich an diesen Schwierigkeiten mit den beiden Einschränkungen, dass erstens jedes Kapitel nur wenige Beispiele anführen und eine intensive Auseinandersetzung mit den angesprochenen Aspekten nicht ersetzen kann. Ziel der Kapitel ist es daher nicht, den kompletten Umfang und die Komplexität kritisch-geographischer Forschung differenziert abzubilden. Stattdessen illustrieren die folgenden Ausführungen mit zahlreichen Verweisen die Breite, aber auch exemplarische Leerstellen der deutschsprachigen Kritischen Geographie, um vertiefende Debatten anzuregen. Zweitens steht in diesem Text – wie auch im Band von Benedikt Korf – die deutschsprachige Debatte im Vordergrund, mit dem Wissen, dass die vormalige Trennung zwischen deutsch- und vor allem englischsprachiger Geographie zunehmend brüchiger wird. Darüber hinaus sind die Fragen nach einer sich kritisch verstehenden und agierenden Wissenschaft selbstverständlich nicht nur an die Geographie gerichtet, sondern Teil einer inter- und transdisziplinär zu führenden Diskussion. Zu den vier Schwierigkeiten wirft dieser Beitrag erste Thesen auf und führt skizzenhaft die Angewandte Kritische Geographie als ein Feld an, in dem eine praktische Reflexion bisheriger Ansätze, Methoden, Themen und Interventionen erfolgen kann.

Der von Benedikt Korf zu Beginn seines Buches angemahnte „skeptische Vorbehalt“ (2022: 10) führt zu Störungen in „liebgewonnenen

Denkmustern“ und in Konsequenz zu Schwierigkeiten mit Ansätzen der Kritischen Geographie. Diese Schwierigkeiten produktiv zu wenden, stellt ein lohnendes Unterfangen dar. Hierfür ist es allerdings notwendig, anstelle der von Korf kritisierten „Denk-Stimmungen“ (ebd.: 20) oder „Schwingungen des Tons“ (ebd.: 204) bisherige Arbeiten der Kritischen Geographie tatsächlich gründlich „zu sezieren“ (ebd.: 21) sowie „explizit zum Objekt der Kritik“ (ebd.: 37) zu machen, um zu deren Weiterentwicklung beizutragen. Dieser Beitrag greift daher auf eine grobe, zuweilen willkürliche Sichtung von Veröffentlichungen der deutschsprachigen Kritischen Geographie in dieser Zeitschrift, human-geographischen Fachzeitschriften und Buchreihen kritischer geographischer Forschung zurück. Die Verweise auf zahlreiche – bei Weitem nicht alle – Publikationen soll zum einen illustrieren, wie sich die Kritische Geographie im deutschsprachigen Raum mittlerweile ausdifferenziert hat. Wie in kaum einem anderen Bereich der Humangeographie entstanden in den letzten beiden Jahrzehnten, oft außerhalb etablierter Institutionen der Disziplin, eine Vielzahl an Debatten, Veranstaltungen, Publikationen und weiteren Initiativen. Diese konzeptionelle, methodische und empirische Vielfalt zeigt zum anderen aber auch die Notwendigkeit einer kontinuierlichen Reflexion hinsichtlich des kritischen Gehalts der eigenen Ansprüche und Praxis. So kann es, wie die Jubiläumsausgabe dieser Zeitschrift eindrücklich dokumentiert, für die Frage nach der Kritik in kritischer Forschung eben keine allgemeingültige Antwort geben, sondern immer nur neue Fragen, Versuche und vorläufige Thesen.

1. Pluralisierung und Spezialisierung – konzeptionelle Ansätze der Kritischen Geographie

Die konzeptionellen Ansätze der Kritischen Geographie haben sich in den letzten Jahren erheblich erweitert und ausdifferenziert. Diese stetige Ausdifferenzierung ist als Ausdruck einer Skepsis beziehungsweise des Zweifels der Kritischen Geographie an sich selbst, das heißt ihrem wissenschaftlichen wie auch politischen Erklärungsgehalt, zu verstehen. Für die größer werdende Vielfalt stehen exemplarisch Einführungen in kritische Ansätze der Stadt- und Raumforschung (Vogelpohl/Oßenbrügge 2018; Vogelpohl et al. 2021), Überblickswerke zu Feministischen Geographien (Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht 2021), zu postkolonialen Ansätzen (Bauriedl/Carstensen-Egwuom 2022) oder zur Politischen

Ökologie (Gottschlich et al. 2022). Darüber hinaus liegen vertiefende Auseinandersetzungen unter anderem mit anarchistischen (spoerri/Stenglein 2021) oder psychoanalytisch inspirierten Ansätzen (Pohl 2019) sowie Geographien im Anschluss an Karl Marx (Belina 2017), Michel Foucault (Füller/Michel 2012) und Theodor W. Adorno (Belina/Reuber 2021) vor. Wie oben bereits angedeutet, ist diese Aufzählung bereits für die deutschsprachige Kritische Geographie unvollständig, ganz zu schweigen von der konzeptionellen Vielfalt der internationalen Debatte. Jedoch zeigen schon diese wenigen Beispiele, dass die aktuelle Kritische Geographie mittlerweile eine konzeptionelle Bandbreite auszeichnet, die es schwer macht, „in Dogmatismen zu erstarren und sich in Selbstgefälligkeit einzurichten“ (Korf 2022: 17). Anstelle von „intellektuellen Abkürzungen“ (ebd.: 9) könnten wir hier auch von einem Labyrinth sich immer weiter verzweigender konzeptioneller Möglichkeiten sprechen. Oder, um es polemisch zu überspitzen: Wer hier einen einheitlichen „diskursiven Klingelton“ (ebd.: 17) der Kritischen Geographie hört, sollte vielleicht einen Hörtest machen. Die konzeptionelle Vielfalt der Kritischen Geographie trug maßgeblich dazu bei, dass die deutschsprachige Humangeographie stärker als bisher an die kritischen Sozialwissenschaften anschlussfähig wurde. Geographische Veröffentlichungen, Veranstaltungen und Stellenangebote haben damit auch für Vertreter*innen anderer wissenschaftlicher Disziplinen deutlich an Attraktivität gewonnen.

Die Erweiterung und Ausdifferenzierung konzeptioneller Ansätze ist aber durchaus mit Schwierigkeiten verbunden. Erstens könnte die zunehmende Spezialisierung von Expert*innen bestimmter Theorien dazu führen, dass ein Dialog immer voraussetzungsvoller wird. Beispielsweise sind für die Geographien im Anschluss an Slavoj Žižek auch Kenntnisse der Arbeiten von Jacques Lacan und Georg Wilhelm Friedrich Hegel zumindest sehr hilfreich. In seinem Buch zeigt Benedikt Korf die Bedeutung der politischen Theologie als Voraussetzung für ein besseres Verständnis der Kritischen Theorie auf (2022: 62 ff.). So verdienstvoll diese konzeptionellen „Tiefenbohrungen“ sind, bringen sie aber auch die Herausforderung mit sich, wie ein produktiver Austausch zwischen den einzelnen Spezialist*innen und der Bezug auf aktuelle raumbezogene empirische Fragestellungen gelingen können. Eine Möglichkeit für den Umgang mit diesen Schwierigkeiten könnte in einer Angewandten Kritischen Geographie liegen. Der Anspruch, konkrete gesellschaftliche Probleme gemeinsam mit Akteur*innen jenseits des akademischen

Betriebs zu bearbeiten, macht eine empirische Operationalisierbarkeit, aber auch eine pragmatische Vermittlung von konzeptionellen Ansätzen erforderlich. Zweifellos sind mit diesem „Praxistest“, dem sich wissenschaftliche und politische Arbeiten unterziehen, verschiedene Herausforderungen verbunden. Dennoch könnte ein immer wieder neu zu bestimmender Anwendungsbezug neue Dialoge innerhalb und außerhalb der Wissenschaft ermöglichen.

Eine weitere, bereits seit Längerem identifizierte Herausforderung hinsichtlich der Weiterentwicklung konzeptioneller Ansätze besteht darin, den bisherigen Kanon von Theoretiker*innen um Stimmen aus dem Globalen Süden zu erweitern. Hier gilt es, neben alten weißen Männern der deutschen und englischen Sprache auch weitere Perspektiven zu berücksichtigen. Dazu kann die *postcolonial urban theory* wertvolle Anregungen liefern (für einen Überblick siehe Lanz 2015), die weit über die Stadtforschung hinaus relevant sind. Korf selbst schlägt etwa Ansätze postkolonialer Autor*innen wie Partha Chatterjee für die Untersuchung aktueller Entwicklungen des Populismus vor (2022: 177 f.). Die Provinzialisierung geographischer Forschung und Lehre bleibt daher ein zentrales Anliegen einer Kritischen Geographie.

Die Vielfalt konzeptioneller Ansätze in der Kritischen Geographie befindet sich in permanenter Erweiterung, wird intensiv diskutiert und stellt ganz sicher eine ihrer Stärken dar (siehe beispielsweise Vogelpohl et al. 2021). Die Pluralität von Theorien basiert auf der Erkenntnis, „dass sich die gegenwärtige Situation nicht auf eine Generalformel bringen lässt“ (Vogl in Korf 2022: 170) und eine kritische Gesellschaftsanalyse daher auf verschiedene konzeptionelle Zugänge angewiesen ist. Wenn diesen verschiedenen Ansätzen vielleicht doch eines gemeinsam ist, dann der Anspruch, theoretisch begründete Vorschläge für eine Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse zu liefern. In diesem Verständnis sind Krisen ein strukturelles Merkmal kapitalistischer Verhältnisse, die daher überwunden werden müssen. Indem kritische Forschung diese normativen Ausgangspunkte transparent macht, hebt sie sich deutlich von nur scheinbar „neutraler Wissenschaft“ ab, deren politische Agenda eben nicht klar kommuniziert wird. Die Formulierung von durch diverse konzeptionelle Zugänge inspirierte Gesellschaftskritik vermeidet damit die Moralisierung und Personalisierung von Kritik, die – wie später skizziert wird – zu populistischen und gefährlichen Kurzschlüssen führen kann.

Die Ausdifferenzierung konzeptioneller Ansätze spiegelt sich auch in der Methodik der Kritischen Geographie wider.

2. Digital, partizipativ und in Bewegung – Anforderungen an Methoden der Kritischen Geographie

Auch wenn sich die Geographie, und ebenso die Kritische Geographie, als eine empirische Wissenschaft versteht, lieferte sie bisher nur begrenzt methodische Anregungen. Mit Ausnahme von Kartierungen sind zahlreiche Forschungsmethoden, die Geograph*innen verwenden, in anderen wissenschaftlichen Disziplinen entwickelt worden. Was sind dann also methodische Ansätze einer Kritischen Geographie für die Analyse und Kritik von Gesellschaft? Was können diese Ansätze zu einer sozialwissenschaftlichen Methodendiskussion beitragen?

Die methodischen Herausforderungen, die aus der Digitalisierung sowie der zunehmenden Mobilität in Gesellschaften resultieren, betreffen auch die empirische Forschung kritischer Geograph*innen und Stadtforscher*innen. Für die Methoden einer Kritischen Geographie ist darüber hinaus auch ein partizipativer Anspruch leitend. Die eigene gesellschaftliche Position soll in Forschungsvorhaben transparent gemacht und reflektiert werden, das Informations- und Machtgefälle zwischen Forschenden und Beforschten offengelegt und vermindert werden (siehe für das Beispiel kritischer Stadtextkursionen Grube/Thiele 2020). In der aktivistischen Stadtforschung ist die gemeinsame Intervention in stadtpolitische Auseinandersetzungen elementarer Bestandteil der Forschungsmethode (Füllner 2018). Der Anspruch, gesellschaftliche Verhältnisse zu analysieren und zu verändern, wird damit zu einer zentralen methodischen Herausforderung.

Ausgehend von diesen partizipativen Ansprüchen an methodische Zugänge ist in den letzten Jahren eine ganze Reihe von Methodenbeiträgen aus der Kritischen Geographie entstanden. Die eingangs erwähnte Ausdifferenzierung kritisch-geographischer Forschung zeigt sich auch in methodischer Hinsicht. Als Beispiele seien hier genannt die konzeptionelle Entwicklung und praktische Umsetzung des kritischen (Dammann/Michel 2022) beziehungsweise kollektiven Kartierens (Halder 2018; kollektiv orangotango+ 2019), die Berücksichtigung visueller Methoden (Schlottmann/Miggelbrink 2015), die Nutzung von GIS-Daten (Michel/Gryl 2021) sowie von Daten aus sozialen Medien (Wiertz/Schopper 2019), die Erweiterung mobiler Interviews durch gemeinsame Aktivitäten mit

Interviewpartner*innen wie beispielsweise „Bike-Alongs“ (Strüver 2015), eine materialistische (Belina/Dzudzek 2021) beziehungsweise poststrukturalistische (Glasze/Mattisek 2021) Reflexion der Diskursanalyse oder auch Überlegungen zu einer geographisch-künstlerischen Forschungspraxis (Bauer/Nöthen 2021). Monika Streule (2018) schlägt eine Ethnographie des Urbanen vor und Benedikt Korf (2022: 96 f.) sieht in ethnographischen Zugängen eine Möglichkeit, um sich „Geographien des Kleinen“ zu nähern. Seine Frage danach, wie partizipativ neuere Beteiligungsformen der sogenannten Entwicklungszusammenarbeit sind (2022: 122), sollte auch an Forschungsmethoden der Kritischen Geographie immer wieder selbstkritisch gerichtet werden. Methodische Zugänge, die iterativ angelegt sind, bewusst „Umwege“ einkalkulieren, ein Scheitern auch als Lernprozess begreifen und das eigene Vorgehen immer wieder hinterfragen, sind elementar für eine Kritische Geographie. Eine zentrale Herausforderung besteht darin, im Sinne der Intersektionalität verschiedene Formen von Macht und Benachteiligung methodisch zu erfassen.

Der partizipative wie auch reflexive Charakter einer kritisch-geographischen Methodik, deren Möglichkeiten und Grenzen zeigen sich ebenso in einer Angewandten Kritischen Geographie. So schlagen Kuge et al. (2020: 223) eine sich als dialogisch verstehende Wissensproduktion vor, bei der „die außerakademischen Akteure als Kooperationspartner*innen in die verschiedenen Phasen des Forschungsprozesses integriert [werden], deren eigenständige (Forschungs-)Praxis ernst genommen und für wechselseitige Lernprozesse erschlossen [wird]“. So werden aus den lediglich Beforschten eigenständige Subjekte im Forschungsprozess und Koproduzent*innen akademischen Wissens. Aus diesem ambitionierten Anspruch ergeben sich zahlreiche weitere forschungspraktische sowie -ethische Fragen der gemeinsamen Erhebung, aber auch der Auswertung und Sicherung von Daten.

Mit dieser methodischen Vielfalt sowie mit der Auseinandersetzung der mit der eigenen Positionalität verbundenen Schwierigkeiten und Widersprüche könnte die Kritische Geographie dem Vorwurf entgegen-treten, dass sie sich die „mühselige Arbeit der Begründung von Aussagen“ (Korf 2022: 21) erspare und „eine kritische Hinterfragung ihrer eigenen theoretischen Position“ (ebd.: 22) umgehe. Darüber hinaus könnte eine weiter auszubauende kritische Methodendiskussion die Sichtbarkeit der Geographie beziehungsweise räumlicher Fragestellungen insgesamt in methodologischen Debatten erhöhen. Wie lohnenswert es ist, sich über

das „Wie“ kritisch-geographischer Forschung Gedanken zu machen, zeigt die wachsende Breite empirischer Themen in der Kritischen Geographie.

3. Alles nur Gentrifizierung? Empirische Schwerpunkte und Leerstellen in der Kritischen Geographie

Die bisherigen Publikationen der Kritischen Geographie legen eine gewisse Fokussierung hinsichtlich von Fragen der Stadtgeographie, der (Neuen) Kulturgeographie oder auch der Politischen Geographie nahe. Die breite Debatte um die Gentrifizierung innerstädtischer Stadtteile ist ein Beispiel dafür, wie eine kritische Stadtforschung Eingang auch in mediale und stadtpolitische Diskurse gefunden hat. Demgegenüber ist in den letzten Jahren die Bandbreite empirischer Themen der Kritischen Geographie jedoch beständig weitergewachsen. Zu aktuellen Krisen wie der Covid-19-Pandemie (Mullis 2021) oder rechten Mobilisierungen (Mullis/Miggelbrink 2022) legten kritische Geograph*innen frühzeitig empirische Forschungsarbeiten vor. Für eine kleine Auswahl neuerer empirischer Gegenstände seien hier beispielhaft Lohnarbeit (Hürtgen 2021), Gesundheit (Füller 2022), die Digitalisierung von Städten (Bauriedl/Strüver 2018), Geographien von Recht und Justiz (Klosterkamp 2021), die Durchsetzung von Austerität (Petzold 2018), die Entwicklung ländlicher Räume (Mießner/Naumann 2019), räumliche Planung (Dudek 2021) sowie Emotionen und Affekte (Hutta et al. 2021) genannt. Die Kritische Geographie folgt in ihrer Wahl empirischer Gegenstände unweigerlich auch allgemeinen gesellschaftlichen „Megatrends“, die bei der finanziellen Förderung von beantragten Forschungsvorhaben eine wichtige Rolle spielen. Dennoch liegt die bisherige Stärke einer Empirischen Kritischen Geographie gerade darin, sich Themen anzunehmen, die im Mainstream als vermeintlich „irrelevant“ abgetan oder früher von etablierten Vertreter*innen der Disziplin als „zu wenig geographisch“ bezeichnet worden wären.

Demgegenüber gibt es aber auch Kritik an den bisherigen empirischen Schwerpunkten. So verweist Hanna Hilbrandt in ihrer Rezension der dritten Auflage vom „Handbuch Kritische Stadtgeographie“ (Belina/Naumann/Strüver 2018) darauf:

„Es bleibt jedoch der Eindruck, dass die Vorstellung von emanzipatorischen Veränderungen, die vor allem den letzten Buchteil trägt, sich auf ein paar wenige, kostbare und vornehmlich aktivistische Handlungen und deren favorisierte Orte fokussiert und

Kritische Geographie in Schwierigkeiten?

damit beispielsweise stille Unterwanderungspraxen, routinierte Aushandlungen und Alltäglichkeit als Schauplatz progressiver Kritik außer Acht lässt.“

(Hilbrandt 2019: 267)

Eine Kritische Geographie sollte daher auch die blinden Flecke jenseits der eigenen empirischen Schwerpunkte und Lebensmittelpunkte in den Blick nehmen. So stehen eine kritische Klein- und Mittelstadtforschung (Bürk 2012), die Vermittlung der Kritischen Geographie in der Geographiedidaktik (Naumann/Raschke 2022) oder eine kritische Verkehrsgeographie (Hebsaker 2020) noch relativ am Anfang. Auch eine deutschsprachige Einführung in die Wirtschaftsgeographie aus kritischer Perspektive, wie es im englischsprachigen Raum bereits mehrere gibt (z. B. MacKinnon/Cumbers 2018), fehlt bislang.

Wie die Kritische Geographie durchaus auch die eigenen Schwächen und Widersprüche in der empirischen Forschung thematisiert, zeigt die beginnende Debatte um eine Angewandte Kritische Geographie. Diese greift die Kritik aus der angloamerikanischen Debatte auf, dass mit der zunehmenden Professionalisierung der Kritischen Geographie dieser ihre gesellschaftliche Relevanz verloren ging. Demgegenüber postulieren Kuge et al.: „Die zentrale Idee einer AKG [Angewandte Kritische Geographie] besteht darin, Probleme aus der Praxis zivilgesellschaftlicher Initiativen aufzugreifen, in denen sich die Interessen und die Lebenswirklichkeit marginalisierter bzw. subalternen Gruppen widerspiegeln.“ (Ebd. 2020: 223) Damit sind auch neue empirische Gegenstände kritisch-geographischer Forschung verbunden. Demgegenüber warnen Iris Dzudzek und Henning Füller:

„Eine diesem Diktum folgende Angewandte Kritische Stadtgeographie, die Kritik als Kampf gegen Machtverhältnisse begreift, kann sich aber leicht als Sackgasse herausstellen. Eine Kritik, die sich außerhalb solcher Verhältnisse imaginiert und kritisch-emanzipatorische Praxis als Befreiung von diesen versteht, bleibt verkürzt immanent.“

(ebd. 2022: 151)

Sie mahnen als entscheidende Aufgabe von Kritik an, eigene Verwicklungen zu erkennen, zu reflektieren und auch die eigene Praxis der Kritik zu problematisieren (ebd.). Die Frage nach der – zu kleinen oder

zu großen – Distanz zum eigenen Aktivismus rückt hier ins Zentrum. Doch kritische Reflexion und Anwendungsbezug müssen sich nicht ausschließen:

„Für die Entwicklung einer Angewandten Kritischen Geographie ist es wichtig, diese Frage konsequent auf die eigene Praxis zu übertragen: Unter welchen Annahmen, Einsätzen, Bedingungen, Machtverhältnissen und Wahrheiten funktioniert die Realisierung und Regierung unserer Projekte? In diesem Zusammenspiel entsteht eine Stadtgeographie, die angewandt und kritisch zugleich ist.“

(Ebd.: 152)

Eine solche Angewandte Kritische Geographie könnte die Vorschläge für eine kritische Entwicklungsgeographie von Benedikt Korf (2022: 88 ff.) aufnehmen, indem sie eine Bescheidenheit praktiziert – hinsichtlich der Vermeidung vorschneller moralischer Urteile, aber auch hinsichtlich realistischer Forderungen und dem eigenen Vermögen, dazu etwas empirisch beizutragen. Diese empirische Arbeit muss dabei Widersprüchlichkeiten aushalten, sollte aber auch ein „Zögern und Zaudern“ in Krisenzeiten (ebd.: 174) vermeiden, das wir uns – auch wenn es moralisierend klingen mag – angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Zustände eben nicht leisten können.

Die methodisch-reflektierte Bearbeitung konkreter empirischer Themen kann ebenfalls verhindern, dass eine Empirische Kritische Geographie vorschnelle Generalisierungen vornimmt und in die Falle einer holzschnittartigen „Hyperkritik“ (Korf 2022: 94) tappt. Theorie- und Begriffsarbeit, die Auseinandersetzung mit der Wissenschaftsgeschichte bleiben zweifellos wichtig. Gleichzeitig ist die Warnung von Benedikt Korf davor, die Theorie der Ideologiekritik auf Kosten der Empirie zu überhöhen (2022: 87), ernst zu nehmen – gerade vor dem Hintergrund einer immer umfassender und anspruchsvoller werdenden konzeptionellen Debatte. „Fake News“ und wissenschaftsfeindliche Haltungen, wie sie sich zum Beispiel bei den Protesten von Coronaleugner*innen zeigten, machen die Bedeutung einer reflektierten, aber doch auch zügigen Erarbeitung empirischer Ergebnisse sowie deren Vermittlung in der Gesellschaft deutlich. Gleichzeitig stehen diese Herausforderungen auch für die Veränderung wissenschaftspolitischer Rahmenbedingungen für die Kritische Geographie.

4. „Cancel Culture“ in der neoliberalen Hochschule? Gesellschaftliche und wissenschaftspolitische Schwierigkeiten

Die gesellschaftlichen Bedingungen werden für die Kritische Geographie schwieriger und geben vielfach Anlass für eine kritische Überprüfung der eigenen Positionen. Beispielhaft stehen hierfür erstens die immer deutlicher zu erkennenden Fragmentierungen innerhalb der Linken, zweitens ein gesellschaftlicher Diskurs um Political Correctness und eine vermeintliche „Cancel Culture“ (Daub 2022), gerade in Hochschulen, und drittens die weiter voranschreitende Neoliberalisierung des Wissenschaftsbetriebs. Gerade weil eine Kritische Geographie von einem immanent krisenhaften Charakter kapitalistischer Gesellschaften ausgeht, vermeidet sie Haltungen eines „Alarmismus“, vor denen auch Benedikt Korf (2022: 130) eindringlich warnt. Dennoch geben aktuelle Entwicklungen Anlass für Besorgnis und legen eine Dringlichkeit im Handeln nahe.

Aktuelle Krisen führten auch in der Linken und der kritischen Wissenschaft zu neuen Spaltungen beziehungsweise legen bereits länger bestehende Brüche offen. Ein eindrückliches Beispiel führt Benedikt Korf mit den verstörenden Äußerungen von Giorgio Agamben an, der von einer „Erfindung“ des SARS-CoV-2-Virus spricht (2022: 151). Hier lassen sich nahtlos die immer wiederkehrenden Vorstöße der LINKEN-Politikerin Sarah Wagenknecht gegen die Beschlusslage der eigenen Partei ergänzen. Die Positionen von Wagenknecht zu Migration, zu Maßnahmen der Pandemiebekämpfung oder zu den Sanktionen gegen Russland suchen dabei bewusst Anschluss an Debatten der Rechten. In einigen ostdeutschen Städten übernahmen bereits rechtsextreme Strukturen und Coronaleugner*innen bei den Protesten gegen Energiekosten oder den Krieg in der Ukraine das, was Korf als „Zornmanagement“ (ebd.: 186) bezeichnet. Eine undogmatische „Mosaik-Linke“, die in der Lage ist, verschiedene emanzipatorische Perspektiven und gesellschaftliche Kämpfe miteinander zu verbinden, ist derzeit hingegen nicht in Sicht. So bleibt die zu Beginn aufgeworfene Frage nach dem „What’s left?“ und der politischen Umsetzung emanzipatorischer Ansprüche auch für die Kritische Geographie weiter zu diskutieren.

Ob die Kritische Geographie im deutschsprachigen Raum tatsächlich zum „Mainstream“ (Korf 2022: 17) geworden ist, wäre Frage einer weiterführenden Debatte. Unstrittig dürfte sein, dass kritische Ansätze erst mit einigen Jahrzehnten Verzögerung in der deutschsprachigen

Humangeographie aufgegriffen wurden und dabei erhebliche Widerstände zu überwinden hatten (Belina et al. 2021). Aktuelle Debatten um eine vermeintliche „Cancel Culture“ oder eine „Disziplinpolizei“ (Korf 2022: 192), die angeblich vom politisch korrekten Diskurs abweichende Meinungen ausschließt und verbietet, zeigen aber, dass diese Widerstände längst nicht verschwunden sind. So lässt sich das „Netzwerk Wissenschaftsfreiheit“, das erfreulicherweise nur minimale Unterstützung aus der Geographie erhalten hat, leicht als akademische Variante des „Aber das wird man doch wohl noch sagen dürfen (ohne dafür gleich kritisiert zu werden)“-Stammtischs kritisieren. Dennoch sind für die kritischen Geistes- und Sozialwissenschaften wissenschaftspolitische Konsequenzen zu befürchten. Es besteht die Gefahr, dass vor allem feministische, rassistisch-kritische oder postkoloniale Ansätze als Teil der akademischen Cancel Culture diffamiert werden und zunehmend unter Druck geraten (für eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff „Cancel Culture“ siehe Daub 2022). Exemplarisch stehen hierfür die Auseinandersetzungen um eine zeitweilig geplante Umwidmung der bisherigen Professur für Geschlechtergeschichte in eine Professur für Digital Humanities an der Universität Jena (MDR Thüringen 2022). Das Beispiel aus Jena zeigt aber auch, wie schwierig es für eine Kritische Geographie werden wird, sich gegenüber Themen zu behaupten, die in der neoliberalen Hochschule für Internationalität und Drittmittelerfolg stehen.

Die Neoliberalisierung von Hochschulen und Forschungseinrichtungen mit ihrer einseitigen Orientierung an stark verkürzten Kriterien von „wissenschaftlicher Exzellenz“ sind seit längerem Gegenstand von Kritik (Sambale/Eick/Walk 2008). Kürzlich zeigte die Kampagne „#IchBinHanna“ (Bahr/Eichhorn/Kubon 2022), wie schwierig es gerade für Nachwuchswissenschaftler*innen ist, sich angesichts befristeter Verträge ein wissenschaftliches Arbeiten des „Zauderns“ und der „Umwege“ (Korf 2022: 29) leisten zu können. Der von Korf vorgeschlagene Begriff einer „skeptizistischen Geographie“ (ebd.: 57) schließt somit an Peter Weichharts (2012) Forderung nach einer „Slow Science“ an, die er dem aktuellen „Exzellenzstalinismus“ gegenüberstellt. Aus Perspektive der feministischen Geographie fordern Alison Mountz et al. (2015) ebenfalls eine „slow scholarship“, denn der neoliberale Wettbewerbsgedanke betrifft auch kritische Forschung. Doch wie kann gründliches Nachdenken über gesellschaftliche Probleme gelingen angesichts der Dringlichkeit dieser Probleme – und vor allem auch,

wenn im sich stetig beschleunigenden neoliberalen Hochschulbetrieb dafür schlicht keine Zeit ist (Schlottmann 2021)? Es ist damit zu rechnen, dass tendenziell sinkende Studierendenzahlen und zu erwartende Post-Corona-Sparrunden öffentlicher Haushalte die Möglichkeiten zum Innehalten und Hinterfragen künftig noch weiter verringern werden. Somit stellt sich die Frage, wie die Skepsis gegenüber einer neoliberalen Wissenschaftspolitik, aber auch der eigenen Forschungspraxis praktisch umgesetzt werden kann.

5. Fazit: Skeptisch oder aktivistisch? Angewandte Kritische Geographien der Zukunft

Der hier erfolgte kursorische Abriss aktueller konzeptioneller Ansätze, methodischer Zugänge, empirischer Gegenstände und wissenschaftspolitischer Positionierungen aus dem Kontext der Kritischen Geographie soll eines ihrer zentralen Merkmale illustrieren: Statt einem „Kreis der Insiderinnen“ (Korf 2022: 17) gibt es eine große Vielfalt, Heterogenität und damit auch Debatten zu kritisch-geographischer Forschung und Lehre. Kritische Geographie ist damit also genuin vom skeptischen Hinterfragen der eigenen Annahmen, Ansprüche und Praktiken geprägt. Schließlich steht die Kritische Geographie nicht außerhalb der von ihr kritisierten gesellschaftlichen Verhältnisse, sondern ist eng mit ihnen verwoben und damit in permanenter Erschütterung, Veränderung und Neuorientierung begriffen.

Die Frage „Könnte es auch anders sein?“, von Benedikt Korf (2022: 38) in Hinblick auf die Erkenntnistheorie formuliert, stellt die Kritische Geographie für bestehende gesellschaftliche Verhältnisse. Damit sind nicht nur Momente der Nachdenklichkeit und des Zweifelns (auch an sich selbst), sondern zwangsläufig auch Irrtümer und Umwege verbunden. Ein konkretes Feld für eine Angewandte Kritische Geographie ist die Suche nach konkreten Alternativen im Lokalen, wie sie etwa in der Debatte um municipalistische Bewegungen deutlich wird (Sarnow 2021). Was können soziale Bewegungen und linke Parteien, aber auch kritische Wissenschaftler*innen praktisch umsetzen, welche Auswirkungen hat die Professionalisierung von Aktivist*innen, was bedeutet etwa eine Institutionalisierung für die Forderung nach einem „Recht auf Stadt“? Was sind Wege für eine Dekolonialisierung bisheriger Ansätze, Methoden und Forschungsgegenstände? Dies sind Beispiele für konzeptionelle, methodische, empirische und auch wissenschaftspolitische Fragestellungen

nicht nur einer Angewandten Kritischen Geographie, sondern kritischer Sozialwissenschaften insgesamt. Und ganz sicher darf der kritische Blick auf gesellschaftliche Verhältnisse nicht vor der eigenen wissenschaftlichen und politischen Praxis Halt machen.

Vielleicht ist „die Hoffnung auf eine bessere zukünftige Welt“ moralisierend (Redepening in Korf 2022: 146), angesichts der aktuellen gesellschaftlichen Verhältnisse bleibt das Streben danach aber ein wichtiges, da notwendiges Anliegen der Kritischen Geographie. Die Einladung, sich daran zu beteiligen, steht weiterhin allen interessierten Geograph*innen wie auch Nichtgeograph*innen offen. Möglicherweise kann die von Benedikt Korf vorgeschlagene „skeptische Geographie“ (ebd.: 148) zugleich auch kritisch und angewandt sein?

Mit den anfangs erwähnten Ansprüchen der Kritischen Geographie an sich selbst macht sie sich einerseits angreifbar. Die Kritik an bestehenden Verhältnissen führt unweigerlich zu Widerspruch und Widerständen innerhalb wie auch außerhalb des wissenschaftlichen Betriebs. Andererseits versetzt sie sich mit der Verfolgung dieser Ansprüche in die Lage, Grenzen zu überschreiten: zwischen verschiedenen geographischen Sub- und weiteren Disziplinen, zwischen dem Wissenschaftsbetrieb und politischem Aktivismus, zwischen lokaler Verankerung und internationaler Vernetzung. Kritischen Geograph*innen geht es also um wissenschaftliche und politische Relevanz – und nicht um das „Abspielen ‚diskursiver Klingeltöne‘“ (Korf 2022: 20).

Danksagung

Für ihre Kommentare zu einer früheren Version dieses Beitrags danke ich Bernd Belina, Felicitas Kübler, Michael Mießner, Anke Strüver sowie zwei Mitgliedern der sub\urban-Redaktion.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Matthias Naumann forscht als Humangeograph zu den Geographien der Stadt und ländlicher Räume und beschäftigt sich mit Infrastruktur.
matthias.naumann@aau.at

Literatur

Amin, Ash / Thrift, Nigel (2005): What's left? Just the future. In: *Antipode* 37/2, 220-238.
Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hg.) (2021): *Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte*. Leverkusen: Barbara Budrich.

Kritische Geographie in Schwierigkeiten?

- Bahr, Amrei / Eichhorn, Kristin / Kubon, Sebastian (2022): #IchBinHanna. Prekäre Wissenschaft in Deutschland. Berlin: Suhrkamp.
- Bauer, Lea / Nöthen, Eva (2021): Geographisch-künstlerische Stadtforschung. Ein Drei-Schritt-Verfahren zur Erschließung der Vielheit sozialräumlichen Wissens. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 9/3-4, 169-190.
- Bauriedl, Sybille / Carstensen-Egwuom, Imken (Hg.) (2022): Geographien der Kolonialität. Geschichten globaler Ungleichheitsverhältnisse der Gegenwart. Bielefeld: transcript.
- Bauriedl, Sybille / Strüver, Anke (Hg.) (2018): Smart City – Kritische Perspektiven auf die Digitalisierung in Städten. Bielefeld: transcript.
- Belina, Bernd (2017): Raum. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Belina, Bernd / Best, Ulrich / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (2021): Better late than never? Critical geography in German-speaking countries. In: Lawrence Berg / Ulrich Best / Mary Gilmartin / Henrik Gutzon Larsen (Hg.), Placing critical geography. Historical geographies of critical geography. London: Routledge, 165-183.
- Belina, Bernd / Dzudzek, Iris (2021): Diskursanalyse als Gesellschaftsanalyse – Ideologiekritik und Kritische Diskursanalyse. In: Georg Glasze / Annika Mattissek (Hg.), Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld: transcript, 109-136.
- Belina, Bernd / Naumann, Matthias / Strüver, Anke (Hg.) (2018): Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Belina, Bernd / Reuber, Paul (2021): Geographie mit Adorno: Editorial zum Themenheft. In: Geographische Zeitschrift 109/2-3, 67-72.
- Bürk, Thomas (2012): Gefahrenzonen, Angsträum, Feindesland: Stadtkulturelle Erkundungen zu Fremdenfeindlichkeit und Rechtsradikalismus in ostdeutschen Kleinstädten. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Dammann, Finn / Michel, Boris (Hg.) (2022): Handbuch Kritisches Kartieren. Bielefeld: transcript.
- Daub, Adrian (2022): Cancel Culture Transfer. Wie eine moralische Panik die Welt erfasst. Berlin: Suhrkamp.
- Dudek, Simon (2021): Von der Landesplanung zum kommunalen Wettbewerb. Eine Cultural Political Economy-Analyse bayerischer Raumordnungspolitik zwischen 2008 und 2018. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Dzudzek, Iris / Füller, Henning (2022): Zur Rolle von Kritik in der Angewandten Kritischen Stadtgeographie. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/1, 150-153.
- Füller, Henning (2022): Infrastrukturen der Biosicherheit. Zur Macht sozio-technischer Prognoseverfahren am Beispiel des Syndromischen Gesundheitsmonitoring in den USA. Bielefeld: transcript.
- Füller, Henning / Michel, Boris (Hg.) (2012): Die Ordnung der Räume. Geographische Forschung im Anschluss an Michel Foucault. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Füllner, Jonas (2018): Aktivistische Stadtforschung. In: Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.), Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot, 130-135.
- Glasze, Georg / Mattissek, Annika (2021): Die Hegemonie- und Diskurstheorie von Laclau und Mouffe. In: Georg Glasze / Annika Mattissek (Hg.), Handbuch Diskurs und Raum. Theorien und Methoden für die Humangeographie sowie die sozial- und kulturwissenschaftliche Raumforschung. Bielefeld: transcript, 137-166.
- Gottschlich, Daniela / Hackfort, Sarah / Schmitt, Tobias / von Winterfeld, Uta (Hg.) (2022): Handbuch Politische Ökologie. Theorien, Konflikte, Begriffe, Methoden. Bielefeld: transcript.
- Grube, Nils / Thiele, Katja (2020): Kritische Stadtextkursionen. Annäherung an eine reflexive Exkursionspraxis. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 8/3, 215-230.
- Halder, Severin (2018): Gemeinsam die Hände dreckig machen. Aktionsforschungen im aktivistischen Kontext urbaner Gärten und kollektiver Kartierungen. Bielefeld: transcript.

- Hebsaker, Jakob (2020): Städtische Verkehrspolitik auf Abwegen. Raumproduktionen durch ÖPNV-Infrastrukturmaßnahmen in Frankfurt am Main. Wiesbaden: Springer VS.
- Hilbrandt, Hanna (2019): Wo steht die kritische Stadtgeographie? Rezension zu Bernd Belina / Matthias Naumann / Anke Strüver (Hg.) (2018): Handbuch Kritische Stadtgeographie. Münster: Westfälisches Dampfboot. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/1-2, 264-268.
- Hürtgen, Stefanie (2021): Glokalisierung und Feminisierung: Zur strukturellen Krise von Lohnarbeit im europäischen Raum. In: Geographica Helvetica 76/2, 261-273.
- Hutta, Jan / Klosterkamp, Sarah / Laketa, Sunčana / Marquardt, Nadine (2021): Emotionen und Affekte. In: Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hg.), Handbuch Feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte. Leverkusen: Barbara Budrich, 215-238.
- Klosterkamp, Sarah (2021): Geographien des Ein- und Ausschlusses: Strafvollzug und -prozesse im Kontext der Aufarbeitung von Beteiligungshandlungen im syrischen Bürgerkrieg. In: Geographica Helvetica 76/2, 205-219.
- kollektiv orangotango+ (Hg.) (2019): This is not an atlas. A global collection of counter-cartographies. Bielefeld: transcript.
- Korf, Benedikt (2022): Schwierigkeiten mit der kritischen Geographie. Studien zu einer reflexiven Theorie der Gesellschaft. Bielefeld: transcript.
- Kuge, Janika / Naumann, Matthias / Nuissl, Henning / Schipper, Sebastian (2020): Angewandte und Kritische Geographie. Gemeinsame Herausforderungen, gemeinsame Perspektiven? In: Standort. Zeitschrift für Angewandte Geographie 44/4, 219-225.
- Lanz, Stephan (2015): Über (Un-)Möglichkeiten, hiesige Stadtforschung zu postkolonialisieren. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/1, 75-90.
- MacKinnon, Danny / Cumbers, Andrew (2018): An introduction to economic geography. Globalisation, uneven development and place. London: Routledge.
- MDR Thüringen (2022): Geschlechtergeschichte an der Uni Jena hat möglicherweise doch eine Zukunft. <https://www.mdr.de/nachrichten/thueringen/ost-thueringen/jena/geschlechtergeschichte-zukunft-zukunft-universitaet-100.html> (letzter Zugriff am 14.2.2023).
- Michel, Boris / Gryl, Inga (2021): Kritische Kartographie, kritische Praxis und kritisches Kartieren: Mündige geographische Bildung mit digitalen Karten und Geodaten. In: GW-Unterricht 164, 27-34.
- Mießner, Michael / Naumann, Matthias (Hg.) (2019): Kritische Geographien ländlicher Entwicklung. Globale Transformationen und lokale Herausforderungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Mountz, Alison / Bonds, Anne / Mansfield, Becky / Loyd, Jenna / Hyndmann, Jennifer / Walton-Roberts, Margaret / Basu, Ranu / Whitson, Risa / Hawkins, Roberta / Hamilton, Trina / Curran, Winifred (2015): For slow scholarship: A feminist politics of resistance through collective action in the neoliberal university. In: ACME: An International E-Journal for Critical Geographies 14/4, 1235-1259.
- Mullis, Daniel (2021): Peripheries, politics, centralities: Geographies of COVID-19. Reflections from a German perspective on and beyond Biglieri et al. In: Cities & Health. <https://doi.org/10.1080/23748834.2021.1964909>.
- Mullis, Daniel / Miggelbrink, Judith (Hg.) (2022): Lokal extrem Rechts. Analysen alltäglicher Vergesellschaftungen. Bielefeld: transcript.
- Naumann, Matthias / Raschke, Nicole (2022): Kritische Stadtgeographie und geographische Bildung. Forschendes Lernen zum Recht auf Stadt am Beispiel der Dresdner „Straßenbahn-Streichler“. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/1, 73-96.
- Petzold, Tino (2018): Austerity Forever?! Die Normalisierung der Austerität in der BRD. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Pohl, Lucas (2019): Das urbane Unbewusste: Psychoanalyse und kritische Stadtforschung. In: sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 7/3, 47-64.

Kritische Geographie in Schwierigkeiten?

- Roskamm, Nikolai / Vollmer, Lisa (2022): Was ist Stadt? Was ist Kritik? Einführung in die Debatte zum Jubiläumsheft von sub|urban. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 10/1, 127-130.
- Sambale, Jens / Eick, Volker / Walk, Heike (Hg.) (2008): Das Elend der Universitäten: Neoliberalisierung deutscher Hochschulpolitik. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Sarnow, Martin (2021): Demokratische Revolution oder im Treibsand der Institutionen? Entwicklungen, Widersprüche und Perspektiven der neuen municipalistischen Bewegung in Barcelona. In: Geographische Zeitschrift 109/1, 23-43.
- Schlottmann, Antje (2018): Kritische Geographische Entwicklungsforschung – auch eine Frage der Positionierung! Ein Kommentar zum Beitrag von Theo Rauch. In: Geographische Zeitschrift 106/3, 205-210.
- Schlottmann, Antje (2021): Geographie als Postwachstumswissenschaft. Gemeinschaftliches Gärtnern in den Feldern der Erkenntnis? In: Mirka Dickel / Hans Jürgen Böhmer (Hg.), Die Verantwortung der Geographie. Orientierung für eine reflexive Forschung. Bielefeld: transcript, 35-52.
- Schlottmann, Antje / Miggelbrink, Judith (Hg.) (2015): Visuelle Geographien. Zur Produktion, Aneignung und Vermittlung von RaumBildern. Bielefeld: transcript.
- spoerri, germaine f. / Stenglein, Ferdinand (Hg.) (2021): anarchistische geographien. Beiträge zu den Radical Geographies. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Streule, Monika (2018): Ethnografie urbaner Territorien. Metropolitane Urbanisierungsprozesse von Mexiko-Stadt. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Strüver, Anke (2015): Critical Mass als performative Kritik der städtischen Verkehrspolitik? Fahrradfahren mit Judith Butler auf dem Gepäckträger. In: sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung 3/3, 33-50.
- Vogelpohl, Anne / Michel, Boris / Lebuhn, Henrik / Hoerning, Johanna / Belina, Bernd (Hg.) (2021): Raumproduktionen II. Theoretische Kontroversen und politische Auseinandersetzungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Vogelpohl, Anne / Oßenbrügge, Jürgen (Hg.) (2018): Theorien in der Raum- und Stadtforschung. Einführungen. Münster: Westfälisches Dampfboot.
- Weichhart, Peter (2012): „Slow Science“ versus Exzellenzstalinismus. Vom Nutzen wissenschaftlicher Reflexionen abseits der Evaluierungsbuchhaltung. In: Abhandlungen zur Geographie und Regionalforschung 14, 7-38.
- Wiertz, Thilo / Schopper, Tobias (2019): Theoretische und methodische Perspektiven für eine Diskursforschung im digitalen Raum. In: Geographische Zeitschrift 107/4, 254-281.

Uwe – Felsberg-Melsungen, 2016

Fotospaziergang mit einem Leiharbeiter der
Industrielogistik in Kassel

Cécile Cuny

Die Logistikbranche ist in letzter Zeit ins Zentrum vieler politischer sowie wissenschaftlicher Diskussionen gerückt. Diese wirtschaftlichen Aktivitäten, die den Verkehr von Gütern von ihrem Produktionsort zu ihrem Verkaufsort effizient und zu den niedrigstmöglichen Kosten organisieren, werden von Arbeitgeber- und Arbeitnehmer-Interessenverbänden einerseits als eine technologieintensive und zukunftsfähige Branche beschrieben, andererseits als exemplarisch für die dramatische Prekarisierung der europäischen Arbeitswelten[1]. An den Rändern der europäischen Städte drückt sich die Entwicklung der Logistik seit den 1980er-Jahren durch eine zunehmende Konzentration von Lagern aus, in denen Tätigkeiten wie Beförderung, Vorbereitung und Sortierung der Produkte von Arbeiter_innen (sog. Kommissionierer_innen, Staplerfahrer_innen, Lagerhelfer_innen) durchgeführt und nach der *just-in-time*-Methode organisiert werden. In Deutschland und Frankreich entsprechen die „einfachen“ Tätigkeiten der Mehrheit der Erwerbsarbeit in der Branche (86 % in Deutschland[2], 80 % in Frankreich[3]). Darunter sind männliche Arbeiter in der Logistik überrepräsentiert (72 % in Deutschland[4], 82 % in Frankreich[5]).

Von 2016 bis 2019 habe ich ein kollektives Forschungsprojekt koordiniert, das diese Arbeitswelten sowie die Berufs- und Wohnkarrieren von Arbeiter_innen in Logistikhallen in der Region Paris, im Ballungsraum Frankfurt/Rhein-Main und in Kassel untersucht hat[6]. Das Forschungsvorhaben begann mit einer fotografischen Dokumentation von drei Logistikgewerbegebieten und einer ersten Interviewkampagne mit den Akteuren der Produktion solcher Gewerbegebiete (Barbier/Cuny/Raimbault 2019). Eine zweite Interviewkampagne wurde dann mit

Arbeiter_innen durchgeführt, die in drei Logistikhallen der jeweiligen untersuchten Logistikgewerbegebiete angetroffen wurden (Barbier/Cuny 2020). Eine dritte Phase basierte auf der inszenierten Begegnung zwischen Arbeiter_innen, Fotograf_innen und Soziolog_innen. Sie bestand darin, mit etwa 20 Personen Fotospaziergänge an den Arbeits- und Wohnorten durchzuführen. Die Methode des Fotospaziergangs (in der französischen Literatur als *itinéraire* bezeichnet) wurde von dem Soziologen Jean-Yves Petiteau im Rahmen mehrerer Kooperationen mit verschiedenen Fotografen 1975 bis 2012 formalisiert. Sie besteht aus einem von der befragten Person inszenierten Spaziergang, der in eine kollaborative Beziehung mit den anwesenden Fotograf_innen und Soziolog_innen eingebunden ist (Cuny/Färber/Preissing 2010). Jeder Spaziergang verbindet verschiedene Lebenswelten, die innerhalb des Lebenslaufs und der Geschichte der befragten Person von Bedeutung werden: Arbeit, Nachbarschaft, Familie, Freizeit, Freunde, Hobbys. Im Rahmen der Untersuchung habe ich als Soziologin oder Fotografin etwa zehn Fotospaziergänge unternommen. Der hier vorgestellte Fotospaziergang wurde mit meinem Forschungskollegen Clément Barbier und Uwe, 55, seit 2012 Leiharbeiter in der Logistikhalle eines deutschen Herstellers von Energieerzeugungsgeräten in der südlichen Peripherie von Kassel, 2016 durchgeführt.

Das Video „Fotospaziergang mit Uwe, Felsberg-Melsungen, 2016 (Cécile Cuny / WORKLOG)“ können Sie auf der sub\urban-Webseite ansehen.



Die Videomontage soll die Zuschauer dazu auffordern, die Bilder mit einem „zivilen Blick“^[1] zu betrachten (Azoulay 2012: 48). Hierzu wurde der Fotospaziergang in die Form einer dreiminütigen Diashow übertragen, die aus 32 Fotografien besteht, kombiniert mit kurzen, transkribierten Auszügen aus den Tonaufnahmen während des Spaziergangs. Ein Soundtrack, der aus verschiedenen Aufnahmen besteht, die ich in mehreren besuchten Logistikhallen in Deutschland aufgenommen habe, unterbricht den Ablauf der Diashow mit dem Geräusch von Maschinen, Stimmen oder Fördergeräten, die an Uwes Arbeitswelt erinnern.

Die Videomontage berichtet von einer geographischen Reise, deren Eindrücke durch mehrere Fotografien wiedergegeben werden, die aus dem Auto heraus aufgenommen wurden. Diese Aufnahmeposition wird

in den Bildern durch Elemente wie die Pfosten und Rundungen der Fenster oder Windschutzscheiben, die Silhouette des Rückspiegels, der Sitze oder der Passagiere verdeutlicht. Wenn diese Elemente nicht vorhanden sind, tragen andere Besonderheiten der visuellen Wahrnehmung aus einem Auto heraus zur Ästhetik der Bilder bei: Bewegungsunschärfe, überlagerte Bilder aufgrund von Spiegelungen in den Fenstern. Die Ästhetik dieser Fotografien zeichnet sich durch eine Reihe von Codes aus, die die visuelle Wahrnehmung dem Erlebnis im Kino annähert (Stierli 2010; Venturi/Scott Brown/Izenour 1972). Die Ähnlichkeit mit dem Kino wird noch weiter verstärkt durch die Diashow, die Verwendung von schwarzen Streifen mit Untertiteln und den Soundtrack. Werden die Zuschauer_innen auf manche Bilder aufmerksam, dann nehmen sie an dem teil, was Ariella Azoulay als „Bürgerschaft der Fotografie“ bezeichnet (Azoulay 2008): Sie verlängern das „Ereignis“, das den Fotospaziergang darstellt, und bieten Uwe die Gelegenheit, seine Geschichte in einem neuen Raum zu erzählen, der beim Zuschauen des Videos aktiviert wird. Die Aufmerksamkeit der Zuschauer_innen sowie ihre Fähigkeit, Uwe als Subjekt anzuerkennen, mit dem sie in einer gleichberechtigten Beziehung stehen und einen gemeinsamen Raum teilen, sind aber nicht garantiert. Diese Beteiligungsebene entspricht dem „zivilen Blick“. Wie Jacques Rancière (2000) gezeigt hat, bestimmt die soziale Ordnung, die jedem Menschen einen Platz in Verbindung mit einer sozialen „Identität“ zuweist, zudem auch, wer sehen/nicht sehen, sprechen/nicht sprechen, gehört/nicht gehört werden oder verstanden/nicht verstanden werden kann. In diesem Zusammenhang wird die Veröffentlichung und Verbreitung des Videos auch zu einer demokratischen Probe. Es geht tatsächlich darum, die sozialen und politischen Herausforderungen zu interpretieren, die der Produktion der Bilder und ihrer Verbreitung zugrunde liegen, wie sie in dem besonderen sozialen und politischen Kontext der Rezeption verstanden werden können. Sind wir also bereit, anzunehmen, dass die Geschichte von Uwe auch uns persönlich betrifft, dass seine Situation als Leiharbeiter von unseren Positionen und Taten beziehungsweise unserer Tatenlosigkeit als Zuschauer_innen und Bürger_innen abhängt?

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Endnoten

- [1] Siehe zum Beispiel die Positionspapiere der Bundesvereinigung Logistik (<https://www.bvl.de/publikationen/positionen>, 21.1.2019) und des Deutschen Gewerkschaftsbunds zum Thema „Digitalisierung“ (<https://innovation-gute-arbeit.verdi.de/gute-arbeit/materialien-und-studien/++co++0cb0b096-a73a-11e6-88cc-525400ed87ba>, 20.2.2023).
- [2] Eigene Bearbeitung aus dem Zensus, 2011.
- [3] Eigene Bearbeitung aus dem INSEE, Enquête Emploi, 2012.
- [4] Eigene Bearbeitung aus dem Zensus, 2011.
- [5] Eigene Bearbeitung aus dem INSEE, Enquête Emploi, 2012.
- [6] Projekt WORKLOG Nr. ANR-16-CE41-0003-01, Université Paris-Est Marne-la-Vallée (Verantwortliche: Cécile Cuny), <http://worklog.hypotheses.org> (9.2.2023).
- [7] Azoulay unterscheidet drei Blickarten, mit denen eine Fotografie betrachtet werden kann: Der Orientierungsblick interpretiert das Bild anhand der verfügbaren Informationen über die fotografierten Subjekte und ihre Lebensbedingungen; der Expertenblick interessiert sich für die technischen und ästhetischen Merkmale des Bildes (Bildausschnitt, Belichtung, Blickwinkel, Farb- oder Schwarz-Weiß-Fotografie, Größe der Auflage, Art der Einrahmung); der „zivile Blick“ baut auf den Elementen der vorherigen Blicke auf, um deren Grenzen zu überschreiten. Hierbei geht es darum, sich die Beziehungen zwischen den fotografierten Personen und dem Fotografen, die sozialen und politischen Herausforderungen, die der Produktion des Bildes und seiner Verbreitung zugrunde liegen, sowie die Gründe dafür vorzustellen.

Autor_innen

Cécile Cuny ist Stadtsoziologin. Sie forscht zu Logistik und Raum, partizipativem Urbanismus und dem Zusammenwirken von bildender Kunst und Stadtforschung. cecile.cuny-robert@univ-eiffel.fr

Literatur

- Azoulay, Ariella (2008): *The civil contract of photography*. New York: Zone Books.
- Azoulay, Ariella (2012): *Civil imagination. A political ontology of photography*. London: Verso.
- Barbier, Clément / Cuny, Cécile (2020): Wie ArbeiterInnen die logistische Arbeitsorganisation deuten. Ein deutsch-französischer Vergleich. In: Stefan Groth / Sarah May / Johannes Müske (Hg.), *Vernetzt, entgrenzt, prekär. Arbeit im Wandel und in gesellschaftlicher Diskussion. Kulturwissenschaftliche Perspektiven*. Frankfurt am Main: Campus, 131-149.
- Barbier, Clément / Cuny, Cécile / Raimbault, Nicolas (2019): The production of logistics places in France and Germany. A comparison between Paris, Frankfurt-am-Main and Kassel. In: *Work, Organisation, Labor and Globalisation* 13/1, 30-46.
- Cuny, Cécile / Färber, Alexa / Preissing, Sonja (2019): Autonomie und Zusammenarbeit: zur zeitlichen Dimensionierung kooperativer Fotografie- und Stadtforschung. In: Stefan Groth / Christian Ritter (Hg.), *Zusammenarbeiten: Praktiken der Koordination und Kooperation in kollaborativen Prozessen*. Bielefeld: transcript, 51-78.
- Rancière, Jacques (2000): *Le partage du sensible*. Paris: La fabrique.
- Sterli, Martino (2010): *Las Vegas im Rückspiegel. Die Stadt in Theorie, Fotografie und Film*. Zürich: GTA.
- Venturi, Robert / Scott Brown, Denise / Izenour, Steven (1972): *Learning from Las Vegas*. Cambridge: MIT Press.

Die Frankfurter Sommerschule „Kritische Wohnungsforschung“

Perspektiven, Vernetzung und Empowerment
für neue Formen der Wissensproduktion und
Wohnungspolitik

Johanna Betz

Mit der Sommerschule „Kritische Wohnungsforschung. Theorie und Praxis einer progressiven Wohnungspolitik“ wurde von Wissenschaftler*innen des Instituts für Humangeographie der Goethe-Universität Frankfurt am Main ein interaktives und im Zweijahresrhythmus stattfindendes Format etabliert, das progressive Debatten rund um Wohnungsmarktentwicklungen und -politik fördert. Bisher gibt es – trotz der gesellschaftspolitischen Relevanz der Wohnungsfrage – nur wenige Plattformen, über die längerfristig produktive und inspirierende Verbindungen zwischen Wissenschaft, Aktivismus, Verwaltung und Politik gestärkt und neu geknüpft werden können und auf denen sich die jeweiligen Akteur*innen austauschen können. Dementsprechend groß war das Interesse, auf das das Angebot der Sommerschule stieß. Daher wurde das Programm der ersten, digital stattfindenden Sommerschule bei der zweiten Ausrichtung mit einem inhaltlich ähnlichen Fokus für einen anderen Personenkreis wiederholt. Zum zweiten Mal fand die viertägige Sommerschule, die von der Rosa-Luxemburg-Stiftung in der Sektion Wohnungs- und Stadtpolitik gefördert wird, im September 2022 statt. Rund 60 Personen nahmen jeweils teil. Dieser Kurzbericht spiegelt aus meiner Teilnehmenden-Perspektive wider, was die Sommerschule ausmacht, und dokumentiert schlaglichtartig, welche inhaltlichen Schwerpunkte bisher gesetzt wurden.

Explodierende Wohnkosten und ein neuer Zyklus von wohnungspolitischen Protestbewegungen im Nachgang der Finanz- und Wirtschaftskrise

von 2007 und den Folgejahren unterstreichen die Notwendigkeit, neue wohnungspolitische Ansätze zu entwickeln, zu testen und sowohl mit Theoriebezug als auch auf ihre Praxistauglichkeit hin zu reflektieren. Hier besteht großer Nachholbedarf: Nicht zufällig wurden in Deutschland in den 1990er- und 2000er-Jahren, zeitgleich zu den massiven Privatisierungen und profitorientierten Restrukturierungsvorhaben von öffentlichen Wohnungsbeständen, viele Verwaltungseinheiten und Ministerien, die sich mit dem Wohnen befassen, aufgelöst oder verkleinert. Parallel etablierten sich neue Akteure, insbesondere börsennotierte Immobilienkonzerne wie Vonovia SE, und die Menge an Kapital, die durch die Wohnraumversorgung zirkuliert, stieg in ungekannte Höhen. Im Ergebnis fehlen heute vielerorts nicht nur direkt öffentlich steuerbare, gemeinwohlorientiert agierende Wohnungsunternehmen; es fehlt auch Wissen über gemeinwohlorientierte Bewirtschaftungsweisen und wohnungspolitische Alternativen sowie der politische Wille, diese gegen private Profitinteressen durchzusetzen. Aufgrund der ideologischen und

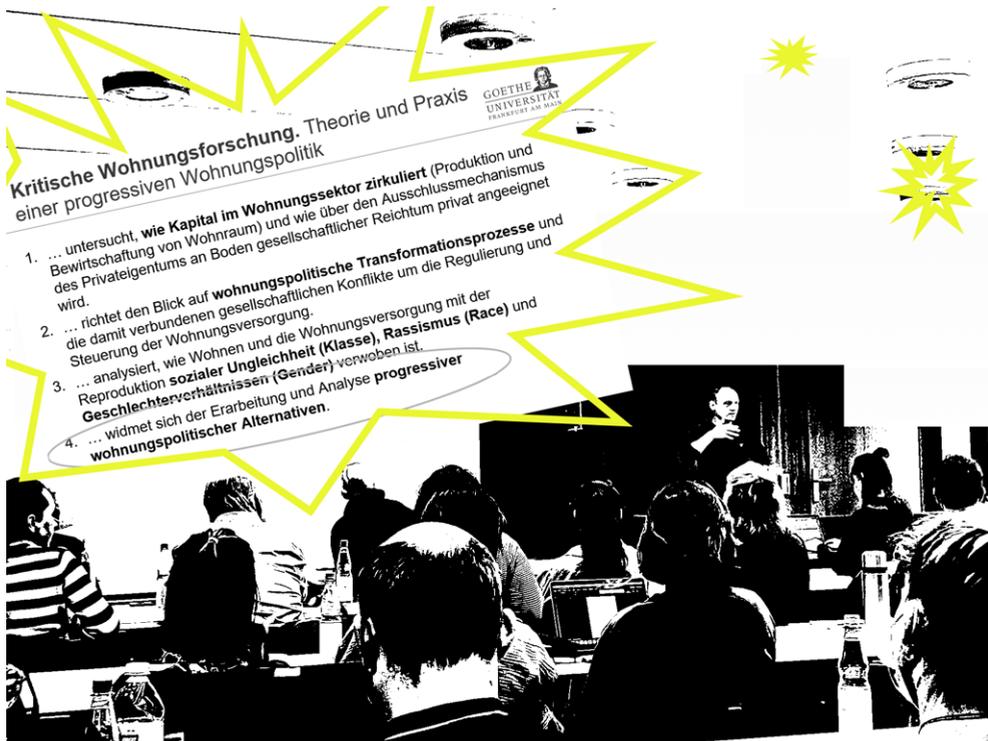


Abb 1 Was kritische Wohnungsforschung ist, erläutert einer der Organisator*innen der Sommerschule, Sebastian Schipper, bei der Eröffnungsveranstaltung (Quelle: Phuong Thanh Tran / Johanna Betz)

institutionellen Rekonfiguration gibt es aktuell einen großen Bedarf an kritischen empirischen und angewandten Studien und Austauschformaten, die zum einen die strukturellen Transformationsprozesse aufarbeiten und zum anderen progressive Reformen in Politik und Verwaltung stärken sowie Gegenarrative zur neoliberalen Hegemonie liefern.

Mit einer Mischung aus Vorträgen und Workshops eröffnete die Sommerschule die Möglichkeit, im kooperativen Zusammenspiel von Akteur*innen aus Wissenschaft, sozialen Bewegungen, gemeinwohlorientierter Wohnungswirtschaft, Mietervereinen sowie Expert*innen aus Politik und Verwaltung Handlungsoptionen für progressive Wohnungspolitik zu erkunden. Dialogisch und beeindruckend agil erörterten und reflektierten die Teilnehmenden, welche marktfernen, nicht profitorientierten Alternativen von sozialen Bewegungen und Mietervereinen, aber auch in der staatlichen oder wohnungswirtschaftlichen Praxis erarbeitet wurden und wie diese weitergedacht werden können. Gerahmt und inspiriert wurden die Debatten von einer politökonomischen und emanzipatorischen Perspektive auf Wohnen und die Bodenfrage.

Mit dem Programm der Sommerschule ist ein Forum geschaffen worden, in dem in komprimierter Form und auf hohem fachlichen Niveau an einer Vielzahl der derzeit wohnungspolitisch heiß diskutierten Inhalte weitergearbeitet wird: Ausgerichtet waren die Schwerpunkte der beiden ersten Veranstaltungen, die 2021 (wegen des Ausbruchs der Coronapandemie 2020 um ein Jahr verschoben) und 2022 stattfanden, auf die Themen Bodenpolitik, Mietrecht, neuere Genossenschaften, Konzeptvergabeverfahren, Rekommunalisierung und Eigentumsverhältnisse. Diskutiert wurde über Organizing-Strategien, den Verlauf von Bürger*innenbegehren, die Enteignungskampagne in Berlin und über Perspektiven für die Umsetzung der Vergesellschaftung.

So erläuterte beispielsweise Jan Kuhnert, Geschäftsführer der KUB Kommunal- und Unternehmensberatung GmbH und von 2016 bis Anfang 2021 Vorstandsmitglied der Wohnraumversorgung Berlin – AöR, die im Zuge des Mietenvolksentscheids von 2015 geschaffen wurde, Möglichkeiten der Steuerung und Demokratisierung von öffentlichen Wohnungsunternehmen. Hierbei wurden Perspektiven für die Umgestaltung der öffentlichen Wohnungswirtschaft in Deutschland eröffnet und der Aufbau und die rechtlichen Herausforderungen bei in AGs oder GmbHs strukturierten öffentlichen Wohnungsunternehmen

diskutiert. Bei ihnen wird öffentliches Eigentum in privatrechtlich verfassten Gesellschaften verwaltet – allerdings fehlt oftmals eine politische Anbindung an demokratisch legitimierte Akteure. Zudem stellen sich Fragen der Transparenz, weil aus den Aufsichtsratssitzungen nur wenige Informationen an die Öffentlichkeit dringen. Inga Jensen gab einen Überblick über aktuelle Formen der Rekommunalisierung von Wohnraum in Berlin. Tiefer in das Thema Mietrecht konnten die Teilnehmenden im Workshop von Sarah Grönewald vom Mieterbund Darmstadt e. V. einsteigen. Sie lieferte einen prägnanten, wenn auch nicht allzu positiv stimmenden Rundumblick über die aktuelle Gesetzgebung im Mietrecht und zu Fragen etwa der rechtlichen Regulierung des Wohnens in WGs oder Studierendenwohnheimen, dem Spielraum der Mietenden bei mangelnder Instandhaltung durch die Eigentümer*innen sowie zu Kündigungen oder Zwangsräumungen. Ein Planspiel leitete Stephan Reiß-Schmidt, langjähriger Leiter der Stadtentwicklungsplanung München, Mitglied der Münchner Initiative für ein soziales Bodenrecht sowie Co-Vorsitzender des Ausschusses Bodenpolitik der Deutschen Akademie für Städtebau und Landesplanung DASL e. V. In seiner Session versetzten sich die Teilnehmenden in die Rolle von Investor*innen sowie Akteur*innen der Kommunalverwaltung oder -politik, um über innovative Instrumente der Bodenpolitik zu verhandeln. Wie Kommunen gemeinschaftliches Wohnen in Konzeptverfahren ermöglichen können und warum das nicht nur für die Wohnraumversorgung, sondern auch für Nachbarschaften die Wohnqualität erhöht und den sozialen Zusammenhalt stärkt, stellte Birgit Kasper vor. Sie ist Mitbegründerin und Leiterin der Geschäftsstelle des Netzwerks Frankfurt für gemeinschaftliches Wohnen e. V. sowie der Landesberatungsstelle für gemeinschaftliches Wohnen in Hessen und im Vorstand des FORUM Gemeinschaftliches Wohnen e. V. – Bundesvereinigung.

Formal griffen die meisten Sessions auf kurze Impulsvorträge zurück, die dann mit unterschiedlichen Workshop-Formaten kombiniert wurden. Dieses abwechslungsreiche und partizipative Format sorgte – auch bei der ersten, komplett digital stattfindenden Sommerschule – für lebendige Diskussionen und Austausch, auch weil es unterschiedliche Formen von Beiträgen ermöglichte. Man konnte beispielsweise von politischen oder aktivistischen Strategien berichten, über politökonomische Verhältnisse diskutieren und/oder in Excel die Eigentümerzusammensetzung einer Stadt auf Basis von Zensusdaten ausrechnen. Wie Letzteres

funktioniert, zeigte Christoph Trautvetter in seiner Session „Wem zahle ich eigentlich meine Miete? Ein interaktiver Recherche-Workshop zu Eigentümerstrukturen und Geschäftspraktiken“. Schnell wurde in der 2021er-Ausgabe via Chat, 2022 dann in Präsenz zusammengetragen, wie die Eigentumsverhältnisse sich in unterschiedlichen Städten, aus denen Teilnehmende anwesend waren, darstellen. Dabei wurde deutlich, wie stark sich diese unterscheiden. Darüber hinaus wurde in der Session auch über die Grenzen der Eigentümerklassifizierung nach Zensus debattiert, die nur wenige Nuancen zulässt und aus deren Daten sich beispielsweise nicht schließen lässt, wie stark gewinnorientiert Eigentümer*innen der gleichen Eigentumskategorie agieren oder wie viele Wohnungen ein und dieselbe „kleine“ Privateigentümerin in unterschiedlichen Städten besitzt. Detailliertere Daten hierzu sind wichtig, um genauer aufzuschlüsseln, wer vom jüngsten Immobilienboom profitiert hat.

Zeit und Raum schufen die Organisator*innen auch für informelleren Austausch und Vernetzung, wie unter anderem in den Werkstattphasen „Theorie und Praxis: Ideenaustausch zu Forschungs- und Recherchebeiträgen“. Diese dienten als Plattform, über die sowohl Know-how-Gesuche als auch Ressourcen vermittelt wurden: Beispielsweise meldete eine Stadtverwaltung, dass ihr die Ressourcen für eine qualitative und quantitative Einschätzung unterschiedlicher Formen von hochpreisigen Kurzzeitvermietungen in ihrer Stadt fehlten. Für eine Forschungsarbeit könnte es politisch relevant und spannend sein, möblierte Apartments, Ferienwohnungen et cetera in Zusammenarbeit mit der Verwaltung zu erheben und zu klassifizieren. Zudem fanden sich überregional Personen zusammen, die derzeit vor ähnlichen Herausforderungen stehen und dankbar für Austausch waren.

Aufgrund der anhaltenden gesellschaftspolitischen Relevanz der verhandelten Fragestellungen, der Weiterentwicklung der jeweiligen Debatten und des nach wie vor großen Interesses an den Themen hat die zweite Sommerschule inhaltlich unmittelbar an die Debatten der ersten Veranstaltung angeknüpft. Der inhaltliche Schwerpunkt für die nächste Sommerschule 2024 steht derzeit noch nicht fest. Aus meiner Perspektive könnten noch expliziter als bisher die Machtverhältnisse auf bundespolitischer und EU-Ebene in den Blick genommen werden – auch um wohnungspolitische Vernetzung von Bewegungsakteur*innen über die lokale Ebene hinaus zu stärken. Wünschenswert wäre auch, wenn das Thema Nebenkosten und Energiearmut seinen Weg ins Programm

finden würde. Um die Brücke zwischen Wohnungs- und Klimabewegung und damit eine fachliche Debatte zu stärken, die hierzulande noch kaum geführt wird, wäre es hilfreich, der Diskussion um Klimagerechtigkeit und Wohnen mehr Raum zu geben.

Gespannt sein können wir auf jeden Fall auch, da bis zur nächsten Sommerschule, die im September 2024 stattfinden wird, eigentlich mit Praxiserfahrung über die realisierte Vergesellschaftung der Bestände großer Wohnungsunternehmen in Berlin berichtet werden können sollte. Bis dahin müsste das Enteignungsbegehren durch die Berliner Landesregierung, die bisher primär durch Verzögerungstaktik auffällt, längst umgesetzt worden sein. Die Sommerschule bietet sicherlich einen spannenden und vielseitigen Rahmen, um das Ergebnis zu reflektieren und die Übertragbarkeit der Vergesellschaftung außerhalb Berlins weiter zu diskutieren. Kommt vorbei!

Informationen zur Sommerschule findet ihr online: <https://www.uni-frankfurt.de/99544776/Sommerschule>

Anmerkung: Die Veranstaltung wird vom Hessischen Kultusministerium als Bildungsurlaub anerkannt.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Johanna Betz befasst sich in ihrer Forschung mit öffentlichen Infrastrukturen, Wohnungspolitik und der politischen Ökonomie des Wohnens.
johanna.betz@posteo.de

Weder ein Ende der Arbeit, noch der Fabrik

Rezension zu Moritz Altenried (2022): *The digital factory. The human labor of automation.* Chicago/London: University of Chicago Press.

Yannick Ecker

„A pattern seems to be emerging whereby the needs of time-poor households are met through the labour of the money-poor. [...] Their [the workers'] own work-life balance is likely to be even worse than that of the customers they serve, increasing their own dependence on the market and tightening still further the knots that tie them into the global digital capitalist economy.“

(Huws 2019: 20)

Mit diesen Worten resümiert die Arbeitsforscherin Ursula Huws einige relevante Aspekte des Phänomens *Plattformarbeit*, das gegenwärtig auch zahlreiche Stadtforscher_innen beschäftigt. Dabei geht es um höchst relevante Fragen, etwa nach den Arbeitsbedingungen, aber auch dem Produktionsmodell, den städtischen Raumproduktionen und den sozialen Verhältnissen, mit denen plattformvermittelte Arbeit in Beziehung steht. Mit eben solchen Fragen befasst sich auch Moritz Altenried in seiner jüngst veröffentlichten Arbeit *The digital factory* (2022) – stellt sie dabei jedoch auf ein gesellschafts- und raumtheoretisch neues Fundament.

Abb. 1 *The digital factory. The human labor of automation.* (Quelle: University of Chicago Press)



Das Themenfeld wird bereits in sehr unterschiedlichen Disziplinen bearbeitet. So gibt es erstens arbeitssoziologische Auseinandersetzungen, die sich etwa mit Automatisierungsprozessen und algorithmischer Arbeitssteuerung auseinandersetzen und deren Folgen für betriebliche Herrschaft untersuchen. Zweitens haben sich vor allem Autor_innen aus der Kommunikations-, Medien- und Migrationsforschung mit der differenzierten Betroffenheit von Arbeiter_innen entlang von Kategorien wie Klasse, *race* und Geschlecht befasst. Die plattformgestützte Industrialisierung von Dienstleistungsarbeit zeigt sich als ein Prozess, der etwa auf spezifische Weise auf rassifizierte Arbeit zurückgreift, zu *digitaler Unterschichtung* beiträgt und soziale Ungleichheiten verschärft; gleichzeitig jedoch auch mit teilweisen Autonomiegewinnen für Arbeiter_innen einhergehen kann. Außerdem stehen digitalisierte Arbeitsverhältnisse in einem besonderen Zusammenhang mit großen Städten, die als Arbeitskräftereservoir und nachfragestarkes Experimentierfeld im *Plattformurbanismus* zum Gegenstand von Humangeographie, *labor geography* und Stadtforschung geworden sind.

Mit *The digital factory. The human labor of automation* legt Moritz Altenried nun eine umfangreiche Studie zu Formen plattformvermittelter Arbeit vor, die für zukünftige Forschungsvorhaben der Stadtforschung und Arbeitssoziologie in dem Feld wegweisend ist. Denn Altenrieds Arbeit stellt auf produktive Weise Verknüpfungen zwischen diesen Diskursen her, indem mehrere Vektoren die Richtungen des analytischen Blicks bestimmen. Altenrieds zentraler Vorschlag besteht darin, plattformvermittelte Arbeit als Arbeit in *digitalen Fabriken* zu begreifen. Der digitale Kapitalismus führe nicht zum Ende der Fabrik – vielmehr vervielfältige sich die Fabrik als Apparat und Logik der Organisation von Arbeit gar über digitale Technologien. Mit dem Konzept der *digitalen Taylorisierung* zieht Altenried für dieses Argument einen Schlüsselbegriff der Arbeitssoziologie heran. Zudem entlehnt er aus der Migrations- und Grenzforschung den Begriff der *multiplication of labor* (Mezzadra/Neilson 2013), um die Potenziale digitaler Arbeitssteuerung und ihren Bezug zur Einbindung einer räumlich und in ihrer Subjektivität fragmentierten Arbeiter_innenschaft zu analysieren. Als letzten Vektor benennt Altenried eine räumliche Sensibilität, die nicht an einem einzelnen Konzept festgemacht wird. Die digitale Fabrik könne unterschiedliche räumliche Formen annehmen, darunter die der Plattform. Sie reartikuliere als *infrastructural space* alltägliche Raumproduktionen sowie die räumliche Zusammensetzung der

Arbeiter_innenklasse. Altenried sieht seine Studie als eine Fortsetzung der Kritik am Taylorismus, aber auch der Debatten über das operais-tische Konzept der *sozialen Fabrik*. In diesem Sinne führt Altenried Analysen von Logiken und Implikationen digitaler Arbeitssteuerung über die Benennung des Arbeitsregimes der digitalen Fabrik als gemein-sames gesellschafts- und raumtheoretisches Fundament produktiv zu-sammen. Während ein solches Zusammendenken unterschiedlicher Analysedimensionen unbedingt nötig ist, lässt sich der Rückgriff auf einen abstrakten Fabrik-Begriff jedoch hinterfragen, wie nachfolgend diskutiert wird.

Der empirische Teil der Arbeit beruht auf einer über sieben Jahre an-dauernden empirischen und experimentellen Forschung mit unter-schiedlichen qualitativen Methoden. Hierzu zählen Ethnographie und Interviewforschung sowie Analysen digitaler Technologien und weiterer Materialien (Publikationen von Unternehmen, Gewerkschaften usw.). Die Arbeit stellt sich hierbei als Synthese von vier Fallstudien dar, in de-ren Herzen jeweils die Auseinandersetzung mit Arbeit sowie Gespräche mit Arbeiter_innen selbst stehen. Das verbindende Glied dieses Zugangs ist die Ethnographie: über teilnehmende Beobachtungen (online und offline), die Arbeit für Plattformunternehmen und das Experimentieren mit Algorithmen versuchte Altenried in den digitalen Fabriken „präsent“ (ebd.: 12) zu sein.

An eine knappe Einleitung zur Vorstellung des Forschungsdesigns knüpft Altenried mit einer Besprechung der vier Fallstudien an, in denen er die Analysevektoren auf je unterschiedliche Weise verfolgt, um die Konturen einer wachsenden digitalen Arbeitswelt zu erkunden.

Im Kapitel 2 „The global factory: Logistics“ steigt Altenried mit einer Historisierung gegenwärtiger Transformationen der Arbeit ein – vor dem Hintergrund der Disziplin der Logistik. Anhand von Amazon-Warenlagern, UPS-Fahrer_innen und städtischen Fahrradkurier_innen betrachtet er die Logistik der arbeits- und damit für Unternehmen kostenintensiven letzten Meile. Hierbei macht der Autor die digitale Taylorisierung und Plattformisierung anschaulich als Momente derselben Bewegung zur Bewältigung dieser letzten Meile aus. Digitale Taylorisierung verweise auf Strategien der algorithmisch-gestützten Zerlegung, Messbarmachung und Kontrolle des Arbeitsprozesses. Bei Plattformisierung gehe es um den digital-gestützten Zugriff auf kontingente Arbeit, die möglichst auf

Abruf und auf Basis von Stücklöhnen stattfindende, unterhalb etablierter Arbeitsstandards für Beschäftigte.

Kapitel 3 „The factory of play: Gaming“ steigt anhand der Arbeit von Qualitätstester_innen und Goldfarmer_innen in die politische Ökonomie der Videospiele ein. Goldfarmer_innen sind Arbeitskräfte, die etwa in Workshops und Fabriken im Globalen Süden versammelt für meist im Globalen Norden lebende Spieler_innen Währung oder Vorteile in Online-Rollenspielen freispielen und gegen Geld verkaufen. Altenried plausibilisiert an diesen Beispielen überzeugend die Stärke des Analysekonzepts *virtueller Migration* als einer der multiplizierten Formen von Arbeit sowie die Bedeutung räumlich fragmentierter Arbeitsprozesse, die digital vermittelt möglich werden.

In Kapitel 4 „The distributed factory: Crowdwork“ nimmt Altenried eine kritische Einordnung der technologischen Versprechen von Automatisierung und Künstlicher Intelligenz vor. Er betrachtet plattformvermittelte Crowdworker_innen, die *microtasks* wie etwa Produktbeschreibungen oder Bilderkennungen umsetzen. Auf diese Weise erkundet er das Konzept der *multiplication of labor* weiter. Die digitale Fabrik zeige hier, wie sie auf standardisierte Arbeit zugreife, ohne diese – im Gegensatz zur analogen Fabrik – räumlich oder subjektiv zu homogenisieren. So zeigten sich auch spezifische Zugriffs- und Kombinationsmöglichkeiten, beispielsweise für Frauen, die tagsüber mehrheitlich Sorgearbeit verrichten, oder für räumlich verteilte *microtasker* im Globalen Süden, wo Crowdworking als Teil von Entwicklungsstrategien angesehen werde – etwa in Kenia.

Im fünften Kapitel „The hidden factory: Social media“ schließt Altenried eine Politisierung digitaler Infrastrukturen an. Er rückt die materiellen Grundlagen von Diensten wie *Facebook* in den Fokus: Serveranlagen, Datenzentren und eigene Unterseekabel. Aber auch die unsichtbare Infrastrukturarbeit outgesourcter Kommentarmoderator_innen greift der Autor als erhellendes Beispiel heraus. Altenried zeigt hieran, wie hinter der von Nutzer_innen oft als selbstverständlich wahrgenommenen Funktionalität von Infrastrukturen Arbeiter_innen stecken, die über digitale Fabriken koordiniert werden.

Die aus den drei zuvor beschriebenen Vektoren bestehende Analysematrix bringt Altenried in der Diskussion dieser Fallstudienkapitel aus unterschiedlichen Winkeln mit der Empirie in Kontakt, um in der entstehenden Analyse und Diskussion den Begriff der digitalen Fabrik zu

entwickeln. Hierbei zeigen sich auf ambivalente Weise einerseits die starke Integrationsleistung des Begriffs und andererseits dessen Schwächen aufgrund des hohen Abstraktionsgrads.

So ist Altenried mit dem Begriff in der Lage, äußerst heterogene Phänomene und Branchen zu fassen: mit der digitalen Fabrik und der digitalen Taylorisierung als ihrer Disziplin qualifiziert er eine spezifische Institution und Wirkweise, die den Netzwerk-Raum digitaler Plattformen regiert. Diese begriffliche Fassung ist auf zweifache Weise wegweisend: Zum einen, da sie im Gegensatz zu unscharfen Fassungen wie etwa dem *Netzwerk* im raumtheoretischen „TPSN framework“ (Jessop/Brenner/Jones 2008) die Benennung einer Raumform mit einer sie bildenden Strategie und deren qualitativen Effekten verknüpft. Zum anderen, indem sie eine lose Benennung, etwa als *digitalisierte Arbeit*, durch eine konkrete und analytisch-nützliche Bezeichnung der Gestaltung von Produktionsbeziehungen ersetzt. Indem der Begriff digitale Fabrik Fragen der Arbeitssteuerung in Hinblick auf Subjekt- und Raumproduktion erweitert, bietet er ein umfassendes gesellschafts- und raumtheoretisches Fundament für die Analyse digitalisierter Arbeitsverhältnisse. Die digitale Fabrik wird zum Diagramm eines räumlich und sozial restrukturierten Arbeitsprozesses, der die Zusammensetzung der Arbeiter_innenklasse umgestaltet. Argumentativ leistet Altenried so einen wertvollen Beitrag, der auch Strategiefragen berührt: statt revolutionären Hoffnungen auf die Anrufung einer digitalen Fabrikarbeiter_in als einheitlichem Klassensubjekt zu schüren, weist Altenried vor allem auf die Bedeutung einer Analyse hin, die die multiplen Formen und Kontexte der digitalen Fabrik versteht. Die Kämpfe in digitalen Fabriken seien äußerst heterogen. Ihr Erfolg hänge von der Entwicklung neuer Ansätze digitalen Organizings ab.

Methodologisch erweist sich die zur Anwendung gebrachte „experimentelle Methodologie“ (Altenried 2022: 15) als dem Gegenstand angemessen und analytisch gewinnbringend. Die Integrationsleistung, die auf theoretischer Ebene der Begriff der digitalen Fabrik leistet, erbringt empirisch die ethnographische Vorgehensweise. Die gemeinsamen Logiken industrialisierter Dienstleistungsarbeit und Erfahrungen der jeweiligen Arbeiter_innen bei ihrer Arbeit werden durch diesen Zugang zu einer empirischen Klammer, die die Anwendbarkeit des Begriffs plausibilisiert.

Trotz des übergreifend äußerst wertvollen und facettenreichen Gehalts der Studie ergeben sich aus der Wahl des Fabrik-Begriffs auch Unschärfen.

So kommt eine Reflexion der Kontinuitäten und Wandlungen des Begriffs zu kurz. Wenn die digitale Fabrik sich gerade durch räumliche Öffnung und Fragmentierung sowie den Verzicht auf die Homogenisierung der Subjektivität der Arbeiter_innen auszeichnet, verliert sie zwei zentrale definitorische Eigenschaften, die etwa Foucault (1995) dieser disziplinierenden Instanz zuschreibt. Diese Auslassung mag aufgrund der Positionierung in der operaistischen Tradition nachvollziehbar sein, jedoch bleibt auch eine Diskussion der Kontinuitäten und Ergänzungen des Begriffs der *sozialen Fabrik* aus. Weitere Unschärfen ergeben sich daraus, dass Altenried die digitale Fabrik zwar als „explizit räumliches Konzept“ (ebd.: 9) benennt, aber dessen Beziehung zu anderen Räumen, wie etwa den Büros eines Hamburger Spieleentwicklers, den Fabriken chinesischer Goldfarmer_innen oder der Wohnung einer heimarbeitenden Clickworkerin unklar bleibt. Der begriffliche Vorschlag wird hierbei ambivalent und regt zu Diskussionen über Alternativen zur Verknüpfung der analytischen Vektoren an. Statt mit der Fabrik zu einem Eckpfeiler Marx'scher Gesellschaftsanalyse zurückzukehren, böten sich Begriffe an, die eher als Strategien oder Prozesse in Beziehung zu unterschiedlichen Räumen treten können. Altenried selbst reflektiert dieses Problem indirekt in seiner Einschränkung der Reichweite der neuen Fabrikdisziplin: „digital Taylorism exists alongside other – markedly distinct – labor regimes“ (ebd.:17). Die Fabrik als einer der paradigmatischen Räume der europäischen Moderne hat das Denken über Arbeit und Gesellschaft lange genug dominiert – symbolische Anerkennung für Arbeit als Arbeit scheint es nur zu geben, wenn diese als in einer Fabrik stattfindend markiert wird. Dies zeigt sich etwa in der feministisch-geographischen Formulierung des „Zuhause als eine[r] Art Fabrik“ (Fraeser/Schuster/Vogelpohl 2021: 123). Statt begrifflich zur Fabrik zurückzukehren und die Zentralität dieser Imagination fortzuschreiben, hätte Altenried bei Begriffen wie *digitaler Taylorisierung*, *Industrialisierung von Dienstleistungsarbeit* oder *Plattformisierung* bleiben und diese weiterentwickeln können. Gerade weil die digitalisierte Arbeitssteuerung räumlich fragmentierte Arbeitsprozesse erleichtert, ist es schade, dass Altenried die Analyse einzelner Räume und Lebenszusammenhänge nicht stärker vertieft. Mit Büro, Fabrik, Warenlager und Heimarbeit könnten beispielsweise verschiedene Räume und Machteffekte betrachtet werden, um zu analysieren, welche spezifischen Wechselwirkungen mit den Logiken digitaler Arbeitssteuerung sich zeigen. Altenrieds Wahl des Fabrik-Begriffs

verschüttet leider auch ein praktisches Problem der gegenwärtigen bundesdeutschen Gewerkschaftspolitik: die Auflösung der alten Bindung zwischen Betrieb und Raum sowie deren Implikationen für Fragen des individuellen und kollektiven Arbeitsrechts (siehe dazu Jürgens/Hoffmann/Schildmann 2017: 34 f.). Aus einer pragmatischen Sicht hätte es sich zum Beispiel angeboten, eine funktionale Fassung des Begriffs *Betrieb* zu entwickeln und so einen argumentativen Beitrag zu einer Erweiterung von Rechten in Bezug auf Mitbestimmung, Gewerkschaftsarbeit und Arbeitskampf und damit zur Einhegung von Scheinselbstständigkeits zu leisten.

Diese Fragen der Begriffsbestimmung und Abgrenzung beeinträchtigen jedoch in keiner Weise den wissenschaftlichen Beitrag der Arbeit – sie sind vielmehr Teil der Diskussion, die unter anderem durch Altenrieds Beitrag in dieser Form überhaupt erst möglich wird. Die Studie verbindet die wichtigsten Diskurse zu einer schlüssigen Analysematrix und bietet damit unzählige Anknüpfungspunkte für zukünftige Arbeiten. Es ist daher zu wünschen, dass die Arbeit disziplinübergreifend große Beachtung findet und zur Konsolidierung eines Forschungsfeldes beiträgt, in dem disparate Konzepte und Erkenntnisse aus Arbeitssoziologie, Migrationsforschung und Humangeographie produktiv miteinander verknüpft werden.

Die Publikation dieses Beitrags wurde durch das Finanzierungsprojekt KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) ermöglicht.

Autor_innen

Yannick Ecker ist Humangeograph. Er forscht im Bereich der raumbezogenen Digitalisierungsforschung zu Prekarisierung, Arbeitsbedingungen, Geschlechterarrangements und Gewerkschaften.
yannick.ecker@geo.uni-halle.de

Literatur

- Altenried, Moritz (2022): *The digital factory. The human labor of automation*. Chicago/London: University of Chicago Press.
- Foucault, Michel (1995): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Huws, Ursula (2019): *The hassle of housework: Digitalisation and the commodification of domestic labour*. In: *Feminist Review* 123/1, 8-23.
- Jessop, Bob / Brenner, Neil / Jones, Martin (2008): *Theorizing sociospatial relations*. In: *Environment and Planning D: Society and Space* 26/3, 389-401.
- Jürgens, Kerstin / Hoffmann, Reiner / Schildmann, Christina (2017): *Arbeit transformieren! Denkanstöße der Kommission „Arbeit der Zukunft“*. Bielefeld: transcript.

Fraeser, Nina / Schuster, Nina / Vogelpohl, Anne (2021): Feministische Geographien der Arbeit – Zusammenhänge von Prekarisierung, Gentrifizierung und Globalisierung. In: Autor*innenkollektiv Geographie und Geschlecht (Hg.), Handbuch feministische Geographien. Arbeitsweisen und Konzepte. Opladen u. a.: Barbara Budrich, 120-144.

Mezzadra, Sandro / Neilson, Brett (2013): Border as method, or, the multiplication of labor. Durham: Duke University Press.

IMPRESSUM

sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung
2023, Band 11, Heft 1/2
ISSN 2197-2567



Erscheinungsort Berlin

Herausgabe Redaktionskollektiv sub\urban

Redaktionskollektiv sub\urban Kristine Beurskens, Laura Calbet i Elias, Nihad El-Kayed, Nina Gribat, Stefan Höhne, Johanna Hoerning, Jan Hutta, Michael Keizers, Yuca Meubrink, Boris Michel, Gala Nettelblatt, Lucas Pohl, Nikolai Roskamm, Nina Schuster, Lisa Vollmer

Redaktionssekretariat Michael Keizers

Heftkoordination Boris Michel, Yuca Meubrink

Koordination des Themenschwerpunkts Boris Michel, Lisa Vollmer

Autor_innen dieser Ausgabe Moritz Altenried, Johanna Betz, Alev Coban, Cécile Cuny, Ifigeneia Dimitrakou, Yannick Ecker, Bettina Engels, Luisa Gehriger, Fritz-Julius Grafe, Inga Haese, Hanna Hilbrandt, Stefanie Hürtgen, Sylvana Jahre, Tatiana López, Mouna Maaroufi, Kathrin Meißner, Annekathrin Müller, Matthias Naumann, Barbara Orth, Julie Ren, Nicolas Schlitz, Antonie Schmitz, Karin Schwiter, Ajit Jacob Singh, Joseph Sparsbrod, Anke Strüver

Lektorat, Gestaltung, Satz Lars Breuer, info@larslektor.de (Lektorat), Katrin Viviane Kurten, kurten@geo-lektorat.de (Lektorat), Christian Bauer, info@bauerchristian.com (neues Webseiten- und Printlayout), Cibebe Kojima de Paula (Satz), Redaktion (Gestaltung, Web-Satz)

Titelbild Stable Diffusion, Deep-Learning-Text-zu-Bild-Generator

Förderung sub\urban wird im Rahmen des gemeinschaftlichen Finanzierungsprojekts KOALA (Konsortiale Open-Access-Lösungen aufbauen) als Teil des Förderbündels „Sozialwissenschaften“ durch ein Konsortium von fast 70 wissenschaftlichen Einrichtungen gefördert.

sub\urban e.V.: Fördermitgliedschaften und Spenden Die Zeitschrift wird durch den Verein sub\urban e.V. getragen. Spenden und Fördermitgliedschaften sind steuerlich absetzbar. Informationen dazu finden sich auf www.zeitschrift-suburban.de

Druck Druckhaus köthen GmbH & Co. KG

Kontakt www.zeitschrift-suburban.de – info@zeitschrift-suburban.de

sub\urban

zeitschrift für kritische stadtforschung

2023, band 11, heft 1/2

ISSN 2197-2567

zeitschrift-suburban.de

Open Access

